

Verfasser: Philippson & Philippson

Titel: Novellenbuch 2. Ausg.

Signatur: Jud. 1858

Band: Bd. 1,2

nbn:de:hebis:30-180011858029



0 0 1 1 8 5 8 0 2 9

Schriften

herausgegeben

von

Institute zur Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Magdeburg,

Dr. Adolph Jellinek in Leipzig,

Dr. J. M. Jost in Frankfurt a. M.

Saron. Erster Theil: Novellenbuch, zweiter Band.

Zweites Jahr: 1856—1857.

Saron.

Zweite, gänzlich umgestaltete und vermehrte Ausgabe.



Erster Theil:

Novellenbuch

von

Dr. Ludwig Philippson.

Zweiter Band.

Leipzig.

Druck und Verlag von Leopold Schnaaf.

1856.

STADT-BIBLIOTHEK

FRANKFURT AM MAIN.

Vorwort.

Die allgemein günstige Aufnahme, welche der erste Band dieses Novellenbuchs bei den Theilnehmern des „Instituts zur Förderung der israelitischen Literatur“ gefunden, hat uns diesen zweiten Band mit um so größerer Freude bearbeiten lassen. Es ist uns hierdurch erwiesen worden, daß wir den rechten Weg eingeschlagen. Während der größere Theil der belletristischen Arbeiten auf jüdischem Gebiete sich entweder allzu genreartig hält und in einer geschmacklosen Fülle des altjüdischen Jargons, eines Jargons, der besser vergessen als verewigt wird, sich gefällt, oder seinen Gegenstand und Hintergrund aus den blutigen Verfolgungen des Mittelalters, oder aus den socialen und Herzensconflicten der modernen Zeit wählt, um auf eine wohlfeile Weise pikant zu sein: war es unser Streben, die unerschöpflichen Schätze aus den Tiefen der Geschichte des Judenthums zu heben und daraus

edle psychologische Gemälde zu bilden, in welchen die Eigenthümlichkeiten des jüdischen Stammes in Charakter und Geschichte, in Beruf und Erfüllung das Colorit ausmachen.

Den Theilnehmenden nur noch die Notizen: daß die beiden ersten Novellen, von denen bis jetzt nur Bruchstücke veröffentlicht waren, hier vollendet gegeben werden, so daß hiermit der Unterzeichnete seine desfallsigen Verpflichtungen gegen das Publicum gelöst zu haben sich glücklich fühlt.

Möge es auch den in diesem Bande enthaltenen Dichtungen vergönnt sein, vieler Herzen erfreuende Stunden zu bereiten!

Harzburg, im August 1856.

Philippson.

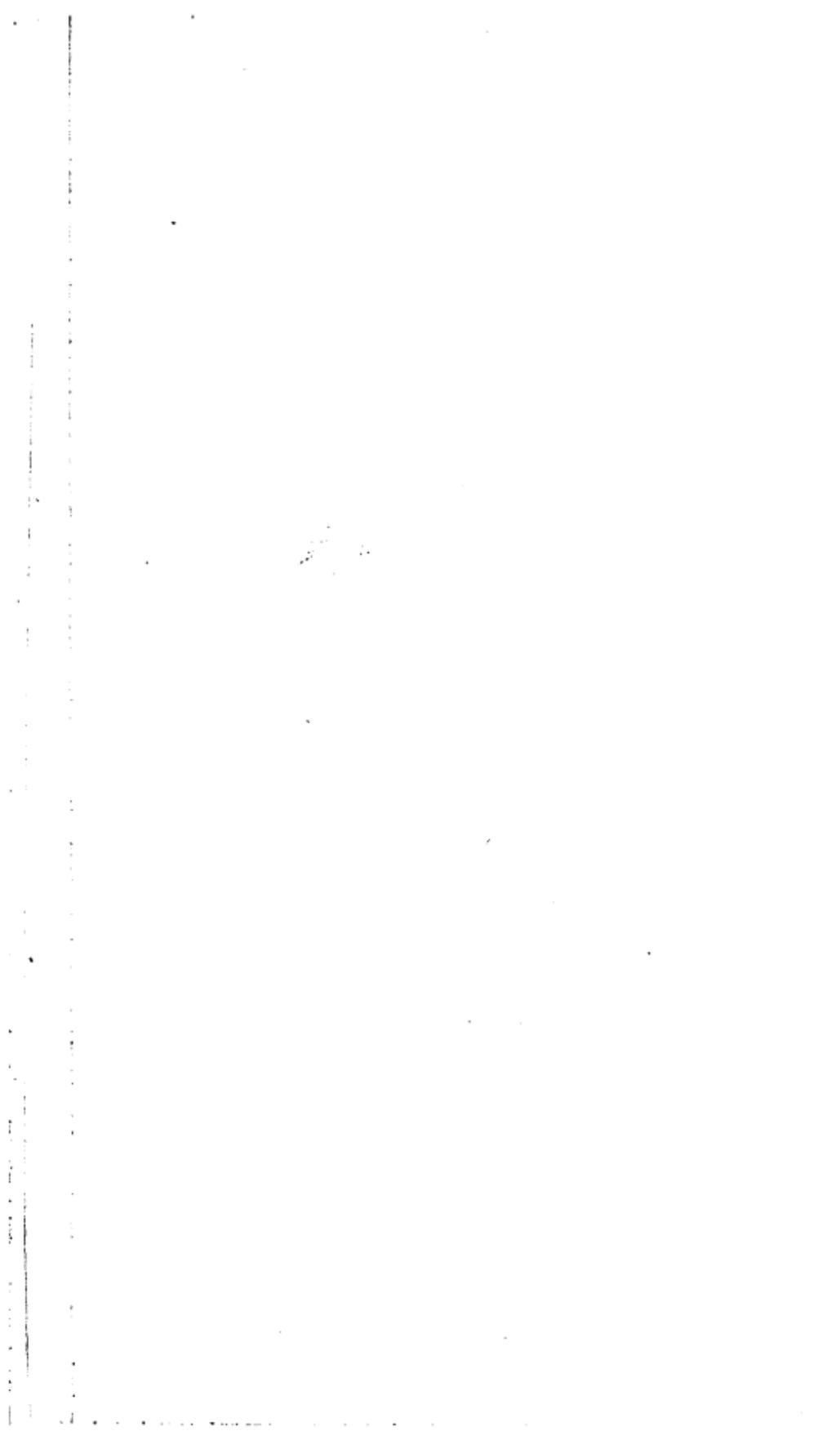
Inhalt.

| | Seite |
|---|-------|
| Marianne, die letzte Hasmonäerin. | 1 |
| Hispania und Jerusalem. | 97 |
| Förderung und Hemmiß. | 215 |
| Die Gegensätze. | 263 |
| Erzählungen eines Großonkels. | 319 |
| Jüdische Märlein. | 359 |

Marianne,

die letzte Hasmonäerin.





Mariamur,

die letzte Hasmonäerin.

1.

Eine öde, wüste Berggegend. Schroffe Felsen erheben sich von Porphyr und Basalt. Nackt stehen sie da in wunderlichen Gestalten. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm. Nichts als Fels und Steingerölle, und blauer, tiefblauer Himmel, an dem keine Wolke, und wenn ein Luftzug in der Schlucht sich verfängt, Staubwirbel, welche die Sonne verfinstern. Bald thürmen sie sich, die Klippen, hoch auf einander, daß sie in die Wolken starren mit Spigen und Hörnern und Rämmen und Säulen; bald ducken sie sich zu Boden und steigen in Spalten hinunter, als ob sie sich in das Innere des Erdballs begeben wollten. Aber überall, ob hoch in der Luft, ob tief in der Erde Schooß, hat das, einst in der Vorwelt wie Blasen aufgeworfene, jetzt verwitterte Gestein große, zahllose Höhlen gebildet, die in verschiedenartigsten Mündungen zu Tage gehen, bald weitaufklaffend, bald mit engem, kaum bemerkbarem Schlund, bald droben nahe dem Gipfel, bald drunten am Boden schwarz gähmend.

Kein Thier, kein Mensch. Denn auch kein Tropfen Wassers ringsum. Kann daß dann und wann die breiten Schwüngen des Geiers über den Höhenzügen sich entfalten. Dann wohl fliegen Schaaren von Tauben herbei und bringen in die Höhlen hinein, um sich vor dem ehernen Schnabel und

den scharfen Fängen des blutgierigen Feindes zu schütten. Die Falten der Höhlen und die Dunkelheit derselben bergen die unschuldig Verfolgten. Sonst findet auch nicht einmal eine dürre Vergziege ihre Nahrung in mageren Grasshalmen.

Dies ist das Gebirge Zuba. Im Mittag des heiligen Landes streicht es hin, dem todtten Meere zu, mit seinen Südspitzen an das Gebirge Serz sich lehrend.

Oft erschien der Geier über seinen Höhen, und dann flüchteten Tausende schuldlos Verfolgter in die Höhlen, in welche der blutgierige Sieger nicht zu dringen vermochte, weil er ihre Bindungen im Schooße der Erde nicht kannte, und die Verzweiflung aus der tiefen Nacht und den Falten und Spalten der Höhlen ein starkes Schwert zu zücken vermochte. Schuldlos Verfolgter — denn seitdem Israel die Ureinwohner Canaans vertrieben, hat es stets nur Vertheidigungskriege geführt, und die Seufzer der Flüchtlinge waren nur bittere Anklagen jener ehrgeizigen Fürsten und Völker, welche Alles besitzen wollen, um — bald Alles wieder zu verlieren.

Es ist eine tiefe Schlucht versteckt in dem Winkel, der nach Südost abfällt. Hat jemals die Sohle eines Menschen dieselbe betreten? Doch. Dort steigt ein junger Mann hinunter. Als er die Kante der höchsten Klippe, auf der Nordseite der Schlucht, erreicht hatte, warf er sich nieder, und ob ihn das scharfe Gestein wund reiben und rizen mußte, kroch er über die Höhe, legte sich dann hinter einen Block und schaute gen Mitternacht — ob ihn Jemand gesehen habe? Dann, als er die vollständige Dede überschaut hatte, sprang er auf, und eilte in die Tiefe hinunter zu steigen. Mühselig war der Pfad. Voller Gefahren. Ein Fehltritt, und der Jüngling lag zerschmettert im Steingrabe. Ein loser Stein, dasselbige... Unten angelangt, schaute er sich lang um. Die Schlucht hatte wie vier Seiten regelmäßig. Ueberall Böcher, schwarz gährende Schlünde an den Felswänden. Der Jüngling wandte sein Angesicht gen Morgen, zählte dann von Links nach Rechts die dritte Höhle

ab, faßte dann über dieser eine kleine Oeffnung in's Auge, band einen Zettel um einen Stein, und schleuderte ihn geschickt in die Oeffnung. Auf dem Zettel stand: „Isaak ben Babusch sehnt sich das Nutlich seines ehrwürdigen Lehrers, Rabbi Schammai, zu sehen.“

Nicht lange harrete der Jüngling. Aus der kleinen Oeffnung fiel eine Strickleiter herab, die der Jüngling benutzte, um in wenigen Secunden in der Oeffnung zu verschwinden; dann ward die Strickleiter zurückgezogen, und die Schlucht war öde wie vorher.

Wir folgen dem Jüngling in die Oeffnung. Einige Schritte in völliger Dunkelheit. Dann wandte man sich, wenn man die Vertikalität kannte, um eine scharfe Ecke, drängte sich einige Schritte durch einen engen Gang, und siehe, ein freundliches Gemach, licht, breit, hoch, ausgerüstet mit einfachen, aber brauchbaren Geräthen liegt vor uns. Woher das Licht kam? Man merkte es kaum, denn es war die Felswand durch tausend kleine Löcher nach allen Richtungen hin durchbohrt, welche zusammengenommen sehr viel Licht und Luft hereinließen, ohne daß sie von außen wie bemerklich waren. Außerdem sah man von der Hinterwand noch andere Gänge auslaufen, die wohl in andere Räume führten. In dem Gemache saß ein Greis auf einem kleinen Divan, auf seinen Knien lag eine Rolle, in der er las. Es war eine Gestalt, wie sie da saß, die großen Eindruck, wenn auch einen gemischten, machte. Er mußte lang, hager, mit engem Brustkasten und schmalen Schultern sein; der Silberbart fiel in zwei langen Spitzen herab. Welch fester, strenger Mund, die eingefallenen Backen unter breiten Jochbeinen; welche hohe, viereckige, felsige Stirn, an der keine einzige Furche haßtete; aber die hochgerötheten Wangen, das große, rollende Auge mit dem stechenden Blick — — Welch' ein Denker, Welch' eine Selbstüberwindung, welche Gewalt der Hingebung, aber auch diese Leidenschaft, diese unerbittliche Strenge, keine Schonung, keine Nachsicht. . . . keine Liebe? . .

In diese Schlucht, in diese Felsengrotte gehörte solch ein Mensch....

Der Jüngling war rasch hinaufgeklettert, rasch hatte er die Vorhöhle, den Gang zurückgelegt, rasch trat er in das Gemach, aber wie er den Greis erblickte, trat er zurück, dann aber eilte er auf ihn zu, warf sich fast zu seinen Füßen und küßte wiederholt seine Hand.

„Was ist Dir, Ben Babusch?“ sprach der Greis.

„Hier Dich zu finden, Dich, das Licht Israel's.... und während Juda Deiner so sehr bedarf?.... Du gestüchelt, Du verborgen.... und so schuldblos....“

„Wünschest Du es anders, thörichter Jüngling?.... und wer sagt Dir schuldblos?.... Hier auf Erden leidet Niemand schuldblos, Alles ist gerechte Vergeltung Gottes, und so Du heimgesucht wirst, untersuche Dein Leben, bis Du gefunden, wofür Du die Sühne unterlassen, daß sie Gott sich selbst nimmt....“

„Ach, mein Lehrer!..“ erwiderte zögernd der junge Mann, „wenn ich Dich verfolgt, verbannt, im Schooße der Erde verborgen sehe — kann ich Deinen Worten kaum glauben....“

„Wie? Du frevelst, Wahnwitziger? In einem und demselben Augenblicke, mit einem und demselben Hauche Deines Mundes sündigst Du wider Gott, den gerechten Richter und widersprichst Deinem Lehrer — hast Du nun nicht gerade den Schmerz als Strafe verdient, den Du bei meinem Anblicke an diesem Orte empfindest?.... Bedenke, Unerfahrener, warum ist Hillel nicht an diesem Orte? warum sitzt er jetzt ruhig in seiner Schüler Mitte, und mildert des Volkes Weh, und läßt das Licht der Lehre nicht verlöschen in unsrer Mitte?.... Merkst Du nicht die gerechte Vergeltung?....“

„Weil Hillel frühzeitig Frieden schloß mit Herodes dem Wüthrich, und ihm Nachgiebigkeit erwies, und....“

„Unverständiger, der Das nicht begreifen will — weil ich

von jeher hitzig, leidenschaftlich, ohne Geduld, hartnäckig, wild — darum bin ich in die Eingeweide der Erde geschleudert, um da Ruhe und Frieden zu finden; weil ich das Schwert des Gesetzes zu scharf und spitzig geschliffen, daß sich Tausende daran verwundeten — darum ist es jetzt ganz meiner Hand entwunden, weil —“

„Halt ein, Rabbi, mit Deinen Selbstanklagen; Du vergiffest Deiner unermesslichen Verdienste....“

„Und Du der unermesslichen Herrlichkeit, die mir Unwürdigen der Gott Israel's verliehen, auf dem Stuhle seiner Propheten und Richter zu sitzen.... ja, schweig, denn Du bist Kleinlich, niemals wirst Du....“ da stockte der Greis, er schlug sich vor die Stirn, und versank in tiefes Nachdenken.

Nach einer Weile blickte der Greis in die Höhe; der Jüngling stand noch in der frühern Stellung da.

„Ja, ich bemühe mich, jene Strenge und Leidenschaftlichkeit zu mäßigen, die mich Zeit meines Lebens geleitet haben, und vielleicht gelingt es mir in dieser Einsamkeit — aber Jüngling, nur mäßigen, nicht unterdrücken! Denn auch Hillel's, des großen Weisen, Ruhe und Sanftmuth und Nachgiebigkeit ist ein arger Fehler, und wird jetzt streng gerichtet — daß er jetzt in Jerusalem leben, daß er Herodes den Frevler vor sich sehen, daß er sich vor ihm beugen und seine Gräueltthaten, wenigstens durch Stillschweigen gut heißen muß — o welche Pein! lieber in dieser Felsenhöhle, wo der Tropfen Wasser gemessen und das gedörrte Weizenkorn gezählt werden muß. Dies ist die Vergeltung.... denn wenn an jenem Tage meine Stimme durchgedrungen, hätte Hillel nicht Besonnenheit und Zurückhaltung gepredigt, so wäre das Diadem Juda's nie von der Stirn des „elenden Idumäers“ entweiht worden....“

„Was war dies für ein Tag, Meister?....“

„Der Tag, an welchem bei Lebzeiten seines Vaters Antipater Herodes vor den Schranken des Gerichtes erschien. Es

ist eine traurige Erinnerung, aber ich will sie nicht scheuen. O, Isaaß, die Brut der Mitter muß man frühzeitig zertreten, und erkennt man diese nicht etwa bald? Antipater, der Idumäer, der falsche Freund und Beherrscher des schwachen Hyrcan, des Hohenpriesters und Königs, hatte listiger Weise die höchsten Würden des Staates seinen Söhnen verliehen, und Herodes, den Zweitgeborenen, zum Statthalter von Galiläa gemacht. Kaum fühlte dieser sich an seinem Plage, so ließ er einen der gottbegeistertsten Kämpfer, den herrlichen Ezechias, ergreifen, und, ohne Gericht und Urtheil, als einen Räuber hinrichten, und viele Genossen desselben ihrem berühmten Anführer in den Tod folgen — warum? weil Ezechias stets für den hasmonäischen Fürsten gekämpft hatte, aber eben so dem Idumäer, wie dem Römer kühn und tapfer entgegentrat. Die Mütter der Gemordeten begaben sich in Trauerkleidern nach dem Tempel, und verlangten vom Fürsten und Volke, daß Herodes vor das Sanhedrin gefordert werde, um gerichtet zu werden*).

„Nun, wurde diesem Verlangen genügt?“

„Der hohe Rath von Jerusalem begab sich zum Hyrcan, und stellte dem verblendeten Fürsten vor, wie er unrettbar dem Untergange zueile, falls er dem Ehrgeize Antipater's und seiner Söhne immer mehr auch die Macht geselle; sie handelten schon als Fürsten, und nur noch einen Schritt, so bemächtigen sie sich auch der Krone.“

„O des prophetischen Wortes! Und was that Hyrcan?“

„Jetzt konnte er nicht anstehen, und so wurde Herodes zu einem bestimmten Tage auf die Anklage als Uebertreter der Gesetze vor das Sanhedrin geladen.“

„Und erschien Herodes?“

„Ja, er erschien, aber brauche ich Dir zu sagen, daß er seine Maßregeln wohl getroffen hatte? Er bereitete ein Truppen-

*) Joseph, Anterth. 14, 9.

corps vor, in Jerusalem einzuziehen, um ihn zu vertheidigen; er suchte die Hülfe des römischen Statthalters von Syrien nach, indem er vorgab, Ezechias wäre ein Feind der Römer gewesen, und darum hätte jedes jüdische Gericht ihn freigesprochen. Der römische Statthalter schrieb desfalls an Hyrcan und befahl ihm mit Nachdruck, den Sohn des Antipater freisprechen zu lassen. Ach, die schwache Seele des Hyrcan konnte solche Befehle nicht vertragen, und versank in schmachliche Furcht vor ihnen! Der Tag brach an; Herodes erschien vor dem Sanhedrin, aber wie! In fürstlicher Pracht, mit drohendem Geleite, stolz wie ein Befehlshaber“

„Und was geschah nun?“

„Der Hohepriester und Fürst selbst führte den Vorsitz. Der große Saal im Tempel, Escheat Hoggasit, worin der Gerichtshof saß, war angefüllt von den edelsten Männern Juda's. Ach, es hing so viel von dem Tage ab! Wurde Herodes verurtheilt, so war der Sturz der verhassten Idumäer gewiß und der hasmonäische Fürst frei — unterlagen wir, so war es mit der Selbstständigkeit des Sanhedrins aus. Herodes trat vor, er wartete nicht die Stimme des Vorsitzenden ab, sondern frech rief er: Ihr habt mich vorgesordert, hier bin ich, was wollt Ihr?“

„Und das ließ man sich gefallen?“

„Ja, Ben Babusch, zu unsrer Schmach. Auf die kühne Frage des verbrecherischen Schurken schwieg Alles still; Hyrcan und Hillel als Ab-Vet-Din, alle, alle hatten den Mund verschlossen Da kochte es in mir auf, ich sprang von meinem Sitze und rief: „Wie, Ihr Männer des Sanhedrin, und Du, König, hat man jemals gesehen, daß Jemand, der vor Euch gefordert ist, um sich zu rechtfertigen, in solchem Aufzuge erscheint? . . . Herodes, der mehrerer Morde schuldig und mit so schwerer Anklage belastet ist, zeigt sich hier in Purpur gekleidet, das Haar sorgsam geringelt und von Bewaffneten umgeben. Wenn wir gegen ihn nach den Gesetzen Spruch thun,

wird er demselben durch Gewalt sich entziehen und uns angreifen wollen. Ich verdenke es Niemandem, wenn er das Interesse seines eigenen Lebens über das Interesse der Gesetze stellt; aber Euch und Euren Könige mache ich einen Vorwurf daraus, daß Ihr eine solche Unbill duldet. Wisset also, daß wenn Ihr, wie Hyrcan, Euch gefällig zu zeigen, diesen Mann der Züchtigung entziehet, welche er verdient, daß dann Herodes eines Tages Euch selber dafür bestrafen wird, Euch so wie Euren König!“ *)

„Konnten sie diesen Worten widerstehen?“

„Allerdings begannen sie die Verhandlungen, und die That war so offenbar, der Zeugen so viele, Herodes konnte so wenig sich vertheidigen, daß seine Verurtheilung gewiß war. Schon hatten die beiden Gerichtsschreiber die Meinungen der Stimmenden aufgeschrieben, als Hyrcan aufstand und verlangte, daß die Verkündung des Urtheils auf den andern Tag verschoben werde. Leicht erkannte ich, was im Plane lag. Ich erhob mich und protestirte. „Was? sagt' ich, Ihr wollt verurtheilen und nicht ausführen; Ihr wagt es zu verdammen und den Verdamnten entzuschlüpfen zu lassen? Dies Wagniß ist größer denn Eines. Lieber freisprechen, denn Euer Urtheil wird er Euch nie verzeihen, und unschädlich wollt Ihr ihn nicht machen!“ . . . Da war es, wo Hillel aufstand und gegen mich redete. Er berief sich darauf, daß es Nichtens wäre, das Urtheil am folgenden Tage zu rectificiren und zu verkünden**), daß es aber jedenfalls in der Macht des Sanhedrins liege; daß daher das Sanhedrin nur hierauf zu sehen habe, nicht aber auf die Folgen des Aufschubs. Es kam zur Abstimmung, und ich stand allein, ganz allein. . . . In der Nacht entfernte sich Herodes aus der Stadt — — doch still, still, sie Alle haben es hernach mit dem Tode bezahlt, außer Hillel und mir, und ich — bin hier. . . .“

*) Salvador, Gesch. d. Römerherrschaft I. S. 208.

**) Sanhedr. 37, 1.

Ben Babusch hatte dem erregten Greise gespannt zugehört, und ehrte das Stillschweigen, in welches dieser nun versank.

Endlich erhob er das Antlitz, stützte das Kinn in die Linke, daß der graue Bart dahinter hervorquoll, und sprach:

„Ach, Isaaß, was ist seitdem geschehen, welche Gräuel sind vor unsern Augen vorübergegangen, und wir mußten es dulden, wir, denen es Gräuel sind, dulden, weil wir in allen Kämpfen unterlagen.... und warum?.... weil aus den gesegneten Hasmonäern Brudermörder geworden.... weil den rechten Kämpfern die rechten Führer fehlen.... ach, weil der Gott Israel's es so haben will....“

„Ich habe viel gehört, Rabbi, aber ist es wahr, was ich gehört, oder von der geschwägigen Sage vergrößert, oder gar erfommen.... und dabei ist es mir nur bruchstückweise bekannt....“

„Nichts da, Knabe,“ erwiderte Schammai, „ich bin kein Geschichtsschreiber, und Vieles paßt sich für Dein jugendliches Gemüth nicht. Ach, ein wenig ist schon genug, um einen Teller Honig in einen Becher Vermuth zu verwandeln. Waren nicht durch die Anstiftungen des Antipaters der König Aristobul der Hasmonäer vergiftet, sein ältester Sohn Alexander in Antiochien hingerichtet worden? Rieß nicht Herodes bald darauf den tapfern Malichus, der das Volk gegen die ungeheuren Steuern vertheidigte, in einen Hinterhalt locken und erdolchen? Kaufte er nicht hernach die Krone von Judäa in Rom vom feilen römischen Senate? Ach, da kam er mit einem zahllosen Haufen römischer Krieger und syrischer Hilfstruppen gegen Jerusalem, nahm es ein nach langer Belagerung, und ruhetete nicht eher, als bis auch der König Antigonus hingerichtet wurde, und zwar, o der Schmach! unter entehrenden Ruthe schlägen! Aber während er im Blute der Vertheidiger der Religion und Nation sich badete, während er den Oheim tödtete und den Bruder der Krone beraubte, zwang er die sechzehn-

jährige Mariamne, die Tochter des hingerichteten Alexanders, noch während der Belagerung sein Ehebett zu besteigen, und die königliche Prinzessin aus dem hohenpriesterlichen Geschlechte ward die Gemahlin des blutgierigen Idumäers! Kann hatte der Römer nun den Herodes der widerstreitenden Nation zum Könige eingesetzt und Jerusalem ihm unterworfen, als der neue Herrscher alle Mitglieder des Sanhedrins, alle Anhänger der Hasmonäer, alle erklärten Gegner dieser idumäischen, uns aufgezwungenen Familie verhaften und morden ließ. So hat er gewillthet bis heute“

Der Jüngling wagte die Augen nicht aufzuschlagen und den Greis anzublicken. Nach einigem Zögern fuhr dieser fort:

„Was haben wir für Aussichten? Das blühende Geschlecht der Makkabäer, das von Gott berufene hasmonäische Haus beruht, außer Mariamne und ihrer Mutter Alexandra, nur noch auf zwei Häuptern — dem altersschwachen Hyrcan, der an unserm Unglück Schuld ist, und diese in der Gefangenschaft der Parther küßt, nachdem man ihm die Ohren abgeschnitten, damit er niemals die Würde als Hoherpriester wieder bekleiden könne, und dem jungen Aristobul, dem Bruder Mariamne's, diese Weiden sind die aus dem Feuer geretteten Brände“

„So weißt Du noch nicht, Rabbi, daß Hyrcan aus der Gefangenschaft der Parther zurückgekehrt ist nach Jerusalem?“

„Wie?“ fuhr der Greis auf, „Hyrcan in Jerusalem wieder? . . . doch das sieht ihm ähnlich, dem schwachsinrigen Manne, der die Schlangen an seinem Busen noch wärmte, als sie ihn schon zu Tode gebissen . . . nicht so, Herodes hat ihn eingeladen, und seine Sehnsucht nach der Heimath ließ ihn auf die Locktöne des schlauen Idumäers hören?“

„So war es, er war so geehrt und frei in Parthien“

„Nun,“ beruhigte sich Schammai, „es ist an ihm nichts mehr gelegen, das Aergste, was ihm widerfahren kann —

und wird, beraubt das Volk nur eines selbstmörderischen Zeiglings...."

Isaak schwieg.

"Aber," hob der Greis bald von Neuem an, "sag' an, Ben Babusch, zu welchem Zwecke bist Du denn hierher gekommen? Doch nicht allein, um mich zu sehen, hast Du den Gefahren getrotzt und die Mühsale dieser Reise überstanden.... Ich traue Dir die Liebe wohl zu, aber es ist jetzt keine Zeit, seinem eigenen Gefülste zu folgen.... Also, sprich!...."

"Allerdings, Meister, trieb mich die Sehnsucht, Dich zu sehen, aber nicht diese allein...."

"Nun, was zögerst Du? fahre fort...."

"Ach, Rabbi, eine neue, unerhörte Schreckensthat ist geschehen, und ich bin ausersehen, sie Dir zu verkünden...."

"Nun, fürchtest Du, daß ich die Kunde nicht ertragen werde.... glaubst Du, ich hätte gewähnt, das Maß des Unheils sei schon voll, das in jener Stadt des höchsten Segens und höchsten Fluches gefüllt werden soll — — darum sprich nur...."

"Auch Aristobul, der herrliche Jüngling, Mariamme's Bruder, ist nicht mehr unter den Lebenden...."

Der Greis war aufgesprungen, er stand da, die mächtige Gestalt, mit gespreizten, wie festgewurzelten Füßen, mit ausgestrecktem Arm, wie eine Bildsäule.... "Aristobul!".... waren die Laute, die seinem Munde entfuhrten. Endlich sank sein Arm, und er auf den Divan nieder.

"So ist es aus mit uns, zu Ende mit dem Volke, wir können heimgenhen — Du hast gesiegt, elender Idumäer...." Und seine Faust ballte sich, und seine Augen sprülhten Feuer.

Nach einiger Zeit war Schammai seiner wieder mächtig geworden. Er hatte das Haupt in die Linke gestülzt, und sprach zu dem Jüngling: "Verkünde mir, Isaak, wie dies gekommen."

Isaak erzählte.

"Es ist Dir wohl bekannt, mein Lehrer, daß Herodes,

nachdem er den Thron bestiegen, die Hohepriesterwürde dem Priester Ananel verlieh. Es war dies ein ganz unbekannter Mann aus Babylonien, aber dem Idumäer ergeben auf Leben und Tod. Die Priester waren empört, das Volk murrte. Was sollten sie aber thun? Einen Augenblick war die Rede, die Priester sollten unter diesem Hohenpriester nicht amtiren: dann wäre ja aber der Dienst des Herrn unterbrochen worden, und Herodes hätte Dem ruhig zugesehen. Endlich entschloß sich die Schwiegermutter des Herodes, Alexandra, zum Tyrannen zu gehen, und ihm Vorstellungen zu machen — ach, zu unserm Unglück! Nachdem Hyrcan unfähig geworden, gebühre die Hohepriesterwürde allein ihrem Sohne Aristobul, und warum übergehe der König seinen eigenen Schwager? Anfangs wies Herodes sie ab. Aber ihre Bitten wurden von allen Seiten unterstützt, sie schrieb selbst an Marcus Antonius, sie wandte sich an die ägyptische Königin Cleopatra —

„O unvernünftige Mutter! sah sie nicht, daß sie den Untergang ihres Sohnes beschleunigte....“

„Herodes gab nach — er entkleidete den unwürdigen Ananel der Würde, und übertrug diese dem Aristobul. Ach, Meister, das war eine Freude in Jerusalem! Männer, die Herodes feindlich gesinnt waren, drängten sich zu ihm und sicherten ihm ihre Treue zu; wo der König erschien, wurde er mit jubelndem Zuruf empfangen — aber freilich! der junge Hohepriester mit noch lauterem —“

„Ha! das muß dem ehrgeizigen Idumäer tief in das Herz gebissen haben — er im Abglanz eines Hasmonäers — nein! das konnte er nicht ertragen....“ murmelte Schammai. „Unverständiges Volk, Gott! warum schüttest Du uns nicht vor unsern Freunden?.... Doch weiter!“

„Das ganze Volk schien von neuer Frömmigkeit ergriffen, immerfort strömten die Massen zum Tempel und füllten die Vorhöfe; die Opfergaben flossen ihm in lang nicht dagewesener Fülle zu. Endlich kam der große Tag der „Versöhnung“ heran.

Zum ersten Male sollte das hochheiligste Opfer des Tages von der Hand Aristobul's dargebracht werden — Du kannst Dir den Zulauf des Volkes, die außerordentlichen Zurüstungen zum Feste denken, ich will sie Dir nicht beschreiben; eben so innig waren die Gebete, daß Gott das Werk in der Hand des jungen Hasmonäers gedeihen lasse. O, den ehrfurchtsvollen Freudenruf, als Aristobul wohlbehalten aus dem Allerheiligsten zurückkehrte, als er begeistert den hochpreislichen Namen Gottes ausrief, die herrliche Gestalt in den weißen Byßus gekleidet, das begeisterte Antlitz wie von himmlischem Feuer geröthet, von göttlichem Lichte durchstrahlt . . . und noch mehr, als nach Untergang der Sonne der große Festzug sich ordnete, um den Hohenpriester nach seinem Hause zu geleiten, alle Straßen mit Teppichen belegt, alle Häuser mit Lampen und Fackeln bedeckt, nie endender Siegesruf —

„Ha! das war sein Todesurtheil, Izaak —“

„Du sprichst es, Niemandem ist es zweifelhaft . . .“

„Und wie geschah das Entsetzliche? . . .“

„In den Zwischentagen des Raubhüttenfestes ging der Hohenpriester nach Jericho, sich zu erholen; und bald erfuhr man die Trauerkunde: er wäre ertrunken, als er gegen Abend mit einigen Freunden in einem Bassin gebadet . . .“

„Ha!“

„Aber die Wahrheit blieb nicht verborgen. Der Mörder in Purpur schickte einige von seiner gallischen Leibwache ab, die sich in der Dämmerung unter die Genossen Aristobul's mischten, und während er schwamm, ihn auf den Grund zogen und so lange unten festhielten, bis ihm das Leben ausgegangen.“

„Und wie wurde die Nachricht aufgenommen? . . .“

„Du kannst es Dir denken, Rabbi. Je größer die Freude, desto allgemeiner war jetzt die Verzweiflung. Jedermann fühlte, wie Du, daß der letzte Rettungsanker Juda's zerrissen, daß das Schiff in die Hand des treulosen Steuermanns gegeben,

der es mit unwiderstehlicher Gewalt in den römischen Hafen treibt. Als der Körper des Ertränkten nach Jerusalem gebracht wurde, war ein allgemeines Fasten, man konnte glauben, jede Familie habe ihren Vater oder Sohn verloren. Und der Tyrann selbst heuchelte den größten Schmerz, er legte den Purpur ab und den Sack an, er ließ die Leiche mit unerhörtestem Pompe bestatten, er selbst ging zu Fuß hinter dem Sarge und vergoß Krokodilstränen — aber dadurch gerade wurde der Haß der Nation erhöht, der Zorn des Volkes gestachelt — von dem Dache einiger Häuser flogen Steine und Pfeile auf Herodes; schnell entwich er, und seine Leibwache machte diese Häuser dem Erdboden gleich. Dies ist die traurige Kunde, die ich Dir zu hinterbringen hatte.“

„Mir zu hinterbringen? Und wer hat Dich beauftragt? Wer sandte Dich an mich, es zu hinterbringen? Wer sagte Dir, wo Du mich finden würdest? . . .“

Der Jüngling trat näher und sprach leise, aber nachdrücklich: „Mariamme sendet mich.“

„Mariamme? Unglücklicher, was wagst Du? kennst Du die Eifersucht und Spionirerei des Herodes nicht? . . .“

„Wenn Mariamme mir befehlt, sollte ich nicht in den Tod gehen? wenn sie mich an Dich sendet, sollte ich mich weigern?“ So rief Ben Babusch fast frohlockend aus.

Der Greis sah den Jüngling lange an, schüttelte das Haupt und machte eine finstere Miene.

„Davon ein ander Mal,“ sprach er mürrisch. „Und was will Mariamme von mir?“

„Sie verlangt Deinen Rath. O, sie hat blutige Thränen am Sarge ihres Bruders geweint, ihr Herz ist zerrissen, ihr Geist wie zerrüttet, sie ist in eine bodenlose Tiefe des Schmerzes versunken — da verlangt sie nach Dir, Du seiest der einzige Starke in dieser Zeit, der Gewaltige, Kräftige, an welchem sie sich aufrichten könne, Du, der nicht nachgeben, nicht weichen will, der lieber untergeht als huldigt, Du sollst ihre

Stilke sein.... ha! sie dürstet nach Rache, wie die glühende Wüste nach Thau und Regen.... Du sollst zu ihr kommen...."

"Ich soll zu ihr kommen — ja, jetzt soll ich zu ihr kommen? Was soll ich da? Jetzt, wo nichts mehr zu retten ist, wo die Hasmonäer todt, todt, erloschen sind, daß man das Haus ihrer Gräber zumauern kann, jetzt fordert sie mich — als aber noch Rettung möglich war, als noch Kampf und Sieg möglich waren, da hat man, in blödem Schwanken, nicht entschlossen zur Unterwerfung und nicht entschlossen zum Streit, da hat man mich fortgesandt, mich einen hirnvibranten Schwärmer gescholten. Es ist eine schlimme Zeit, wenn die Vernünftigen nach den Schwärmern schicken. Es ist dann gewiß, daß die Vernunft nicht mehr ausreicht, und daß keine Vernunft in der Zeit ist.... Rache? Rache! Was ist mir Rache! „Du sollst Dich nicht rächen,“ befiehlt das göttliche Wort. Rache ist Kinderei, als ob nicht die Rache von selbst käme, ohne Zuthun der schwachen Erbenkinder, die, indem sie sich rächen wollen, meist nur den Triumph ihrer Feinde befestigen. Warum ist Antipater groß geworden und Herodes König? Weil die Hasmonäer sich rächen wollten, statt sie zu bekämpfen. „Mein ist die Rache!“ spricht der Herr. Nicht Rache — aber Verderben! Ja, Herodes muß vernichtet werden, vernichtet werden, „nicht durch Kraft und nicht durch Heeresmacht, sondern durch den Geist,“ von innen heraus aufgerieben, entnervt, vernichtet werden!... Und dazu will ich kommen, weil Marianne mich ruft, weil Marianne es vermag. Ich komme, ich komme, nicht zur Rache, nein! zum Verderben des Idumäers, damit all dies Gefindel Platz mache, und Juda werden könne, wie ehemals, als weder an Hasmonäer noch an Idumäer zu denken war.... Komm Isak!"

Längst war der Greis aufgesprungen. Er hatte sich schnell einen Reisemantel umgeworfen, einige Nahrungsmittel, einen Schlauch mit Wasser bereitet, womit sich Isak belud. Sie

traten hinaus in die Vorhöhle, Isaaß nahte sich der Oeffnung und bemerkte, daß die Dämmerung bereits eingetreten. Die Strickleiter wurde heruntergelassen, Isaaß stieg zuerst hinab. Dann kletterte er eiligst den Felsenpfad hinauf, blickte sich dort um und da er nichts gewahrte, was besürchten ließe, erhob er sich in seiner Länge auf der Höhenkante. Dies war das Zeichen, worauf auch der Greis seine Zufluchtsstätte verließ, durch eine Vorrichtung die Strickleiter herabbrachte, sie in eine Felspalte versteckte, und dann dem Jüngling in die Nacht folgte. Als der Mond sich erhob, beschien er die Schlucht ganz ohne Leben und sah die beiden Pilger schon fern ab geheime Pfade durch das Labyrinth der Felsen Juda's rasch hinschreiten.

2.

Die beiden Wanderer nähern sich der heiligen Stadt. . . . Herodes hielt mit eiserner Faust das Volk darnieder. Lange blutige Kämpfe hatten es ermüdet. Es gährte und wogte in ihm, aber es kam nicht zum Ausbruch. Es sollte Unfälliges erleiden, bevor es dahin kommen sollte. Er hielt es darnieder, und die römischen Heere waren immer bereit, sich über das reiche Land und das hartnäckige Volk zu ergießen, um dem Herrscher, den sie eingesetzt, Gehorsam zu erzwingen. Aber das Herz des Volkes war ihm abgewandt; seine Liebe gehörte einem Königs- und Priesterhause, dessen Zweige jetzt abgehauen waren — man konnte den Tag berechnen, an welchem der entwurzelte Stamm fallen würde, um nimmer wieder aufzustehen.

Die beiden Wanderer nähern sich der heiligen Stadt. Sie müssen in den Nächten wandern, die einsamsten Pfade wählen, denn es konnte sie ein Söldner oder eine Creatur des Herodes gewahren. Aber wenn im Osten das Morgenroth am Saume des Himmels heraufstieg, dann klopften sie an eine Hütte, an ein Haus, und Ben Babusch flüsterte nur ein Wort,

um sofort das Thor geöffnet und hinter sich und seinem Begleiter bis zum Abend geschlossen zu sehen. So näherten sich die beiden Wanderer der heiligen Stadt, als Flüchtlinge, im Geheimen, den Spähern sich verbergend, von Liebe und Treue, aber voll Besorgniß, geschützt und bewacht. Es waren Verständnisse mit der Stadt angeknüpft, und schon war die Stunde bestimmt, an welcher in entstellender Verkleidung N. Schammal und sein jugendlicher Führer im Thale Ben-Hinnom erscheinen, dort ein geheimes Thor eines unterirdischen Ganges offen finden, und mittelst dessen, der freilich zu ganz anderem Zwecke diente, in die Stadt gelangen und in einem entlegenen Gemache des Tempels versteckt werden sollten.

Aber von Norden her, welcher ein anderer Zug nähert sich der heiligen Stadt! In den Strahlen der Sonne erglänzen die stählernen Rüstungen, die Schuppenpanzer und Schilde werfen blendend die Lichter zurück, Roffe wiehern, Fußgänger klirren. Diese Pracht! Voran marschiren Reihen der gallischen Leibwache. Sind riesige Männer mit blauen Augen und blondem Lockenhaar, fernem Rande entsprossen, ganz in Eisen gehüllt, furchtbare Schwerter in der Rechten, die sie im Marschiren verschiedentlich schwenken, als ob sie nimmer die Zeit erwarten könnten, wo sie sich mit dem Feinde ihres Soldherrn zu messen hätten. Dann eine Cohorte zu Pferde mit Speeren und kleinen runden Schilden, Schwerter an der Seite. Darauf die Trompeter und Tubenbläser der Mannschaft, feurige Weisen blasend, zu denen die Krieger mit Schwert und Speer auf die Schilde schlagen. Jetzt kommt er, er, der stolze Ibunmääer, der, jetzt mit der Königskrone geschmückt, von mächtigem Schlachttrosse her auf das bezähmte Land schauet, lange das Ziel seiner Wünsche, aber schon seinem Ehrgeize zu klein — Syrien oder Aegypten ist größer. Er fühlet die Gewalt in sich, ein ausgedehnteres Reich zu leiten. Hoch zu Ross, eine erhabene Gestalt, mit gewaltigem Haupte, daraus die großen Augen Blicke schleudern; nur das struppige Haar, das kurz,

gedrängt, aufrecht steht und die durch den dichten Knebelbart blinkenden langen, weißen Zähne verrathen den wilden, oft auflobernden, harten Geist, der in dieser Felbherrngestalt wohne. Wie er hincritt, schienen seine Gedanken weitab zu streifen, denn der Zügel war seiner Hand entschlüpft, seine kampfgewohnte Rechte hatte sich in die Seite gestemmt, während seine Linke auf dem goldnen Knäuf seines Schwertes ruhte. Das starke Ross gehorchte schon dem leisesten Druck seiner Kniee oder seines Fußes. Hinter dem Könige ritt ein Haufen Männer und Jünglinge von sehr verschiedenem Aussehen und mannichfaltiger Rüstung, wie wenn die entlegensten Länder der Erde ihren Beitrag geliefert als Voten zum Könige der Juden. Man sah den Perser im bunten Gewande, den Araber im weißen, flatternden Kleide, den ernstern Römer im anliegenden Panzer, den griechischen Bogenschützen, sein Geräth mit feinsten Kunst geschnitten und geschmückt; der rothbraune Aegypter und selbst der schwarze Aethiopier fehlten nicht. Sie Alle kostbar gekleidet, aber Alle das Handwerk des Krieges verrathend, wenn auch Obere ihres Ranges. An diesen Haufen schloß sich der große Troß der Diener mit Mauleseln und Kameelen, welche Zelte, Mundvorrath und dergleichen trugen, zuletzt wieder eine Abtheilung der Leibwache zu Ross und Fuß.

Die Sonne neigte sich bereits dem Abend zu; ein kühlter Windzug hatte sich erhoben, und wirbelte zwar hier und da den Staub auf, hatte aber die Hitze gemildert, so daß es sich unter dem blauen Himmel über das schöne, fruchtbare Land, das bald zu Hügelu sich hob, bald zu Niederungen sich senkte, herrlich ziehen ließ. Jetzt ging es durch einen Wald, in welchem das Wild sahen, aber neugierig aus dem Dickicht blickte und dann schnell davon raschelte; bald durch die saatreiche Flur und Obstgärten, wo der Duft der Blüthen die Luft würzte. Der Zug bewegte sich etwas langsam, der Fußsoldaten wegen. Da erschienen von der Stadt her zwei Reiter. Es waren feine, ruhige Thiere, die sie ritten. Und der eine der Reiter war von

sehr jugendlichem Alter, sieben Jahre mochte er erst zählen. Sein Begleiter war wohl der Erzieher des Knaben, denn er hielt seine Rechte nach dem Zügel des andern Reiters, als ob er jeden Augenblick zugreifen mochte; er milderte die Schnelligkeit der Pferde nach dem Terrain, und seine Augen ruhten immerfort auf dem ihm anvertrauten Kinde. Ha! solch ein Knabe auch! Nicht seine Geburt war sein Adel — er, Mariamne's, der Hasmonäerin, und des Herodes Sohn — aber diese reizende Gestalt, dieses liebliche und doch schon majestätische Angesicht, in welchem Schönheit und Würde in den Umrissen der kindlichsten Unschuld sich vermählten, und Geist und Herz ihre Weihe ergossen, der weiße Teint, die Röthe der Wangen, die blauen Augen und die dunkeln Brauen, welche die lieblichen Formen mit allem Reize schmückten, und darum das wallende schwarze Lockenhaar!... Als der Knabe den Zug seines Vaters von fern erblickte, da hielt ihn vergebens der Mentor zurück — „mein Vater! mein Vater!“ jubelte er auf, er stieß den kleinen, unbewaffneten Fuß an die Flanken seines Pferdes, und fort flog es in sicherem, gleichmäßigem Galopp, sein besorgter Erzieher hinterdrein...

Schnell öffnete die Leibwache ihre Reihen, und ein feuriges „Es lebe Alexander, Herodes' Sohn!“ tönte aus den rauhen Kehlen der Männer, denn die Erscheinung des Knaben auf dem feurigen, aber wohlgeschulten Rosse überraschte Alle in freudiger Weise. Längst war auch der König aus seinem Sinnen erwacht, und einige Schritte vorreitend, empfing er den Knaben mit Freudenblicken und Kuß. „Willkommen, Vater!“ rief ihm der Knabe schon von ferne wiederholt zu, und „Willkommen, Alexander!“ tönte es nicht minder innig. „Wer hat Dich hierher gesandt, mein Knabe?“ frug der König leise seinen Sohn, als dieser neben ihm ritt. „Niemand,“ antwortete dieser offen, „mein Lehrer erzählte mir, daß Du heute nach vierzehntägiger Abwesenheit zurückkämeest, und da hielt mich nichts mehr zurück; man mußte, übel oder gern, mir mein

Pferd geben...." „Und bringst Du Deinem Vater keine Grüße?" „Von wem, Vater?" „Von Deiner Mutter?"... „Ich habe sie nicht gesehen, lieber Vater, sie hält sich in ihren Zimmern und ist so traurig..." Herodes seufzte. Nach einer Pause fragte er wieder leise: „Kommst Du gar nicht zu ihr?" „Gestern Mittag aß ich bei ihr, seitdem sah ich sie nicht; mein Bruder Aristobul, der kleine Mensch, hat es besser, Vater, der ist immer bei der Mutter!..." „Wer war denn sonst bei ihr?" Der Knabe sann. „Sahst Du Niemanden bei ihr? Besinne Dich!" Herodes harrete gespannt der Antwort. „D ja doch, Vater! da war... Mirjam, die Jose, und auch der Jochanan, der Greis..." „Und was erzählten diese sich denn?" „Das weiß ich nicht, Vater, ich glaube, gar nichts... es war so still und traurig unter ihnen, daß ich mich doch freute, als ich wieder raus kam.... Doch halt, Vater, ja, jetzt entsinne ich mich, Jochanan sprach zur Mutter, der alte, alte Mann, den Urgroßvater nennen wir ihn, der den Kopfbund so tief über die Ohren trägt, daß das eckige Gesicht so sonderbar heraussteht, Hyrcan werde kommen, sie zu besuchen..." „So!" rief Herodes betroffen aus, und versank sofort in tiefes Sinnen. Der Knabe aber wandte sich zurück, und aus dem Haufen kam ihm ein schlanker, stattlicher Jüngling entgegen, der viele Ähnlichkeit mit dem Könige hatte, nur daß die gedrängten Züge, der lauernde Blick, das rothe Haar einen ganz andern Charakter ausprägten. Es war der Sohn der frühern Gemahlin des Königs, der Doris aus Jerusalem, von der er sich schied, als er Mariamme heirathen wollte, und die er nach Herodium Machärus jenseits des tothen Meeres verbannte. Er reichte seinem kleinen Bruder die Hand und ritt neben ihm, hinter dem Vater.

„Wo kommt Ihr denn her, Bruder?" fragte Alexander.

„Wir kommen von Sebastus, Kleiner."

„Von Sebastus? was ist das, Antipater? Mein Lehrer hat mir nichts davon gesagt."

„Du kennst Sebastus nicht? Ehemals hieß es Schomron (Samaritanen), aber der Vater hat es Sebastus zu Ehren des römischen Imperators genannt, und so wird es heißen in alle Ewigkeit.“

„Schomron ist das? O, das kenne ich wohl, und warum soll es Sebastus heißen? Schomron klingt schöner, Schomron, da weiß ich gleich, was Alles da geschehen ist, was mir mein Lehrer gesagt. Wenn ich König bin, so soll es wieder Schomron heißen.“

Antipater schnitt eine teuflische Frage, aber schnell war sie verschwunden, als er bemerkte, daß Herodes auf ihr Gespräch lauschte.

„Was habt Ihr denn in Sebastus gemacht?“ hub der Knabe wieder an.

„Da haben wir große Jagden gehalten, denke Dir, selbst einen Löwen hat der Vater erlegt, er ganz allein, während die Jagdgenossen alle zerstreut waren —“

„Einen Löwen? ha, unser herrlicher Vater, das war schön, herrlich, da hätt' ich mögen dabei sein!...“

„Und dann haben wir die großen Gebäude gesehen, die der Vater dort aufführen läßt...“

„Gebäude?“ frug der Knabe weiter. „Was für Gebäude denn?“

„Den neuen Tempel...“

„Tempel? in Schomron? ist das ein Götzentempel der Könige von Israel? Es darf doch nur Ein Tempel sein im Lande?“

„Ja, das ist wieder etwas Anderes, das ist ein Tempel zu Ehren des römischen Imperators...“

„Was? einem Menschen? das darf ja nicht sein, sagt mein Lehrer...“

„Aber Du sollst mal sehen,“ fuhr der Antipater mit schlauner Miene fort, „da ist eine große goldene Bildsäule des Kaisers als Gott aufgestellt, die würde Dir schon gefallen...“

„Antipater, das ist nicht wahr, das darf ja nicht geschehen, da steht ja der Tod darauf...“

„Und eine Göttin nebenbei, sehr schön gearbeitet, auf elfenbeinernem Stuhle, das ist Roma...“

„Das glaub' ich Dir Alles nicht, Antipater, Du machst mir was weiß, das thut mein Vater nicht, das darf ja nicht sein, sagt mein Lehrer — o, wenn ich erst König bin, zerschlag' und verbrenn' ich das Alles!...“

Herodes warf einen finstern Blick auf den Knaben, daß dieser erschrak und verstummte. In diesem Augenblicke ertönten die Fanfaren, denn man war an das Thor der Vorstadt Bethzetha gekommen. Die starke Thorwache sprang schnell heraus, und stellte sich in Reih' und Glied auf, den König zu empfangen. Es hatte sich viel Volk gesammelt beim Schalle der Tuben und Trompeten, lautes Freudengeschrei ertönte aus den Reihen der Soldaten — das Volk stand lautlos.

Eben ging die Sonne unter, und warf ihre letzten Strahlen vergoldend auf die Zinnen des erhabenen Tempels auf dem Gipfel des Morijah. In diesem Augenblicke zogen jene beiden Wanderer, von Süden kommend, durch den unterirdischen Gang aus dem Thale Ben-Hinnom in den Tempel, Herodes, von Norden kommend, in der Mitte seiner gallischen Leibwache aus Sebastus, das ist Schomron, in seinen Palast ein.

3.

Auf der nordwestlichen Ecke der Stadt Davids, Zion genannt, erhob sich ein Thurm. Ihn hatte Herodes bauen lassen und seiner Gemahlin zu Ehren Mariamne geheissen. Nicht aus gewöhnlichen Quadern oder aus Steinen, die Menschenhände tragen können, sondern aus behauenen weißem Marmor war er aufgeführt. Jedes Stück maß zwanzig Ellen in die Länge, zehn in die Breite, fünf in die Tiefe. Die ungeheuren

Stücke waren so fest in einander gefügt, daß der Thurm nur Ein Stein zu sein und von Künstlerhand nach Form und Ecken zugerichtet schien: so wenig war irgendwo der Ritt der Fugen zu sehen. So erhob sich zwanzig Ellen hoch der massive Unterbau, über diesem zum Auffassen des Regens ein zwanzig Ellen tiefes Bassin, und oberhalb dessen eine zweistöckige Bedachung, fünfundzwanzig Ellen hoch; darüber endlich ein zwei Ellen hoher Gang mit hoher Brustwehr. So stand der Thurm auf der alten Mauer Sijons, die seit David schon so großen Wechsel des Geschickes gesehen hatte. Aber diese Mauer selbst stand auf einem hohen Bergtrand, und erhob sich dreißig Ellen darüber hinaus. Wenn die Sonne aufging und die Luft noch klar von Dünsten war, dann konnte man von der Höhe dieses Thurmes bis nach Arabien schauen und über das ganze Land Juda bis an's todt' Meer. Hatte sich aber die Pforte jenes zweistöckigen Thurmhauses Dir geöfnet, dann gelangtest Du in ein Labyrinth von Zimmern, Gemächern, ja Sälen, daß Du nicht in einen Thurm, sondern in einen Palast gekommen zu sein glaubtest. Und welche königliche Pracht schmückte die Gemächer! Kostbare Zierrathen überall an Decken, Böden, Wänden und Pforten, Säulengänge verschiedener Art, tyrische Teppiche, seidene Vorhänge, golddurchwirkte Divans, herrliche Geräthe von feinsten Hölzern, ausgelegt mit Gold und Elfenbein, silbernes Geschirz mit Edelsteinen geschmückt, krystallene Urnen — und dies Alles in solcher Folge, daß das Auge lange schon ermüdet zu betrachten aufgehört hatte, bevor der Dinge Menge zu Ende*).

Aber es war dunkel jetzt in dem Thurme, wie sich dunkel die Nacht herabgeseufzt hatte. Nichts konnte man gewahren, als die majestätische Masse der nahen Königsburg, in welcher hie und da ein Kämpchen flimmerte, die fernern Umrisse der Berge, und den tiefschwarzen Himmel, an welchem zahllose Gestirne helleres oder schwächeres Licht ausstrahlten.

*) S. Joseph. Bild. Kr. Buch 6. Cap. 4.

Freund, wenn Du im Schweigen der Nacht ein dunkles Gebäude siehst, aus welchem nicht ein Strahl des Lichtes, nicht ein Ton einer Stimme dringt, bist Du darum sicher, daß nichts, nichts darin lebt, nichts tief innen sich regt und schafft? ... Auch in dem Körper, der schon eine starre Leiche scheint, schlägt oft noch, von außen unfindbar, ein leiser Pulsschlag — und der könnte immerhin noch geweckt werden ...

Herodes hatte diesen gewaltigen Thurm gebaut und Mariamne genannt, und seiner Gemahlin zur Wohnung angewiesen. Seine eifersüchtige Phantasie sah sie so gern umschlossen von den steilen und glatten Mauern des Thurmes, dessen einzigen Eingang leicht das Auge einer Wache überschaute. Aber was einerseits den Zugang unberechtigter Personen von außen verwehrt, das verwehrt auch andrerseits den ungewünschten Einblick nach innen, und auch die Eingeschlossenen sind desto sicherer, je sicherer die Einschließenden sich fühlen ...

Es gehörte zu der geheimen Politik der Priester, im Bereiche der heiligen Stadt keine Gebäude ohne geheimen Zu- und Ausgang für sich selbst zu lassen, und so war auch längst durch den massiven Unterbau des neuen Thurmes ein enger Gang gehauen, der durch eine deshalb ausgehöhlte Säule der Cisterne hinauf in das Thurmhaus führte. Ein Stein in der nördlichen Mauer eines Gemaches der Königin auf gewisse Weise berührt, und er drehete sich geräuschlos auf Angeln, und der Eingang war offen. Doch hatte die besonnene Frau dafür gesorgt, daß dies ohne ihren Willen nicht geschehen konnte — nur sie allein wußte, wo ein Kiesel zurückzuziehen, der sonst das Spielen des Steines verhinderte. Sie konnte das Zeichen in der Mauer zum Deffnen hören: wollte sie nicht, so war keine Menschenmacht im Stande, den Stein nur zu rühren.

Es war dunkle Nacht. Nur am Himmel die Sternlein und in der Königsburg hie und da ein Lämpchen flimmerten. Stadt und Land lagen ruhig zu den Füßen jener, höchstens daß hie und da das Waffengeklirr einer nächtlichen Wache herauf-

schallte. Aber mitten im Schweigen der Nacht hatten ein greisiger, wenn auch noch kräftiger Mann und ein Jüngling einen unterirdischen Gang betreten, der weit, weithin sie führte. Nur ihr eigener Schritt, den eine kleine Laterne beleuchtete, welche der Jüngling trug, hallte im engen Gewölbe wieder, von dem bald rechts, bald links ein Zweigpfad abführte — aber der Jüngling wußte Bescheid. Dann und wann hörten sie wie einen Bach über ihren Häuptern rauschen, einmal war es wie ein ungeheurer Wasserschwall, der sich durch eine Schenke drängte, es rannen auch viele Tropfen durch einige schlechtgefügte Steine, daß die Wand des Gewölbes glitzerte — bald war es wieder vorüber. Jetzt stiegen sie einige Stufen nieder, bis sie an einem ehernen Pförtchen standen. Der Jüngling hatte den Schlüssel, öffnete, und nun begannen sie ununterbrochen zu steigen. Noch wandten sie sich um einen Pfeiler, und siehe, sie standen vor der Oeffnung in der Mauer, aus der sie in das Gemach hineinstiegen, von welchem wir oben gesprochen — der Stein hatte schon offen gestanden. Aber Niemand war im Gemach.

„Wir sind zur Stelle, Meister!“ sprach der Jüngling. „Gehet Ihr nur weiter, mir ward befohlen, hier zu verweilen, bis ich gerufen würde.“ „Gut!“ antwortete Schammai, durchschritt das Gemach, öffnete eine Thüre und ging durch dieselbe in ein anderes. Darin saß ein Greis, ein alter Diener, das Haupt, von Silberlocken umgeben, tief in die Hand gesenkt. Aber schon das leiseste Geräusch der Sandalen ließ ihn aufblicken, der Blick auf den hohen Mann, der jetzt vor ihm stand, aufspringen.

„Ist Deine Herrin bereit, mich zu empfangen, Jochanan? . . .“

„Sie hat mir befohlen, Dich zu bitten, hier zu verweilen, großer Rabbi, bis Du eine Erfrischung eingenommen und ich Deine Ankunft ihr gemeldet . . .“

„So melde mich, Trank und Speise nehme ich nicht an.“

Der Diener entfernte sich, Schammai ließ sich auf einen Divan nieder.

Kaum daß er da einige Augenblicke geruht — da öffnete sich abermals die Pforte und herein trat. . .

Es ist bald gesagt, wie der Mond aus dunkeltem Gewölke tritt und plötzlich die mitternächtliche Landschaft mit seinem Silberlicht übergießt, oder wie aus blau-schwarzem Gewölke, kaum mit einem Goldbrand umsäumt, plötzlich die Feuerkugel der Sonne sich schwingt und mit Einem Blitze die Nebel des Thales zerreißt, und über Berg und Wald und Niederung bis in die tiefe Schlucht hinein den goldnen Schimmer wirft — ach! das Menschenantlitz ist mehr als Mond und Sonne, wie ein grambeschattetes Menschengesicht mehr als Dämmerung und Nacht ist. . .

Siehe — in das wenig erleuchtete Gemach, wo der kumberlastete Rabbi auf dem Divan ruhte. . . was hatte er nicht Alles verloren, nachdem er gekämpft, wie ein Riese gekämpft, es zu erhalten; jetzt konnte er sich zu den Todten zählen, wie er schon halb im Schooße der Erde begraben war, bald in den Höhlen der Felsen von Juda, bald in den unterirdischen Gängen des Tempels — und konnten nicht da auch Späher des Herodes sein? wer sagte ihm, daß er nicht selbst ein Späher des Herodes sei, der, indem er seinem treuesten Freunde sagte, was er gesehen, es für Herodes gesehen hat, denn durch jenen erfährt der es? Er hatte gekämpft für das Haus der Hasmonäer, und siehe, es war in die Erde gesunken, kaum daß noch die letzten Firnsteine herausfahen — gekämpft für die Selbstständigkeit der Nation, und sie war eine Beute der übermüthigen Römer — für die freie Selbstbeherrschung des Volkes durch den eigengewählten Fürsten, und es lag zu den Füßen des ehrgeizigen Idumäers, der es knechtete und, mehr noch, verhöhnete — gekämpft für die unbeschränkte Entwicklung des Gesetzes, und die Männer des großen Saubedrin waren geschlachtet, nachdem sie sich durch die eigene Schwäche gefesselt

in die Hände des Schlächters gegeben — ha, wohin er schaute, erhoben sich Götzenbilder, Götzenembleme, Götzenaltäre, Götzentempel, errichtet durch die freche Hand des römerschmeichelnden Herodes, der es so wenig ernst mit der Religion meinte, welche sein Stamm erst seit wenigen Jahrzehenden angenommen, errichtet aus der abgepreßten Habe des Volkes, welches den Namen eines Götzen nicht nennen, das Gold, aus dem er gehämmert, nicht zu sich nehmen durfte — er hatte gekämpft — auch das verhehlte er sich nicht — er hatte gekämpft für eine glanzvolle Stelle unter den Weisen und Lehrern der Stätte, von wannen „die Lehre ausgeht und das Wort des Ewigen,“ mit Gedank' und Wort und That gekämpft, gerungen mit seinen eigenen Leidenschaften, und sie zu Boden geworfen, entbehrt, gefastet, getragen, und das Schwere noch schwerer, und das Scharfe noch schärfer gemacht, und um des Rechtes willen in sein eigenes Fleisch geschnitten, und um des Gesetzes willen sein eigenes Herz geopfert — — und siehe, sein Name durfte in Zion nicht genannt werden, ohne daß nicht erblaßten, die ihn vernahmen, seine Meinung nicht vorgetragen in Jerusalem, ohne daß nicht erzitterten, die sie erwähnten...

Dies Alles war längst und war jetzt durch seine Seele gegangen, und hatte ein Feuer gezündet, das über ihn zusammenzuschlagen drohete — jeder Schritt in dem unterirdischen Gange häufte den Blindstoff in seinem Innern, jede Stufe im Thurne fachte die Gluth höher und höher an... jetzt war er überwältigt niedergesunken auf den Divan — — aber mitten in den Aufruhr seiner Gefühle, in den vollen Sturm seines gewaltigen Geistes — —

trat herein Mariamne, die Hasmonäerin, schöner als der Mond aus schwarzem Gewölk, als die Sonne aus tiefblauer, goldumsäumter Wolke, die letzte, aber auch die herrlichste ihres königlichen Stammes, dessen jeder Zweig voll Majestät, voll Anmuth — und sie erblickten Alle wie Nebel-

flecken vor ihr — Marianne trat in das Gemach. Auch über Schammai kam Ruhe und Sicherheit.

Schammai hatte sich vom Divan erhoben. Er blickte mit überwältigten Gefühlen auf die junge Fürstin, auf das hohe Weib, das vor ihm stand. Ach! alle die herrlichen Gaben, mit denen die Vorsehung sie überschüttet hatte, waren ihr zu frühem, zu erdrückendem Weh geworden! Geburt und Rang, Geschlecht und Würde lagen von Kindheit an wie ein Fluch auf ihr, Alles, was sie liebte, war dahingegangen durch Dolch und Gift und Schwert, und diese Schönheit, diese Alles besiegende Schönheit hatte sie erst recht zur Sclavin eines Mannes gemacht, den sie zu hassen berufen war . . .

Da stand sie . . . er sah diese erhabene Gestalt, die so voll wie schlank, so hoch wie ebenmäßig gebaut war, und in allen ihren Gliedern die feinste Zierlichkeit mit edelster Fülle und Glanz vereinigte; er sah dieses schöne Haupt, das voll Grazie und Majestät auf dem weißen, stolzen Nacken ruhte, dieses blauschwarze, duftige Haar unter Schleiern verborgen, diese hohe, leuchtende Stirn, die kühn und zart geschwungenen dunklen Brauen, unter denen lange, schwarz bewimperte Wimper die Augen bedeckten — aber sie schlug sie auf und richtete sie auf den Rabbi, diese hellen, blauen Augen mit dem mächtigen Feuer unter dem Schimmer der Sanftmuth, daß sie nimmer erloschen im Geiste dessen, den einmal nur ihre Strahlen trafen — o er sah dieses Antlitz voll der gerühmten hasmonäischen Schönheit, gerundet und ebenmäßig in allen Theilen, mit diesen rosigen, gewölbten Lippen, welche den kleinsten Mund bildeten und in die leisesten Winkel verliefen . . .

Und diese Schönheit stand da, überstrahlt von dem Geiste der Unschuld, der noch im innersten Herzen wohnte, und versenkt in Trauer, welche Gestalt und Antlitz nur noch veredelte . . . ein so junges Weib von noch nicht fünf und zwanzig Jahren, und so schwer heimgesucht . . . diese viel sagenden Trauerkleider mochten den äußern Glanz der Fürstin dämpfen,

den innern, den von innen ausstrahlenden hoben sie noch mehr . . .

Schammai blickte auf sie, aber er sprach nicht . . . seine Rechte hob sich unwillkürlich zur Brust und drückte auf das poehende Herz . . . aber er sprach nicht . . .

Da hob Marianne das Haupt und die gesenkten Lider, und sah den Greis an und sprach leise mit ihrer silberhellen Stimme: „O, mein Lehrer! . . .“

Schammai griff nach der Hand der Fürstin und führte sie zu seinen Rippen, und seufzte: „Meine arme, unglückliche Marianne . . .“

Aber es kamen die Thränen nur in die Augen des Mannes. Nach einigen Augenblicken des Stillschweigens erhob Schammai das Haupt, bewegte es heftig, wie um diese weiche Stimmung abzuschütteln, und sprach mit fester Stimme:

„Du hast mich rufen lassen, Fürstin; Du hast nach der Höhle gesandt, in der ich neben Nar und Falke horstete, und ich habe sie verlassen, und bin nach dem Neste des Geiers gekommen, der mir die Augen aushacken wird; was willst Du? . . .“

„Was ich will, Schammai? was ich will?“ sprach die Fürstin lebhaft, „Rath, Rath, Schammai! nichts als Rath . . . was ich thun soll, sollst Du mir sagen . . . denn ich, ich weiß es nicht . . .“ Marianne ließ Stimme, Haupt, Hand sinken, die sie erhoben. Endlich fuhr sie fort: „Du warst der Lehrer meiner Jugend, Meister, Dein Wort hat meine Seele gebildet, hat ihr Kraft und Festigkeit zu geben versucht, Du warst es, der mir täglich zurief: „Sprich wenig und thue viel!“*) ach, es ist Alles, Alles hin, und meine Seele ist rathlos . . .“

Schammai antwortete: „Marianne, wenn Deine Seele rathlos — dann kann auch ich Dir nicht rathen — wenn Dein

*) Spruch des Schammai P. Aboth 1, 14.

Geist ohnmächtig, verzagt ist bis in die unterste Faser — dann bleibe so, bis Du Dich erhoben hast, dann hättest Du mich nicht rufen sollen, dann kann ich höchstens Dir sagen: wart' es ab!“

„Nein, Schammai, nein! so ist es nicht mit mir — das sag' ich nicht....“ und plötzlich erhob sich die ganze Gestalt Mariamme's und aus ihrem Auge sprühte Feuer und ihre Hand ballte sich... „seh' ich nicht des Tages über die Gestalt meines gekrönten Vaters dort im blutdurchströmten Antiochien zum Richtplatz schleppen — seh' ich nicht des Nachts das jugendliche Haupt meines Bruders, o geschmückt mit dem goldenen Stirnblech und dem Hohenpriesterbunde, tief, tief unter die Wellen gedrückt — es ist dieselbe Faust, die meinen Vater zum Richtplatz schleppt, dieselbe Faust, die meinen Bruder unter das Wasser drückt...“

„Und was ruft Dir dieser Vater unter dem Schwert des Henkers, dieser Bruder unter der Wucht des Wassers zu, Mariamme?....“

„Wenn in dem schrecklichen Wilde, das mich verfolgt, endlich mein Vater seinen letzten Blick aus dem Staube wirft, in den sein Haupt gerollt, endlich mein Bruder sein letztes Nöcheln hören läßt aus dem Schlamm, in den sein Haupt gesunken.... Schammai, ich habe keine Ruhe Tag wie Nacht, ich sehe jenen letzten Blick, ich höre jenes letzte Nöcheln um mich, neben mir, vor mir...“

„Und was sagt Dir dieser erblassende Blick und was ruft Dir dieses Todesnöcheln zu, Mariamme?...“

„Was fragst Du, Rabbi, Du weißt es....“

„Ich weiß es nicht, Weib.... ich weiß es noch gar nicht...“

„Lehrer, Meister, wie werd' ich das Nöcheln los, daß ich es nicht mehr höre, den Blick, jenen verschleudenden, daß ich ihn nicht mehr sehe.... Sag' es mir, rathe mir, rathe mir, Schammai!...“

„Wie Du sie los wirst, Mariamme? ... und dies zu beantworten, hast Du mich aus den Felsen von Juda kommen lassen? ... Dann, Mariamme, sollst Du sie gar nicht los werden, und wenn ich das Wort wüßte, mit welchem sie in ewige Vergessenheit zu bannen wären — nimmermehr sagt' ich es Dir ... nein! wenn Dir der Todesblick Deines Vaters, das Todesröcheln Deines Bruders nichts weiter sagen, wenn Du der Faust vergiffest, die Beide in den Staub und Schlamm geschleudert, so sollen sie Dich ewig verfolgen, sie mögen sich mit Dir setzen an die schwelgerische Tafel des Herodes, und sich mit Dir niederstrecken auf das üppige Lager des Idumäers ... Wie Du sie los wirst? Geh hin zu Deinem Großvater, zum Hyrcan, er kann Dich lehren, wie man die Hand küßt, die den Bruder vergiftet*.) ...“

„Rabbi, Rabbi, schrecklicher Mann, hör' auf ...“

„Nun, Mariamme,“ folgte Schammai ruhiger hinzu, „ich bin über die Felsen von Juda geklimmt, ich bin durch die Eingeweide der Erde gewandert, wenn Du aber nichts von mir wolltest, als das unruhige Innere beschwichtigen, die Trauer aus dem Gedächtniß verwischen und wieder Rosen auf den Weg streuen, so könntest Du den müden Greis ruhig in seinem Felsenneste lassen ...“

„Ach, ihr grausamen, ihr harten Männer!“ hob die Fikstin an, „so seid Ihr Alle — — Ihr reißet uns gewaltsam hinein in den Wirbel Eurer strömenden Leidenschaften, und wenn dann das schwache Weib hin- und hergeschleudert, bald von dieser, bald von jener ergriffen, nicht gleich Eine Richtung halten kann, dann hohnlachtet Ihr und tretet sie mit Füßen ... Sag', was erwartetest Du denn von mir zu hören? ...“

„Nichts, gar nichts erwartete ich, so lange ich fern war — als Du aber Deinen Sendling zu mir entbotest, um mich

*) Aristobul II.

herzubefcheiden, da erwartete ich ein Wort von Deinen Lippen, ein Wort, das, einmal vernommen, nimmer wieder verhallt, sondern durch das ganze Leben und durch die ganze Welt tönt — dort, sagt' ich, ist ein tödtlich getroffenes Weib, dem man Vater und Bruder gemordet, dem man das ganze väterliche Haus mit dem Mordstahl verübet hat, dem man Namen und Rang gestohlen, dem man Volk und Glauben gewürgt hat, dies Weib ruft Dich, hinter ihr stehen die Schatten der Gemordeten, hinter ihr der Schatten eines geknechteten Volkes, eines geschändeten Heiligthums — frägst Du, Mariamme, was ich von ihr zu hören erwartete? ...“

„Aber vergiffest Du, Schammai, daß es mein Gatte, daß es der Vater meiner beiden Söhne ist? ...“

Schammai schwieg einen Augenblick; dann sprach er leise wie vor sich hin: „Ja, sie weiß es nicht, sie ahnt es noch nicht, daß er auch ihre Söhne tödten, daß er auch ihr eigenes Haupt in den Staub strecken wird ...“

Mariamme hörte diese Worte, und kreischte auf: „Was sagst Du, falscher, thörichter Mann ...“

„Nichts sag' ich, nichts, Fürstin“ — erwiderte Schammai kalt, „als die Witte: entlasse mich ...“

„Meine Söhne tödten, Mann, sagst Du? mich, mich selbst? mag's sein, aber meine Knaben morden, meine, seine... was weißt Du? Sprich ...“

„Ich sage nichts, Mariamme; Du sollst nicht dereinst sagen, Schammai habe dich gestachelt, aufgereizt — nein, Fürstin, was nicht aus Dir selbst entspringt, soll niemals geschehen — —“

Aber Mariamme fuhr auf Schammai los und ergriff seinen Arm und rief: „Hast Du etwas gehört? führt Herodes etwas gegen meine Knaben im Schilbe? ist dies möglich? beim Throne Bah's, sprich es aus, schon nicht! ...“

„Beruhige Dich, Königin! ich habe nichts gehört, nichts gesehen — aber wenn Du es wissen willst, so will ich es aus-

sprechen: ich halte mich überzeugt, daß der Weg, welchen Herodes beschritten hat, nur damit endigen kann, daß auch Du und Deine Söhne die Opfer seines Mißtrauens und seiner Herrschaft werden müssen; ich ahne, ich glaube es...."

Mariamme verhüllte sich in ihre Schleier; ein Schauer durchlief ihren Körper. Dann sprach sie: „Ist dies nur ein Werk Deiner Berechnung, so hast Du die außerordentliche Liebe des Herodes zu mir, ach! diese schreckliche Liebe, außer Acht gelassen...."

Schammai zuckte die Achseln! „Sicher hab' ich diese Liebe nicht vergessen, denn sie dacht' ich mir als die Geißel für Herodes, als die blutige Stachel in seiner Seite — aber hast Du noch nie gehört, daß in vergifteter Schale auch der Wein sich in Gift verwandelt? daß in dem geiservollen Herzen die Liebe zur blinden, selbstmörderischen Eifersucht wird?..."

Wieder schauerte Mariamme: „Du bist ein schrecklicher Mann...."

„Und weißt Du nicht, daß in Herodes' Palast Salome, seine Schwester, weißt, die Dir tödtlichen Haß geschworen? Weißt Du nicht, daß jenseit des Jordans Doris, die erste Gemahlin des Herodes, die verstößene, um Deinetwillen verächtete, weiset und jeden Deiner Athemzüge belauscht? Kennest Du jene junge sich windende Schlange nicht, den Sohn der Doris, den Antipater, der Deine Söhne schon jetzt mit dem Geißer seiner List überzieht, um sie dereinst zu verschlingen?... Ha, ich seh' es, ich seh' es..."

Mariamme war auf den Divan gesunken, und ihr Haupt war in ihre Hände vergraben. Nach langem Schweigen hob sie an: „So bin ich denn rathloser als vorher, was soll ich beginnen?..."

„Mariamme,“ hob der Greis an, „es ist so, wie ich Dir sagte; ich kann Dir erst rathen, wenn Du selbst berathen bist, wenn ein, ein, ein Entschluß Deine ganze Seele füllet, dann rufe mich wieder, dann will ich Dir rathen.... Ich gehe jetzt,

aber ich weiß es, ich komme wieder — ach, es wird nicht allzulang währen — aber ich will Dir schon heute eine Bürgschaft geben, daß Du mich rufen wirst und daß ich kommen werde: Marianne, zunächst kommt Dein Großvater Hyrcan daran — — "

Marianne sprang auf: „Eule, Eule, was krächzest Du! Der alte, ehrwürdige Greis, der harmlose, der vielerprobte, der unschädliche, o mein Vater, mein Vater“

Aber der Rabbi war längst verschwunden, und wanderte bereits den unterirdischen Gang zurück.

4.

In der Hauptstraße der Vorstadt Bethzeda stand ein kleines, unansehnliches Häuschen, zwischen größere, neugebaute, nach römischem oder griechischem Styl errichtete gezwängt. Zwar sah es durchaus nicht verfallen und vernachlässigt aus, aber sehr mäßig in Umfang und Höhe, und dies, wie die ganze Art der Einrichtung verrieth, daß der Besitzer mehr nach bescheidenem, aber festem Halten am Alten, denn nach Reichthum und Glanz trachte, da die benachbarten Paläste sicher den kleinen, störenden Nachbarn auch gegen hohen Preis in sich aufgenommen hätten, wenn er es zugegeben. Eine kleine Thüre und nur eine einzige, als Fenster dienende, vergitterte Oeffnung gingen nach der Straße; sonst wandte sich das Häuschen ganz nach innen, und selbst das platte Dach war mit einer so hohen Balustrade umgeben, daß man nur von den hohen Nachbarhäusern hineinschauen konnte. Um diese Balustrade und von ihr herab wandte sich immergrüner, dichter Ephen — sonst war das Häuschen vor noch nicht langer Zeit frisch überkalt worden.

In diesem Häuschen lebte Isaaß ben Babusch mit seiner alten Mutter ganz allein. Isaaß war ein junger, kräftiger

Mann von einigen zwanzig Jahren. Seine etwas dunkle Gesichtsfarbe stach von dem hellblonden Bart, der eben um Kinn und Wange und auf der Oberlippe flaumte, eigenthümlich ab; seine braunen Augen, die, ohne zu flammen, Stärke der Leidenschaften ausprägten, waren der Spiegel unerschütterlicher Treue. Szaak war Levit, und verkehrte deshalb viel im Tempel, auch wenn nicht seine Abtheilung an der Reihe war, denn er war gläubig und lauschte den Unterweisungen und Auslegungen der Gelehrten; was ihm dann noch an Zeit übrig blieb, wandte er auf Kunstwerkerei, worin er eine große Geschicklichkeit erlangt hatte. Als eifriger Levit stand er den leitenden Priestern und Weisen zu aufopferndem Gehorsam, als Kunstwerker war er selbst vor die Königin Marianne gelangt, indem er ihr mehre Male Erzeugnisse seiner Kunst vorlegte, und von ihr Aufträge erhielt. Seitdem aber übte er seine Kunst nur für die Königin, und die reichsten Versprechungen konnten ihn nicht vermögen, für einen Andern ein Gewand oder einen Teppich zu wirken; deshalb verstänbte meist das Kunstgeräth, und Ben Babusch ging träumerisch umher, nur glücklich, wenn er irgend einen Auftrag im Dienste der Religion oder derer, die er als die Stützen derselben verehrte, vollführen konnte. Seine sechzigjährige Mutter härmte sich darüber gar sehr, aber er schien ihre Thränen gar nicht zu bemerken. Denn welche auch seine Hülfquellen sein mochten, fehlen ließ er es ihr an nichts; aber bald seine aufflammende Hestigkeit, mit der er dann sie fast erdrückte, bald sein trübsinniges Versinken, in welchem er sie, sich und die Welt vergaß, bald sein tagelanges Ausbleiben, ohne daß er ihr, wie früher, fröhlich Rechenschaft gab, wo er gewesen und was er getrieben, alles dies erregte ihren Kummer, ihre Besürchtung. Weckte sie ihn dann mit eindringlichem Worte, zeigte sie ihm die beängstigende Veränderung, die mit ihm vorgegangen: so gestand er es zu, gelobte Besserung, Thränen flossen aus seinen Augen, und welche Mutter kann den Thränen eines erwachsenen Sohnes widerstehen?...

Indeß kamen solche Scenen doch nur selten vor; denn Ben Babusch liebte seine Mutter zu sehr, und umgab sie mit seiner kindlichen Fürsorge so ununterbrochen, daß er sich lange Zeit mit aller Macht bezwang, bis er unwillkürlich und unbewußt wieder darein verfiel. Seit einiger Zeit hatte Isaaß aber seine Wirkergeräthe wieder hervorgeholt, sie gereinigt, sehr achtsam zusammengestellt und eingefügt — doch Niemand konnte wissen, was er arbeite, denn er hielt seine Kammer sorgfältig verschlossen, und selbst seine Mutter kam nicht hinein. Doch diese war so erfreut über seinen wieder erwachten Kunstfleiß, daß sie ihn gewähren ließ. Ach! es war ja das einzige Kind, das sie unter ihrem Herzen getragen, und sie allein hatte ihn groß gezogen, denn ihr Gatte war in einem Gefechte gefallen, als Jerusalem in Gefahr stand, da Isaaß erst drei Jahre zählte. . . . Ben Babusch saß an seinem Wirkerahmen in seiner Kammer. . . .

Horch! Trompetengeschmetter, Tübentklang, Volkessruf! Von der Antonia her die Straße hinab nach dem Steinturmthore zog der König Herodes mit großem Gepränge; die Leibwache in größtem Staate heran, die Großen und Bedeutenden alle hinter und um sich; die Trompeten und Tüben riefen gleichsam das Volk zusammen. . . . warum dieser Lärmen, dieses Aufsehen? Herodes liebte es doch sonst nicht, und hieß immer die Bläser schweigen, sobald sie an das Thor Jerusalems kamen, und zog den kürzesten Weg durch die Stadt. . . . Und ha, wem gilt der Ruf, der wachsende, bis an den Himmel schallende Freuden- oder Huldigungsruf des Volkes, das doch sonst so düster schweigt, wenn Herodes durch ein Viertel der heiligen Stadt ritt? . . . Wem er gilt? . . . Isaaß ben Babusch höret den Ruf, und stürzt von seinem Rahmen aus seiner Kammer in das Zimmer nach vorn, in dessen Vorderwand die vergitterte Oeffnung nach der Straße geht. . . . Neben Herodes zieht die Königin Mariamme auf weißem Maulthiere, wie das Volk sie lange nicht gesehen. . . . ihr gilt der Ruf des Volkes. . . .

Wollte Herodes dem Volke erweisen, daß der Tod ihres Bruders sie dennoch nicht von ihm getrennt habe? Wodurch war es ihm gelungen, daß sie ihm gehorsam war, daß sie sich mit ihm dem Volke zeigte? Hatte sie seiner Ueberredung unterlegen? oder seinen Drohungen nachgegeben? oder diente sie damit einem Plane, der geschickt entworfen war?

Das Volk jauchzt, das Volk, das die Todten so schnell vergift und die Lebenden so leicht preist — Isaaß, als sein schnelles Auge schon aus weiter Ferne die Königin erblickt, schlägt sich vor die Stirn, und bleibt wie erstarrt vor der vergitterten Maueröffnung stehen. Der Zug nähert sich schon, er windet sich den Hügel Bethzetha herab — was überfährt da unsern Jüngling? Als der Zug fast schon in die Thalstraße gelangt war, da flog von einem platten Dache eine große Blumenkrone dicht vor dem Kopfe des Maulthiers, das die Fürstin trug, nieder; diese selbst erschrak und fuhr zurück und der Zügel entschlüpfte ihrer Hand, noch mehr das feurige Maulthier, das sofort scheu geworden, sich bald bäumte, bald mit den Hinterfüßen ausschlug, dann davonsprang und blitzschnell durch die Volkshaufen jagte, die sich eben so schnell öffneten und durch ihr Schreckensgeschrei das Thier noch wilder machten. Die Königin wankte hin und her, kaum, daß sie sich noch erhielt, Herodes und seine Begleiter jagten schreckensbleich hinterdrein; Dieser und Jener wollte dem tollen Thiere zur Seite gelangen, aber desto mehr rastete es dahin — Marianne war verloren, der nächste Sprung des Mäulers mußte sie auf das Pflaster schleudern und ihr Haupt zerschellen aber Isaaß sah ihre Gefahr, er sprang in die Maueröffnung hinauf, faßte mit gewaltiger Faust das Gitter, und in einem wüthenden Anstoß stieß er es aus dem Gestein und sprang darüber hinweg mitten in die Straße hinab, dicht vor dem dahinjagende Maulthier nieder, das plötzlich stehen blieb und auf die Hinterkniee zurückstürzte. In demselben Augenblicke griff mit der Linken der Jüngling in die Zügel des Thieres, mit der

Rechten fing er die niedersinkende Königin auf, die bewusstlos an seiner Brust ruhete. Regungslos stand Izaak ben Babusch, regungslos lag Mariamme in seinem Arm, regungslos kniete das eben noch rasende Maulthier. Jetzt kam der König mit seinem in Unordnung gerathenen Gefolge heran; er sah die Gruppe und in seinem Auge flammte es. Er knirschte fast mit den Zähnen, daß ein Andern seine Gemahlin gerettet und mit seinem Leben für das ihre eingestanden; daß ein Andern, wenn auch zur Rettung, sie, wenn auch bewusstlos, in den Arm geschlossen. Er stieg ab, befahl, schnell eine Sänfte zu holen, richtete die Königin auf und stieß unsern Jüngling fast unsanft von sich. Mariamme öffnete die Augen, blickte wie verwundert um sich und sah das Antlitz ihres Gemahls auf das ihrige gebeugt. . . . sie erinnerte sich; wo war ihr Retter, den sie selbst in den Wirren des Schreckens erkannt hatte? Der König ließ ihr keine Zeit zur Frage, er redete sie an, sprach ihr mit vielen Worten Muth ein, bis bald die Sänfte angekommen, in welcher sie nach ihrem Thurme zurückkehrte, wohin ihr Herodes folgte. Die Tuben und Trompeten waren verstummt, das Volk schwieg. . . .

Als der König den Jüngling wie mit Ingrimm zurückgestoßen, warf dieser noch einen flammenden Blick auf die Königin und stürzte dann in sein Haus zurück, vor seiner Mutter vorüber, die ihn anrief, ob er sich nicht beschädigt? in seine Kammer, die er verschloß, und selbst auf wiederholten Ruf seiner Mutter nicht öffnete.

Als die Nacht niedergesunken, da klopfte es an die kleine Thüre des Hauses. Die alte Mutter rief ihrem Sohne, um zu öffnen, aber er hörte nicht; und als das Klopfen immer stärker und schneller ward, mußte sie sich entschließen, selbst zu öffnen. Es traten mehre Männer ein, in welchen die Frau nicht blos einige der nächsten Diener um die Person des Königs erkannte, sondern auch höhere Rätthe desselben. Sie verlangten vor ihren Sohn geführt zu werden, um eine Bestellung des Königs aus-

zurichten. Die Mutter schwieg verlegen. Aber die fremden Stimmen im Hause mochten Izaak geweckt haben, und er trat aus seiner Kammer. Mit den schmeichelhaftesten Worten sprachen die Männer dem Jüngling den Dank des Königs aus, und daß er befohlen habe, den Retter der Königin sofort vor ihn zu bringen. Er durfte sich dem nicht entziehen, und durch den dunkeln Abend folgte er seinen Führern nach dem Palast des Königs. Aber nicht Alle, die gekommen, gingen mit Izaak. Einige Männer blieben unvermerkt zurück; kaum daß sich die Thüre geschlossen hatte, nahmen zwei derselben die Mutter an der Hand und führten sie wider ihren Willen, aber saust in ein Zimmerchen, wo sie sie bewachten, während die Anderen das ganze Haus durchsuchten. Sie fanden nichts. Aber endlich gelangten sie in die entlegene Kammer Izaak's; sie sahen die angefangene Stickerie und bemächtigten sich ihrer; sie klopfeten an die Wände, sie hoben die Backsteine des Bodens aus, sie fanden nichts; schon wollten sie sich entfernen, als Einer rieth, das einzige Möbel des Kammerleins, den niedrigen Divan, der dem jungen Manne zur Schlafstätte diente, näher zu untersuchen. Und in der That, in dem Seitenkissen fanden sie ein schmales Kästchen, darin mehrere beschriebene Pergamentstreifen. Der Anführer der Leute sah es mit Befriedigung an, steckte es zu sich, winkte den Andern und sie verließen allesammt das Haus, es der alten Frau überlassend, die Bedeutung dessen, was geschehen, zu erinnern. Sie wartete der Rückkehr ihres Sohnes bis zur späten Stunde — aber er kam nicht. Sie wurde immer unruhiger, sie verwünschte schon in ihrem Herzen den Edelmuth ihres Sohnes, der die Königin gerettet — endlich schlief sie auf ihrem Sitze ein, ihre Lampe flackerte auf und erlosch. Die Leuchte ihres Lebens war ja auch erloschen! . . .

Herodes, als er in seinen Palast zurückgekehrt, hatte schnell einige Sendlinge entboten, welche genau die Verhältnisse des Jünglings erforschen sollten, der sich erküßet hatte,

auf so ungewöhnliche, heroische Weise der Retter seiner Gemahlin zu werden. Jene hatten ihn bald bedient; sie wußten, daß Ben Babusch ein einfach, einsam Leben führe, daß er ein glühender Anhänger der Priester, Weisen und insbesondere der Hasmonäer sei, daß er die Königin mit trefflich gewirkten Teppichen und Tüchern versehen.... Es war genug, um den höchsten Argwohn des Herodes zu erregen. Als aber Isaaß vor ihn geführt ward, sah man auf seinem mächtigen Antlitz nichts dergleichen, nur Freundlichkeit und Dank schienen auf ihm Platz genommen zu haben.

„Ben Babusch,“ redete er ihn an, „Ihr habt mich auf eine Art verpflichtet, die ich zu lösen nicht vermag, Ihr habet mir mehr als das Leben, denn Ihr habet das Leben der Königin, das offenbar in Gefahr war, gerettet. Wie soll ich es Euch lohnen?....“

Der Jüngling verbeugte sich und sprach: „Herr, wenn das Volk sein eigenes Leben für das der Königin einsetzt, thut es da mehr als seine Pflicht?....“

„Nun, Jüngling,“ erwiderte Herodes mit etwas spöttischer Miene, „vom „Volke“ schweig, denn das raunte und schrie nur und machte die Sache ärger, oder hältst Du Dich für das Volk?....“

„Nicht für das Volk, aber aus dem Volke, Herr!“ erwiderte Isaaß.

Herodes biß sich auf die Lippe und fuhr fort: „Du hast Dich wie ein Held benommen, Ben Babusch! Wer hat Dir die Kraft gegeben, das Gitter aus den Steinen zu reißen? wer, das wüthende Thier auf die Hinterbacken niederzuschleudern und zugleich die Königin zu sichern? wer hat es Dir überhaupt eingegeben, so zu handeln, wie es allein im Augenblicke zur Rettung nothwendig war? sag' an....“

Isaaß blickte in die Höhe: „Wer es mir eingegeben? wer mir die Kraft verlieh? Herr, Der, welcher in aller Gefahr

dem Bedrohten einen Retter sendet, dem Gefangenen einen Befreier, dem Gedrückten einen Erlöser...."

Herodes entfärbte sich.

„Und dann, Herr, wer kann zurückstehen, wenn die Königin in Gefahr ist? wer wird sein Leben schätzen, wenn der Tod seine Hand nach ihr ausstreckt? Gott berief mich zu seinem Werkzeug, und ihu hab' ich auf meinen Knien gedankt, daß er mich dazu erkoren...."

Herodes' Antlitz wurde finster; er blickte in das Angesicht des Jünglings, das von der Flamme der Begeisterung geröthet war, der seiner vergessen zu haben schien — und sein Blick ward immer düstrer. Endlich hob er an: „Aber, Ben Babusch, ein König kann nichts schuldig bleiben, und so sag' an, wie soll ich Dir lohnen?“

Isaak senkte das Haupt und schwieg. „Höre, Jüngling, ich will Dich zum Anführer einer Cohorte machen, in Dir steckt ein Held...."

Ben Babusch schrak zurück: „Herr, ich bin Levit...."

„Was thut das? Leviten giebt's genug und Tausende können Dich ersetzen, aber tapfere, muthige Führer von Cohorten giebt es wenige, und" fügte er langsam hinzu, „selbst die Königin wird Dich gern sehen in der goldglänzenden Rüstung...."

Wechselnde Lichter und Schatten fuhren über das Antlitz des Jünglings. Nein, es waren ihm keine verlockenden Bilder, die der König ihm mit lauernder Miene vorzaubern zu wollen schien; eiskalt griffen ihm die Worte in das Herz.... „Ich kann nicht, Herr!...." sagte er leise, aber bestimmt.

Herodes warf das Haupt in den Nacken. „Weißt Du nicht, Knabe, daß ich das Wort „ich kann nicht“ niemals gelten lasse?... Doch halt! wenn Du bei mir nicht dienen willst, so werd' ich Dich im Dienste der Königin verwenden.... Du hast es ja bewiesen, daß ihr Niemand treuer gesinnt ist, so sollst Du, wenn ich auswärts bin, sie auf ihren Ausflügen be-

gleiten, ihr gewärtig sein, sie bewachen und jede Gefahr von ihr abwenden...."

Burpurröthe überströmte das Gesicht Isaaß's — aber bald senkte er unter dem forschenden Auge des Herodes das Haupt aber das heiße Blut drängte sich zu seinem Herzen, er fühlte wohl, daß er auch jetzt „Nein!“ sagen müsse, aber er konnte es nicht, seine Zunge war unter der Wucht der Empfindungen wie gelähmt, und nur ein undeutliches Murmeln, vielleicht nur ein Seufzer, kam über seine Lippen....

In diesem Augenblicke erschien der Führer dorer, welche in Isaaß's Hause zurückgeblieben, an der Thüre des Gemachs und winkte dem Könige. Dieser wandte sich zu Ben Babusch, und sprach: „Nun gut, Jüngling, besinne Dich ob Deinem Entschluß, meine Diener werden Dir ein Gemach zu Deiner Bequemlichkeit anweisen, damit Du mich morgen früh sogleich von Deiner Absicht in Kenntniß setzen kannst.“ Isaaß wollte die Bitte aussprechen, ihn nach seinem Hause zu entlassen, aber der König winkte ihm abwärts und wendete sich nach einer andern Seite, und einige Diener erschienen bereits in der Pforte. Er mußte sich ergeben.

Kann hatte Isaaß das Gemach verlassen, als ein Vorhang sich erhob und ein Weib hereinstürzte, das mit eben so vielem Triumph wie Hohn in Wort und Geberde ausrief: „Habe ich es Dir nicht gesagt, Herodes?“

Herodes sprach: „Was kann Mariamme für die Frechheit eines Knaben?“

Das Weib antwortete giftig: „Und weinst Du, daß ein Knabe so frech ist, die Augen zur Königin zu erheben, wenn er nicht ermuntert worden? Der Knabe ist ja ihr Kunstwirker, und ein schöner Knabe ist er....“

„Geh, Schlange!“ rief Herodes aus, und verließ das Gemach.

Es war Salome, die Schwester des Königs.

5.

Herodes saß in seinem geheimsten Cabinet. Es war einfach geschmückt, Alles zum Gebrauch und Nutzen, nichts zu Pracht und Zier berechnet. Auf der einen Seite einen Tisch voll Rollen und Bücher, insonders die Geschichte und Gesetze aller Völker betreffend, mit denen der Herrscher von Judäa in Berührung gekommen, oder noch kommen konnte; auf der andern Seite einen wohlverwahrten Schrank mit Pergamenten, welche seines Vaters und seine Thaten betrafen, Verträgen, die sie abgeschlossen, kurz einer Sammlung geheimer Schriften. Auch die Tafel, vor welcher Herodes jetzt saß, war mit dergleichen bedeckt, Einiges, theils kleine Streifen, theils größere Blätter, hatte er in der Hand, aber sein Haupt ruhte sinnend in seiner andern.

Es war eine schwere Zeit über ihn heraufgekommen. Fürwahr, auch Herodes wäre gern des Boches der Römer erlirigt gewesen, und seine Zähne knirschten ingrinnig, wenn er ohne Zeugen ihrer gedachte — aber er war zwiefach an sie gebunden: denn wie vermochte er sich ihrer zu erwehren? wie konnte er als König des Häufleins Juda hoffen, den Welt herrschern gegenüber bestehen zu bleiben? und dann, durch wen allein beugte er die Juden unter sein Scepter? von den Römern verlassen, hätte er keine Stunde in Jerusalem sich halten können. Nur durch das Schwert der Römer zähnte er das unbändige Volk — wie konnte er es zu zerbrechen gedenken? . . .

„Ha!“ murmelte er vor sich hin, „dieses thörichte, wahnwitzige Volk! warum wütht es in seinem eignen Fleisch und Wein? wenn es sich mir anschlässe, aufrichtig, was will ich? Ich will es erhalten, ich will es groß machen, es soll durch mich, durch mein Haus seine verlorene Selbstständigkeit erlangen, größer werden, als es je gewesen, Syrien zu seinen Füßen sehen, Arabien unterwerfen, am Euphrat seine Kasse trinken, bis zum Nilthal seine Schwerter strecken — in dem

großen Sturz, den früher oder später dieser Riese, der sich selbst überwachsen, dieses Rom stürzt, soll es, zur rechten Zeit gerüstet, ein mächtiger Erbe sein — darum schmeichle ich dem Römer, darum diene ich scheinbar des Römers Augen, gehe auf seine Lieblingsgedanken ein, nehme die Formen seines Lebens an... damit die Zeit der Gefahr vorübergehe, den rechten Zeitpunkt zu ergreifen — und sollt' er erst für meine Enkel kommen... Aber nein! das sieht das dickfellige Volk nicht ein, das sich doch sonst auf seinen Scharfsinn so viel einbildet, immer ist es mir Feind, immer intriguirt es gegen mich, und so lange noch ein Schatten dieser Hasmonäer besteht, hören sie nicht auf, mich zu verfolgen, diese Priester, diese Pharisäer...“

Er versank in immer tieferes Sinnen. Freilich, gedachte er nicht, daß, sollte das Volk sich ihm aufrichtig anschließen, müsse er erst dem Volke sich aufrichtig anschließen... daß, wenn er mitten in den bürgerlichen Zerrüttungen des römischen Reiches, welche jetzt erst sich entschieden hatten, das Schwert gegen die Römer gezogen, das Volk aufgerufen, mit den Parthern sich verbündet hätte, er sicher einen maßlosen Enthusiasmus geweckt hätte, und von demselben Volke bis in den Himmel gehoben worden wäre, das ihn jetzt mit seinen schlimmsten Feinden verwechselte — vielleicht auch zum Ziele gelangt wäre... Er gedachte nicht, daß ein Volk einer Schlangenspolitik zu folgen weder vermag, noch geneigt ist, weil es von der Gegenwart verlangt, was jene für die Zukunft erst sich vorspiegelt...

Die Schlacht bei Actium war geschlagen^{*)}. Octavius war als Sieger hervorgegangen, während der Gönner und Erheber des Herodes, Antonius, feige sein Schicksal am wolllüstigen Hofe der ägyptischen Königin Cleopatra erwartete. Herodes, ein Geschöpf des Antonius, hielt sich für verloren. Antonius hatte einen seiner vertrautesten Freunde, Alexas von Laodicea, zum Herodes entboten, ihn ermahmend, ja in seiner

*) Gerade ein Jahrhundert vor dem Falle Jerusalems.

Anhänglichkeit zu beharren, und mit der Aufforderung, neue Truppen zur Hilfe nach Aegypten zu senden. Was sollte er thun? . . . Soll er dem Antonius tren sein und mit ihm untergehen? Dazu hatte er wenig Lust. Soll er dem Octavius Anerbietungen machen? wie werden sie aufgenommen werden? . . . In diesem Schwanken und Berathen war er, als er mit der Königin einen Ausflug unternommen, der so schrecklich unterbrochen worden, als er des heroischen Ven Babusch mißlieblich ansichtig ward, als er ihn nach seinem Palaste kommen, in einem unwillkürlichen Instincte aber — er hielt Alles, was der Königin, die er selbst doch so abgöttisch liebte, anhing, für ihm persönlich befeindet — sein Haus durchsuchen ließ, als er die Pergamente gelesen, theils Streifen, theils größere Blätter, welche man daselbst, listig versteckt, aufgefunden hatte. . . .

Und was hatte er da gelesen? Die Documente waren ohne Aufschrift und ohne Unterschrift. Sie besprachen nur einen Moment, aber das war genug, um Licht zu verbreiten. Sie waren offenbar bestimmt, Jemandem alsbald übergeben zu werden, der damit den Octavius aufzusuchen, oder an einen Andern sie zu überbringen hatte, welcher bereits in der Nähe des römischen Imperators sich befand. Wahrscheinlich wartete man noch auf Schiffsgelegenheit oder ein sonstiges Ereigniß. Offenbar waren sie dem opferwilligen Isaaq zur Besorgung im rechten Augenblick und zum Aufheben bis dahin anvertraut worden, und in der That konnte Niemand die Verkettung der Umstände voraussehen, durch welche Herodes in Besitz dieses, für ihn unschätzbaren Fundes gelangte. Was er darin gelesen? Er war beim Octavius einer doppelten Verrätherei angeklagt worden, zunächst dem Antonius ungeheure Hülfsgelder gezahlt zu haben, welche sämmtlich aufgezählt waren, und dann, gegen beide römische Führer in Unterhandlung mit allen nordasiatischen Völkern getreten zu sein. Auch hierzu waren geschickt Handlungen und Schriften des Herodes zu Beweisen verwendet worden, welche nur durch Verrath in die Hände und zur

Kenntniß seiner Feinde gekommen sein konnten. Und was wollte man bezwecken? Man wollte den Herodes stürzen, und schob nun den achtzigjährigen, kindisch gewordenen Hyrcan den Hasmonäer noch einmal auf die Schaubühne, um in seine zitternde Hand ein Scepter zu drücken, welches der kräftigen Faust des Idumäers entwunden werden sollte.

Herodes schämte eine Zeit lang vor Buth. Aber bald ward er sich bewußt: es gelte einen schnellen, energischen Entschluß fassen, er müsse alle seine Geisteskraft zusammennehmen, um den drohenden Schlag von seinem Haupte abzuwenden....

Und wer war der Wurm, den sein eherner Fuß zunächst zertreten mußte?

„Warte, Du heroischer Knabe, Dein zwiefaches Heldenthum als Spion und Ritter soll auf Dein Haupt zurückfallen, Du sollst nicht mehr Kunstwirken und nicht mehr Botschaft tragen, und nicht mehr“ Das Wort ward unbedeutlich in den Bart gemurmelt.

„Aber zuvor muß ich herausbringen, von wem der Narr die Pergamente empfing, an wen er sie bringen sollte Das wird ein schweres Stück Arbeit werden will er nicht, sollen alle Qualen des Gehirns ihn hier schon treffen, und dann auf immer in Empfang nehmen....“

Er klopfte mit einem Stäbchen auf die Tafel. Ein Diener erschien. Er befahl Isaaq Ben Babusch vorzuführen. Nach einiger Zeit kehrte der Diener zurück: Isaaq Ben Babusch war nicht mehr im Schlosse — trotz der Wache, die vor der Thüre des Gemachs, in welches er gebracht worden, aufgestellt war, und die Niemanden herauskommen gesehen, trotz dem das Gemach scheinbar nur diesen Ein- und Ausgang hatte, war Ben Babusch verschwunden und eine Durchsuchung des Schlosses wie eine abermalige schnelle Heimsuchung des Hauses in der Bethzedastraße war vergebens....

Herodes war außer sich. Also in seiner nächsten Umgebung weilten Verräther seine geheimsten Papiere waren

nicht sicher, seine nächsten Zimmer nicht unzugänglich . . . er hielt Berathung über Berathung mit den wenigen Personen, welche er so ganz an sich gefesselt wußte, daß sie mit ihm Alles zu gewinnen, ohne ihn Alles zu verlieren hatten. Aber auf Niemandem blieb der Blick des Verdachtes ruhen.

Aber Zwiefaches ging aus diesen Berathungen als unvermeidlich heraus. Zunächst, daß Herodes persönlich zum Octavius eilen und sich, um Vertrauen flehend, ihm zu Füßen werfen sollte, dann, daß vor seiner Abreise noch Hyrcan's Haupt fallen müsse, um so den Gegnern mit Einem Schlage den letzten vorschiebbaren Vorwand zu Intriguen zu nehmen, und zu zeigen, daß Herodes gegen Niemanden Schärung üben, daß er so lange das Rächerschwert nicht niederlegen werde, als Einer noch aus dem Volke ihm entgegenzutreten wage.

Herodes berief aus seinen Creaturen einen Gerichtshof. Als der Morgen anbrach, traten diese zusammen. Ihnen wurden die aufgefundenen Documente vorgelegt. Der Form wegen ließen sie den alten Hyrcan vorfordern. Er erschien, zitternd am ganzen Körper, so daß ihn Diener unter jedem Arme stützen mußten. Man trug ihm vor, wessen ihn die Pergamente beschuldigten; er verstand es kaum; nur mit vieler Mühe machte man es ihm klar. Da erhob er sich mit allem Feuer, sein Leben zu retten, und schwor bei allem Heiligsten, daß dies ein angezettetes Werk von Verräthern sei, daß er nicht allein keinen Antheil daran habe, sondern auch kein Sterbenswörtchen darum wisse . . . Thörichter Greis! warum wiesest Du auf Deine zitternden Glieder, auf Dein ergrautes Haar, auf Deine halb erloschenen Augen . . . Du warst verurtheilt, ehe diese Richter ihre verbrecherischen Stühle einnahmen, demüthige Dich nicht . . . aber der letzte Hasmonäer demüthigte sich bis in den Staub vor seinen Schergen, um die paar Tage zu retten, die er noch zu leben . . . und doch lautete der Urtheilsspruch auf — Tod, bevor die Sonne unterginge.

6.

Eine große, weite Halle wölbete sich. Kein Strahl der Sonne hatte jemals einen Zugang zu ihr gefunden. Sie war in die Tiefe des Felfens eingelassen, auf dessen Höhe das Heiligthum des Einzig-Einigen seine goldbekleideten Zinnen erhob. Nur geheime, Wenigen bekannte Gänge, die sich vielfach kreuzten, führten in dieselbe; wer hätte sie aufgefunden, der nicht genaue Kunde erworben? Von der Decke der von rohen Säulen getragenen Halle hingen mehrere kupferne Leuchter hernieder, welche aber dennoch nur ein spärliches Licht ausgossen. In der Mitte der Halle, die durch nichts ausgeschmückt war, sondern die einfachen, geglätteten Felsenwände zeigte, stand eine runde Tafel aus Cypressenholz, mit Sitzen umstellt.

Es war gegen Morgen, in der Nacht vor der Verurtheilung des greisen Hyrcan, als in der Halle einige zehn Männer versammelt waren und um die Tafel saßen. Wer sie wären, weß Ranges und Standes, konnte man nicht unterscheiden, denn sie waren gleichmäßig in dunkle Kutten gehüllt, deren Zipfel über das Haupt und die Stirn gezogen waren, so daß man nicht einmal das Haar, das Gesicht kaum erkennen konnte. Die Männer saßen schweigend um die Tafel. Sie schienen zu harren auf Etwas, das kommen sollte. So saßen sie eine und zwei Stunden, der Eine das Haupt auf die Brust, der Andere in die Rechte gesenkt, tief nachsinnend, kaum sich regend, Niemand verrieth Ungeduld.

Plötzlich wurden drei und nach kurzer Pause wieder zwei Schläge auf eine der Pforten hörbar, die schweigenden Männer richteten ihre Häupter in die Höhe, und durch die geöfnete Thüre aus dem dunkeln Hintergrunde traten zwei Männer, in ähnliche Kutten gehüllt, heran, einen Dritten zwischen sich führend, in welchem wir alsbald den jugendlichen Izaak ben Vabusch erkennen.

Derjenige, welcher den Vorsitz in der Versammlung zu

führen schien, und durch ein Stäbchen, halb weiß, halb schwarz gefärbt, in der Hand bemerklich war, begann: „So ist es gelungen und Ihr führet uns den unglücklichen Jüngling gerettet her, durch welchen unsere heilige Sache so sehr gefährdet worden . . .“ Die beiden Männer verneigten sich. „Wir fragen nicht,“ fuhr er fort, „wie es Euch gelungen, denn warum soll ein blutiger Verräther nicht wieder verrathen werden? warum sollen sich nicht Hände und Mittel finden, das Lamm aus dem Klauen des Wolfes zu retten? Du aber, Jüngling, berichte was Alles Dir begegnet ist, und genau alle Worte, die der Tyrann gesprochen. Der Listigste ist nicht listig genug, um nicht durch Wort und Geberde, ihm unbewußt entschlüpft, seine Geheimnisse zu verrathen. . .“ Isaaß willfahrte dem Verlangen. Nachdem er Alles gesagt, was er wußte, auch die Gelegenheit ergriffen, sich zu rechtfertigen, sprach der Vorsitzende zu ihm: „Du wirst einsehen, mein Sohn, daß Du eine Zeit lang aus Jerusalem verschwinden sein mußt. Wir werden Dich zu einer Sendung in unserer heiligen Sache verwenden, auch Deiner Mutter Nachricht geben lassen, daß Du noch lebest, aber nicht zu ihr zurückkehren kannst. Unterdeß mußt Du einige Tage in der Zelle des Eliaschib verweilen, wo Dich Niemand schauen kann, der nicht soll.“ Hierauf wurde Isaaß wieder von dannen geführt, und die Männer beriethen lange, welche Maßregeln wohl Herodes ergreifen würde, nachdem er Einsicht von dem Wege bekommen, den die Volkspartei eingeschlagen hatte. Das Resultat traf so ziemlich das Richtige, indem sie erkannten, daß es für den Iudäer nur noch einen Weg gebe, sich dem Octavian auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Ja, sie sahen voraus, daß er sich selbst dahin begeben werde, wo er den römischen Sieger finden könne.

Da erkönten jene Schläge abermals und herein stürzte ein Mann, der fast ermüdet zusammenbrach. „Männer Iudä's,“ rief er aus, ohne das Zeichen zu reden abzuwarten, „ich hinterbringe Euch eine fürchterliche Nachricht — so eben

hat der Tyrann sein schmach- und sündenbedecktes Beth=Dir zusammenberufen, um Hyrcan zum Tode zu verurtheilen....“ Entsetzen schien die Versammelten zu ergreifen. Endlich sprach der Vorsitzende: „Bist Du Deiner Schreckensbotschaft auch ganz sicher?“ Der Angeredete erwiderte: „Würde ich sonst vor Euch damit zu erscheinen wagen — ich selbst habe einen der zu diesem Zwecke entsendeten Boten gesprochen und die in geheimen Chiffren abgefaßte Botschaft des Königs geöffnet und gelesen....“

Da erhob sich Einer aus der Mitte der Versammelten, und wie er sich erhob in mächtiger Gestalt, fiel der Zipfel der Kutte von seinem Haupte und dem Silberhaar. „So ist denn eingetroffen, was ich Euch lange vorausgesagt, wir stehen auf dem Grabe des letzten Hasmonäers.... Erst wurden die jugendlichen Schößlinge abgehauen, nun wird auch der dürre Meiser gebrochen und in das Feuer geworfen.... Ihr habt immer gezweifelt, Ihr glaubtet immer, so lange noch eine hasmonäische Brust athme, den Gedanken, was werden solle? welcher Weg einzuhalten sei? nicht einmal denken zu dürfen.... nun, welche Zweifel heget Ihr noch?....“

„Du vergiffest, Schammai,“ unterbrach ihn eine sanfte aber feste Stimme, „daß noch Mariamme lebt und zwei blühende Söhne....“

„Wie, Hillel?“ rief Schammai mit Löwenstimme, „auch jetzt noch der Wahn?.... ist Deine Langmuth niemals zu erschöpfen? Fürwahr, Dir ist niemals die Leidenschaft durch das menschenfreundliche Herz gestürmt, daß Du sie gar nicht zu begreifen vermagst.... Mariamme — ach, ihre Würfel sind schon gefallen — sie steigt den Schatten ihres Hauses bald, bald nach.... und ihre Söhne, nun, wahrlich, entweder sie werden Herodäer, und dann sind sie unsere Todfeinde, oder ihr hasmonäisches Blut empört sich in ihren Adern wider den eigenen Vater, und dann — fallen sie unter dem Victorenbüchel ihres eigenen Vaters....“ Alles schwieg vor dem prophetischen

Worte des gewaltigen Mannes, dessen Wahrheit sie Alle fühlten. „Freunde,“ rief er, „die Stunde ist gekommen, Ihr könnt sie nimmermehr abweisen, wo Ihr den Beschluß fassen müßtet, welchen Weg Ihr gehen wollet — Mariamme und ihre Söhne sind Herodes' Weib und Kinder, ich beweine sie, aber sie können uns nichts mehr sein — wollet Ihr, daß ich rede? . . .“

„Rede!“ rief es wie aus Einem Munde.

„Gut, ich will Alles sagen.“ Er ließ sich auf seinen Sitz nieder. „Männer von Juda, die Hasmonäer sind nicht mehr. Was von ihrem Blute übrig, ist mit dem idumäischen vermischt, es kann keines Falles mehr in Betracht kommen. Die Frage ist vielmehr: in dem Augenblicke, wo das Schwert die greise Locke Hyrcan's mit seinem Blute geröthet haben wird, können wir vor uns und vor dem Volke nicht mehr auf das von Gott gesandte Geschlecht hinweisen; die Stellung ist eine andere geworden — die Frage ist vielmehr: wollet Ihr Euch dem Idumäer unterwerfen, wollet Ihr Euch widerstandslos dem Römer ergeben — oder wollet Ihr den Kampf auf Leben und Tod wider Beide fortsetzen, indem Ihr; wie vor den Zeiten der Hasmonäer, wie einst in der Zeit der Gottgewählten Schoftim (Richter), Niemandem als Gott und dem Hohenprieester an der Spitze des erneuerten Sanhedrins gehorchen wollet? Dies ist die Frage. Ihr hättet sie Euch längst stellen und beantworten sollen, aber Ihr verschobet es — jetzt könnt Ihr dies nicht mehr. Wohlan, gehet hin, saget zu dem Tyrannen: wir geben den Kampf wider Dich auf, nachdem Du unsere Könige gemordet hast, sei Du unser König, nachdem Du unsere Priester geschändet hast, sei Du unser Priester, Dein Wille geschehe, thue mit uns, wie es Dir gefällt — — oder Ihr gehet nicht, und beschließet in dieser Stunde den Tod des Tyrannen, den Untergang des Heiligthumschänders, des heuchlerischen Römings und seines ganzen Geschlechts mit allen Mitteln herbeizuführen, ihn, der hundertmal den Tod verdient

hat, dem Gericht verfallen zu lassen, den Kampf wider die Römer, als unabwendbar, mit aller Macht anzuheben, und lediglich Gott, den Hohenpriester und das Sanhedrin in Israel als rechtsbefleidet, als höchste Gewalt und Würde anzuerkennen.... was mich betrifft, so kann Niemand zweifelhaft sein, welchen Entschluß ich fasse...."

Eine gewaltige Bewegung war in die Versammlung gekommen. Die Einen sprangen in die Höhe, die Anderen kehrten einander zu, man fing an zu streiten, man begann sich zu erhitzen — da klopfte der Vorsitzende mit seinem Stäbchen auf den Tisch. Es ward Ruhe. Hillel erhob sich.

„Schammai, der hochbegeisterte Mann,“ begann Hillel, „hat Eines vergessen.... Er hat Recht, jene Frage muß entschieden werden — aber noch anders, als er denkt.... Wir können auch ein Drittes wählen, wir können bleiben, wo wir jetzt sind; wir brauchen nicht wider Herodes, noch wider die Römer zu streiten; wir können sie Beide ihren Weg gehen lassen — und nur dem Völkergräuel uns entgegenstemmen, den sie in das Heiligthum Zebaoths drängen wollen — wir brauchen nicht auf Tod und Leben zu kämpfen, und können doch den Heiden widerstehen in allen ihren heidnischen Zumuthungen — darin fest, und sie können das Volk nicht schlachten und wir haben dennoch dem Herrn die Ehre bewahrt....“

Die Worte Hillel's schienen Eindruck gemacht zu haben. Aber Schammai sprang auf, seine Augen schleuderten Blitze, seine Brust hob sich und arbeitete: „Zunmer noch die alte Schwäche, immer noch das halbe Maß, immer noch auf zweien Hüften gehinkt....“ so rief er, „damit ist das Sanhedrin geschlachtet, damit sind die Hasmonäer gemordet, damit ist die Freiheit Juda's vergiftet worden, wohl.... damit werden ganz Israel und dieser Tempel und diese Stadt unrettbar in das Verderben gezogen! Thuet doch endlich die Augen auf und sehet! Sehet Ihr nicht, wie die Götter Roms herniedergestiegen, sehet Ihr nicht, wie sie auf Erden schon umherwandeln

in Menschenhülle, bald als Cäsar, bald als Antonius, jetzt als Octavian; sehet Ihr nicht, wie sie sich Altäre und Tempel errichten, Opfer darbringen und anbeten lassen — kennet Ihr eine Nation außer Juda, die ihren Willen nicht thäte und den menschgewordenen Göttern nicht sich bengt? und meinest Ihr, nur diese und keine anderen Götter werden nicht auch nach Juda kommen und in den Tempel des Einig-Einzigen bringen und seinen Altar besteigen wollen? Wohlau, so führet mit Eurem Warten und Harren; mit Eurem Ruhen und Weilen nur das Volk zu den Füßen solches Gottes, gewöhnet es, in einem Menschen einen Gott, in Gott einen Menschen zu erkennen — in der Stunde der Noth wird es sich willig zu ihm wenden, und Ihr, nun ja, Ihr.... werdet nicht zu kämpfen brauchen, und freilich auch nicht.... untergehen!.... So lasset mich noch einmal meine Stimme erheben. Männer von Juda, nur einen Weg giebt es für Israel, das ist der Kampf auf Tod und Leben, nur zwei Ausgänge, die möglich sind, entweder wir siegen und bleiben bestehen unter dem Schutze des Gottes, den wir verehren, oder wir fallen, und unsere Kinder zerstreuen sich über die ganze Erde, wie sie es schon jetzt thun — aber der Kampf muß vorangehen — auf dem Wege aber, den Ihr bis jetzt gegangen, auf dem Wege, den Hillel anrät, auf dem Wege der Nachgiebigkeit und der Intrigue, auf dem Wege der Schwäche und der heimlichen Anfeindung — auf diesem Wege werdet Ihr und Eure Kinder entarten, verkommen, verschwinden — der späte Wanderer fragt nach uns.... kein Stein giebt davon Kunde.... Und nun, wählet!“

Da stand der mächtige Mann, und seine Rechte hielt er wie zum Kampfe gestreckt, und seine Linke hatte die Tafel gefaßt, daß sie zitterte.

Ein Sturm bewegte die Versammlung; Alle standen, Alle stritten: vergebens klopfte das Stäbchen des Vorsitzenden; die Berathenden gruppirten sich, man sah zwei, bald drei Gruppen

— da erhob der Präses die Stimme und rief: „Zur Abstimmung!“ Aber gewaltiger noch übertönte Schammai's Stimme, indem er sprach: „Männer von Juda, nicht zur Abstimmung! Ich trage auf Kampf, hellen Kampf, ganzen Kampf an — so aber nur Drei von Euch dagegen sind, so stimmt nicht ab — es ist unnöthig, denn so diesem Kampfe die Einhelligkeit schon vor dem Beginne fehlt, kann er nicht gelingen....“ Aber es standen nur zweien auf Seiten Schammai's; der eine Theil hing laut Hillel und seinem Rathe an, Andere schwiegen ganz, ach! sie hatten wohl noch mehr im Sinne....

Schammai ließ Haupt und Arme sinken, und sprach wie vor sich hin: „Es ist vorbei — ja, es wird zum Kampfe kommen, aber jetzt nicht, aber später — aber der Kampf wird dann zu spät und das ganze Volk zerrissen und unter einander verfeindet sein, wie Ihr es heute seid.... Dein Wille, Herr, geschehe.... ich aber habe hier nichts mehr zu thun — — nur Eines noch, die Rache, die Strafe über den Verderber — Ihr da sehet mich nicht wieder....“

Schammai wandte sich, Niemand begleitete ihn, er ging hinaus, nach einiger Zeit gingen die Andern wortlos auseinander.

7.

Mariamme befand sich in ihrem Gemache. Sie hatte sich von dem gestrigen Sturze erholt, aber ihr schönes Antlitz zeigte nicht blos Spuren des gehaltenen Schreckens, sondern auch der Besorgniß — sie hatte zu Isaaq ben Babusch gesandt, um ihn zu danken, aber ihr Bote hatte das Haus verschlossen gefunden, und die Nachbarn berichteten, daß der Jüngling sammt seiner Mutter verschwunden wäre. In trübe Gedanken versunken, trieben ihre Hände den Rocken und die Spindel aus Elfenbein mit goldenen und silbernen Haken.... Sie war nicht allein, die königliche Frau, zwei Knaben spielten um sie her,

von sieben und fünf Jahren, zwei blühende Knaben, die Söhne Mariamme's, die wenig ihrem Vater, dem Herodes, glichen, sondern ganz und gar das hasmonäische Antlitz und die hasmonäische Gestalt geerbt hatten.... Kristobul stand bei der Mutter und sah dem schnellen Spiel der Spindeln zu, Alexander, der ältere, ließ auf der breiten Fensterbrüstung aus Holz geschnitzte Soldaten hin- und hermarschiren, stellte sie in Reih und Glied, und führte Schlachten zwischen ihnen auf.

„Mutter,“ rief er, „die Römer verlieren, sie fallen zu Duzenden, sie können sich nicht mehr halten, meine Juden siegen prächtig....“

„Das ist schön,“ sprach Mariamme, und ihr sprechender Blick wendete sich auf den schwarzlockigen Knaben.

„Ja, ich habe erst einen Mann verloren, und die Römer sind schon sehr zusammengeschmolzen....“

„Und wenn Du nun erst gestiegt hast? ...“

„Dann rücke ich in Jerusalem ein, und jage alle Römer hinaus, denn ich hasse sie....“

„Warum denn?“ fragte die Mutter.

„Ja, das weiß ich nicht; aber sie sagen mir nicht zu, sie thun immer, wie wenn sie die Herren wären, und das ist doch mein Vater.... und dann ihre Götzen, sie, die Dummen, vor einem Stück Holz bücken sie sich, die wollen gescheidt sein!...“

„Aber sie sind doch sehr tapfer und verstehen den Krieg, Alexander....“

„Ja, das macht mir nichts, ich will sie schon schlagen, sie können sich nach Rom scheeren, wir wollen doch nicht Rom haben, sondern was uns gehört.... dazu wird uns der wahre Gott Israels schon helfen, wenn wir muthig sind, und das Schwert nicht scheuen.... und dann, Kristobulchen, dann wirfst Du mein Hoherpriester, ich, der König, und Du, mein Hoherpriester....“ und der Knabe schritt mit wichtiger Miene und schallenden Tritten einher. Da sing der kleine Goldkopf, Kristo-

bul, an: „Da soll ich wohl den ganzen Tag drüben im Tempel sein unter den härtigen Männern, welche die Thiere schlachten — da bedank' ich mich, Alexander, das ist mir zu langweilig“

„Ei, Vulschen, wenn Du groß sein wirst, wird Dir das schon nicht langweilig sein“

„Nein, nein, Alexander, lieber borgst Du mir Deinen Klappen, daß ich ein wenig auf dem Hofe 'rumreiten kann“

Da blieb Alexander vor ihm stehen und sprach: „Ja, das will ich, wenn Du mein Hoherpriester werden willst“

Da wandte sich der Kleine unwillig ab und schüttelte das Lockenhaupt. Mariamme lächelte und sprach: „Vertragt Euch, Zungen, Ihr könnt Beide keine Hoherpriester werden, denn“ — und ihr Mund verzog sich schmerzlich — „Ihr seid ja keine Hasmonäer, keine Söhne priesterlichen Stammes“

Plötzlich klopfte es drei Mal an die nördliche Wand, geheimnißvoll wie aus der Mauer heraus; und dann wieder zwei Mal, und dann ein Mal Mariamme fuhr auf und eine brennende Röthe folgte schnell einer Todesblässe auf ihrem Angesichte. Sie stand auf, nahm die beiden Knaben an die Hand und sagte: „Geschwind, kommt zur alten Mirjam, sie soll Euch Euer Morgenbrod geben.“

Wald kehrte sie in das Zimmer zurück, sie öffnete den verborgenen Riegel, die steinerne Pforte drehte sich um ihre Angel, und durch die Oeffnung schritt Schammai in das Gemach.

Die Fürstin erzitterte. Endlich faßte sie sich und sprach zu ihm: „Rabbi, was führt Euch hierher? . . .“

„Mariamme! schneller als ich geglaubt, geht meine Voraussagung in Erfüllung —“

„Welche, welche? . . . sprich! . . .“ rief die erschrockene Frau.

„Fürstin! der greise Hyrcan ist von den Schergen des Herodes, die sich Richter nennen in Juda — zum Tode verurtheilt worden — die Sonne wird über sein blutiges Haupt niedergehen“

Marianne stand erstarrt da . . . sie war einer marmornen Bildsäule gleich . . . keine Regung, nicht einmal in der krampfhaft geballten Faust . . . „Mein Großvater . . . mein Vater . . .“ brachte sie mit ungeheurer Gewalt stammelnd heraus.

„O, daß ich der Bote so vieles Unheils sein muß, Fürstin . . . Du wirst fragen, warum? . . . Ist es nicht genug Verbrechen, ein Hasmonäer zu sein und zu athmen, ist es nicht ein todeswürdiges Verbrechen, der letzte Hasmonäer zu sein und noch immer zu athmen . . . Herodes hat gestern Deinen Retter, den Isaaq ben Babusch gefänglich einziehen lassen, man fand bei ihm allerdings einige zweideutige Papiere, und auf Grund dieser, oder vielmehr weil Herodes es so wollte, haben sie den alten, zitternden Mann zum Tode verurtheilt . . .“

Marianne bewegte sich, ihr Busen hob sich, sie sprach: „Nein! das kann nicht sein, das ist Verleumdung, das ist boshafte Lüge . . .“

„Wie, Fürstin, Du wagst es Lüge und Schammai auch nur in Gedanken zu verbinden? . . .“

„Du wardst getäuscht . . . es ist ein ausgesprengtes Gerücht . . . es kann nicht sein . . . o Gott, mein greiser, guter, allzu guter Großvater . . .“

„Ich wollte, es wäre so . . . aber, Marianne, höre, was ich Dir sage: bei dem Gotte unsrer Väter, es ist wahr, er ist verurtheilt, mit der kommenden Nacht deckt ihn die Nacht des Todes . . .“

„Nein, nein! Schammai, es ist doch nicht so . . . doch, halt, ich muß Wahrheit haben . . . ich geh, ich geh sofort, ich geh . . . zum Herodes! . . .“ und fort stürzte sie . . .

Schammai starrte lange Zeit dahin, wo die Königin verschwunden. „Es mußte ja geschehen!“ flüsterte er endlich, und schritt gesenkten Hauptes in den dunkeln Gang zurück, und schloß von innen die sonst nicht wahrnehmbare Pforte. —

Die Königin hatte nur einen dichten, weißen Schleier umgeworfen, der sie verhüllte, einer Zofe gewinkt, sie zu begleiten,

und war geraden Schrittes nach dem nahen Königshause des Herodes gegangen, das nur einige Höfe und Gartenbeete vom Thurm Mariamme trennten. Sie trat in die Pforte, schritt eilends durch die Halle nach den Gemächern des Königs, sandte einen Diener hinein, sie anzumelden, folgte diesem aber auf den Fuß. Bei der Nachricht, daß die Königin komme, entfuhr dem Herodes nur das Wort: „So bald!“ — als Mariamme schon vor ihm stand.

Herodes hatte seine Gemahlin wohl nie schöner gesehen. Ach, aller Kummer, aller Schmerz hatte ihre Schönheit nur zu erhöhen vermocht. Es war dadurch über ihre vollen Formen, über ihr strahlendes Auge, über ihre rothigen Lippen, über ihre ebenmäßige Gestalt noch jener feine Hauch der Wehmuth, der Trauer gekommen, welcher die Schönheit so veredelt und wie dem Himmel entstammt erscheinen läßt. Jetzt aber war die Rätthe flammender Herzensbewegung ihr über Gestalt, Angesicht, Stirn gestiegen, Alles glühete und blitzte an ihr.... sie warf den Schleier zurück, sie blickte mit einem unendlichen Schrecken auf ihren Gatten: „Herodes!“ rief sie, „ich komme um ein einziges Wort — nicht wahr, es ist eine Lüge, daß Du meinen Großvater hast zum Tode verurtheilen lassen, meinen greisen, schwachen Großvater? es ist verruchte Lüge, sag's....“

Herodes' Brauen zogen sich zusammen, seine Oberlippe krümmte sich, daß die weißen, langen Vorderzähne sichtbar wurden: „Ich? verurtheilen lassen?.... Er ist von den unparteiischen Richtern des Hochverraths schuldig befunden worden....“

„Also doch, also doch!“ kreischte Mariamme.... aber sie faßte sich, sie rang die Hände, sie sprach: „Herodes, das war Hohn — laß diesen nun und komme zur Gnade — Du willst doch den achtzigjährigen Greis nicht hinrichten lassen, den alten, zitternden Mann, den das Klauschen eines Blattes erschreckt....“

„Na, Mariamme,“ erwiderte Herodes, „wenn Syrcan

allein stünde, wenn hinter ihn sich nicht eine ungeheure, eine hinterlistige, verruchte Partei bürge, die mir nach Krone und Leben trachtet — — auch mich, auch mich schmerzt es, aber es muß sein die Sicherheit meines Staates fordert es“

„Also doch, also doch!“ rief Marianne abermals, „Herodes, wenn nicht die Gerechtigkeit, wenn nicht die Gnade, nun so thue es die Liebe“ und Marianne sank auf's Knie, und hob das bethrännte Angesicht und die angstvoll gerungenen Hände zu ihrem Gemahle auf: „Sieh, Herodes, sieh mich, Marianne, zu Deinen Füßen, da, wo sie nimmer gelegen, da, wo sie nimmer zu liegen gedacht hat verschone meinen Großvater um meinethwillen, opfere Deiner Postik, wen Du willst laß mir den Einzigen, den Einzigen, der mir geblieben mein Vater ist hin, mein Bruder ist nicht mehr, laß wenigstens sein graues Haupt ruhig in die Gruft fahren wenn Du mich liebst, wenn nur das Geringste wahr ist von der Liebe, die Du mir so oft zugeschworen, so verschone ihn, zieh den Blutbefehl zurück sieh, Du weißt, ich folgte nur Deinem Gebote, als ich Dich ehelichte, ich gab mich Dir hin, weil es meine Pflicht gewesen, aber jetzt, von heute an soll die höchste, die vollste Liebe mich erfüllen; ich fühle es, wenn Du mich jetzt erhörst, wenn Du jetzt diese furchtbare Schmach, diesen grauenhaften Schmerz von mir nimmst, so wird die Dankbarkeit die Fackel sein, welche meine Liebe entzündet zu hoher, nimmer verlöschender Flamme Herodes, erhöre mich, bei den Häuptern unsrer beiden Knaben beschwör' ich Dich, laß mir das Leben, ach! das nur noch so kurze Leben des Greises sieh, er zittert, seine Glieder beben, er ist voll Schrecken, voll vergehender Kengste, ach! ich liebe ihn, er ist noch Alles, Alles, was mir geblieben Herodes, erhöre mich in diesem namenlosen Augenblicke, ich will Deine Sclavin, Deine Magd sein nimm mich hin als die Letzte, als die Unterwürfigste Deines Hauses“

Alle diese Beschwörungen waren vergebens. Herodes' Augen kreisten wie Flammen, seine bleichen Wangen rötheten sich, sein Mund schloß und öffnete sich, er drückte die gewaltige Faust auf das Herz.... was ging in der Tiefe dieses riesenhaften Geistes vor?.... wir wissen es nicht; endlich sprach er wie tonlos:

„Wenn Du mich liebst, Mariamme, so muß Dir meine Sicherheit, die meines Reiches, die Deiner Kinder das Höchste sein.... ich muß von hier, ich muß zum Octavian, ich muß dem feindlichen Geschick und meinen Hassern noch einmal meine Krone abringen, ich muß hinter mir den Schrecken, die Furcht zum Wächter meines Thrones zurücklassen, sonst sind wir verloren.... erhebe Dich, es muß sein, ich kann's nicht ändern....“

Mariamme sprang auf, sie blickte mit furchtbarer Gewalt dem Könige in's Antlitz.... „Du kannst es nicht ändern, Du mußt die Silberlocken des letzten Hasmonäers mit dem eigenen Blute befleckt in die geschändete Gruft legen.... wohlan, ich versprach Dich zu lieben.... jetzt, gelobe ich Dich zu hassen.... Haß auf immer.... Fluch Dir und Deinem ganzen Hause!....“

Sie wandte sich und ging gemessenen Schrittes hinaus. Herodes kreuzte die Arme über der Brust und versank in tiefes Nachdenken. Mitten in diesem bewegte sich plötzlich seine Rechte und beschrieb mit der geraden Hand langsam und wie unbewußt eine horizontale Linie, wie das Messer beim Trennen eines Hauptes vom Rumpfe — er fuhr auf und erschrak — wem hatte diese unselige Geste am Schlusse seines Sinuens gegolten?... welcher schrecklicher Gedanke hatte sich aus der Tiefe seines Geistes zum ersten Male losgewunden?... —

Mariamme war in ihr Gemach zurückgekehrt; sie lag auf den Knien, das Haupt in die Kissen des Divans versenkt.... lange, lange lag sie so. Da drehte sich abermals der geheimnißvolle Stein um seine Angel; Schammai trat ein, er trat

zur Fürstin, die ihn nicht gewahrte; er blickte tief bewegt auf sie nieder; endlich rührte seine Hand leise ihre Schulter an, sie zuckte zusammen, sie erhob ihr Antlitz, sie stand aufrecht. Wie verändert sah sie aus, das Leben war aus ihrem Antlitz gewichen, aber sie stand aufrecht.

Sie sprach: „Du hast mir gut geweissagt, Schriftgelehrter; nun, es wird wohl der andere Theil Deiner Prophezeiung auch in Erfüllung gehen; mag's sein — — jetzt ein Anderes.... Schammai, ich will Rache haben!.... sag' es mir, wie ich mich räche, und es soll geschehen.... er ist nicht mehr der Vater meiner Kinder, er ist nicht mehr der Gatte meines Schoofes.... ich bin geschieden von ihm — — ha! nicht bloß der letzte Hasmonäer, auch die letzte Hasmonäerin soll untergehen, aber sie will zuvor das Verderben ihres Hauses rächen an dessen Verderber, aus ihrem Grabe noch soll der Stahl erwachsen, der die Ader seines Daseins zerschneidet.... sprich, sprich, Pharisäer.... ich bin bereit.... ich bin nicht einmal Mutter mehr, ich will nur Rache....“

„Fürstin, die Gefühle eines Weibes sind sehr veränderlich, heute auf der Höhe, morgen in der Tiefe, wer weiß, in wenigen Tagen hast Du mit Deinem Gemahl Dich wieder geeinigt, und die Dir tren anhängen, sind dem Messer gelfert....“

„Rabbi, nein, nein, tausendmal nein.... nicht das schreckliche Wort, das Du sprachest, lieber dem Engel des Todes, lieber dem Asafel, lieber dem Asmodai geeinigt, nur nicht diesem Mörder der Hasmonäer....“

„Aber wie, Marianne, stehst Du denn heute zum ersten Male an einer Gruft, welche des Idumäers Faust mit dem Reichthum eines Deiner Theuern füllte?...“

„Du peinigst mich, Schammai.... als mein Vater starb, war ich noch Kind, als mein Bruder sank, war ich Mutter — — aber jetzt ist Alles hin, gieb mir einen Dolch, und ich stoße ihn in sein Herz, reiche mir Gift, und ich tröpfele es in seinen

Becher, sag, rufe Empörung aus in den Straßen Jerusalems, in die Ohren des feigen Volkes, und ich jage hinaus . . . sprich, was soll ich thun? . . .“

„Nichts, Marianne, von allem Dem . . . Deinen Dolch schlägt er aus der Hand und übergiebt Dich dafür dem Henker, Deinen Becher trinkt er nicht, auf den Straßen sehen Dich seine Häfcher — — nein! das ist keine Rache einer Hasmonäerin! . . .“

„Nun, was denn thun, um ihn zu verderben?“

„Nichts Außerliches, nichts mit Hilfe Anderer, dazu ist die Zeit nicht günstig, und das Glück steht ihm da zur Seite . . . Marianne, Du sollst gerächt werden, wie noch kein Weib sich rächte; er soll gestraft werden, wie noch kein Mann gestraft ward . . .“

„Nun, wohlau, so sprich . . .“

„Du hast es selbst gesagt, Weib: Du sollst Dich scheiden von ihm — nicht äußerlich, aber in der That. Du bleibst sein Weib, Du, geschmückt mit allen Reizen, wie keine andere Deines Geschlechts, bleibst bei ihm, in seiner Nähe . . . ha, seine Liebe zu Dir ist außerordentlich, er athmet und lebt nur in ihr — — aber Du versagst ihm Alles, Alles, Marianne, keinen Druck der Hände, keinen Blick der Augen, Hohn, Verachtung, geißelnden Spott auf Deinen Lippen, stachelnde Ironie in Deinem Munde, das ist, was Du ihm spendest, wenn er Dir naht, wenn er um Liebe wirbt — — dies, dies, Marianne, sei Deine Rache, und er wird verschmachten, verkümmern, sein Geist im vergeblichen Ringen mit dem Feuer der Leidenschaft vergehen, unterliegen . . . Ha! Triumph! Herodes — die Rache naht . . . sie siegt! . . .“

Marianne stand tiefbewegt da, um ihren Mund legte sich ein eiskaltes Lächeln, ein höhnißch, giftig Lächeln . . . als sie aufblickte, war Schammai verschwunden.

8.

Herodes hatte seine Entschlüsse gefaßt. Er wollte unverweilt zum Octavian, vor diesen treten, und mit kühnem Griff die Kränke seiner Feinde vernichten, das Vertrauen des römischen Imperators im Sturm gewinnen oder untergehen. Er sah ein, daß, wenn er ruhig in Judäa bliebe und abwartete, Octavian ihn als Feind betrachten und bekriegen würde. Da er nun ringsum schaute und keinen Bundesgenossen gewahrte, da er in seinem Volke selbst den erbittertsten Feind voraussetzen mußte, so war ein solcher Kampf gewisses Verderben. Er wußte, wie schwierig es sein würde, sich in den Augen des Römers zu rechtfertigen — aber es mußte geschehen....

Das war Herodes auf der Sonnenhöhe seines Glückes; nach so langem Ringen, nach so vielen Kämpfen, Schlachten, Kränken und Mühen war er, der Vielbeneidete, der mit Pomp und Glanz Umgebene, auf dem Punkte Alles zu verlieren, ohne Stütze als sich selbst, von Feinden umlauert, von seinem Volke verfolgt, von seinem Weibe gehaßt, in seinem Hause von entfesselten Leidenschaften unringt, hinter sich eine breite Blutspur und die Geister zahlloser Gemordeten, vor sich dunkle Zukunft....

Aber in solchen Momenten erwacht die ganze Kraft eines starken Geistes; hier ist es, wo die schöpferische Energie Hilfsmittel findet, wo keine vorhanden schienen, und einen Weg sich bahnt, wo himmelhohe Felsen und bodenlose Abgründe den Ausgang versperrten.

Herodes eilte zu dem Thurnschloß seiner Gemahlin. Er fand hier im Vorzimmer Sochanan, den greisen Diener Mariamme's. Mit ungewöhnlicher Leutseligkeit redete er den Diener an: „Du sollst mich melden bei Deiner Herrin, Sochanan; aber, was ist Dir, Greis? Du schaust so bekümmert aus?“

„Und wie sollte ich nicht, mein Gebieter? Ist es doch ringsum so traurig um die, welcher mein Leben gewidmet ist!“

„Wie befindet sich denn die Königin?“ frug zögernd Herodes; ist ihr nicht wohl oder was?“

„Sie hat sich sehr verändert, Herr!“ sprach der Greis mit tiefem Seufzer; „nicht daß ihr Aussehen nicht blühend wie vordem sei, nicht daß sie über irgend etwas klagt, nicht daß sie unmutig, verbrießlich oder aufgeregte wäre — sie ist so still, so kalt, so in sich verschlossen; kein Lächeln, selbst wenn die holden Knaben zu ihr kommen, keine fremdliche Miene, wenn sie zu ihren alten Dienern spricht; sie sitzt oder wandelt unbeschäftigt, mit strengem Antlitz, mit festem Schritte, das Haupt erhoben . . . wenn man sie sieht, so schnürt es Einem das Herz zu, und Schauer überkommt mich, den alten Wärter ihrer Kindheit, der seit sechszig Jahren das Haus ihrer Väter nicht verlassen . . .“

Herodes hörte sinnend diese Worte; er kreuzte die Arme über die Brust und sein Haupt senkte sich. Nach kurzer Weile sprach er: „Melde mich, Sochanan;“ folgte ihm aber auf dem Fuß und schritt durch die geöffnete Thüre.

Marianne erblickte ihn, erhob sich vom Divan und stand ruhig ihm gegenüber, ohne daß das stille Antlitz die geringste Bewegung verrieth. Ihr Gemahl trat auf sie zu und faßte ihre Hand. Schnell zuckte diese zurück, ohne daß Marianne ihre Stellung veränderte.

„Marianne!“ sprach Herodes mit dem sanftesten, zärtlichsten Tone, „ich komme, von Dir Abschied zu nehmen, eine weite, gefährliche Reise liegt vor mir, gefährlicher noch an ihrem Ziele. Ob ich wiederkehre, wie ich wiederkehre, ich weiß es nicht. Und hierzu will ich mich von Dir verabschieden . . .“

„Wir sind geschieden! . . .“ antwortete Marianne, und ihr Ton klang hohl und düster, wie aus einem Grabe. Herodes that, als ob er Nichts gehört, und fuhr fort: „Vor meiner Trennung von Dir habe ich Dir noch eine Freude bereitet, eine Genugthuung verschafft vor Allen, die Dir gram sind —

soeben reiten Herosbe durch die Straßen Jerusalems, auf den Plätzen und an den Thoren halten sie, und verkünden unter Posaemenschall, daß ich Deine beiden Söhne zu Prinzen erkläre, und daß Dein Alexander einst meinen Thron bestiegen soll.“

Unbewegt blieb Mariamme und antwortete mit derselben tonlosen Stimme wie vorher: „Niemand braucht meine Söhne zu Prinzen zu erklären: sie sind es durch Geburt; der Niedriggeborene gehe hin und hole sich eine Krone bei den Römern; der Thron gehört dem Hasmonäer.“

Herodes blieb ruhig; er fuhr fort: „Um Dir die ganze Aufrichtigkeit meiner Absichten zu bethätigen, um Deine Blicke selbst vor dem Unangenehmen zu wahren, habe ich den Sohn der Doris jenseits des Jordans verbannt, meine Mutter und Schwester nach Massada geschickt, Keiner von ihnen soll diese Stadt während meiner Abwesenheit betreten. Siehe, Mariamme, welch Vertrauen ich in Deine Liebe setze; Du und Deine Kinder bleiben in Jerusalem, das von meinen offenen und geheimen Feinden gefüllt ist, und die Meinen sende ich fort. So reiche mir Deine Hand zum Abschiede . . .“

„Wir sind geschieden, Herodes,“ antwortete Mariamme, „wir brauchen keinen Abschied zu nehmen — und Deine Hand ist blutbefleckt, Idumäer!“

„Und wenn dem so ist, Du bist mein Weib, und so ist auch Deine Hand von diesem Blute nicht rein.“

„Ich war es, aber von dem Augenblicke an, wo Du das Haupt meines Großvaters vom Rumpfe trenntest, wurden wir getrennt auf immer, und was mir noch vom Leben bleibt, ich kam es nur verwenden, um der Stunde zu fluchen, in welcher ich, das fünfzehnjährige Kind, dem Zwange nachgab, und den Ring des Verlöbnisses aus Deiner Hand annahm, um der Stunde zu fluchen, da ich Dir Kinder gab, um meine Väter und Brüder von Dir tödten zu sehen. Gehe hin, komme wieder oder nicht, suche mich auf oder nicht, laß mich hier oder

sende mich fort — ich sage zum letzten Male: wir sind geschieden.“

„Das Weib hat kein Recht, sich zu scheiden. Du bist aufgereggt, Mariamme; aber die Wellen Deines Herzens werden sich legen und Dein Auge wird wieder freier blicken. Das Haus Deiner Väter war morsch, Mariamme; der Bruderhaß hatte seine Säulen zerschnitten; zusammengebrochen wäre es auch ohne mein Zuthun, und hätte das Volk Judäa's unter seinen Trümmern begraben. Hat meine Hand diese zerfallene Hütte gestürzt, so hat sie dafür einen hohen Palast erbaut und Dich als Herrscherin hineingeführt. Was ich Dir genommen, habe ich Dir hundertfältig wiedergegeben: für die Verbannung einen Thron, für die Väter Söhne.“

„Das ist gleisnerischer Schein, das ist vergiftete Hülfe um tausendfältigen Frevel; Mord hast Du gesäet; alle Fäden meines Herzens zerrissen — und so sollen sie zerrissen bleiben.“

„Gut, Mariamme. Ich bin nicht gewohnt, auf die Worte der Weiber Gewicht zu legen. Die Zeit wird Dir die Einsicht zurückgeben. Wol schmerzt es mich tief, so von Dir entlassen zu werden, und meinem Herzen voll Liebe mit dieser Kälte und Bitterkeit begegnet zu sehen. Das aber sage ich Dir, Weib, spinne keinen Verrath, bereite keine Ränke nach Frauenart, halte Dich und Deinen Weg rein, denn die Hand des Herodes versteht es, sein eignes Herz zu zerdrücken und seine mächtigen Schläge auf jedes Haupt zu führen . . .“

„Fürchte nichts, Tyrann! Mariamme, die letzte Hasmonäerin, rächet sich nicht auf krummen Wegen — ihre Rache hat schon begonnen.“

Sie wandte sich um und verließ das Gemach ruhigen, kalten Schrittes.

Als sie unter der Thüre verschwunden, drückte Herodes die geballte Faust auf sein Herz, seine Oberlippe zog sich von den scharfen, weißen Zähnen zurück, sein Fuß stampfte und er

rief: „Ha, daß ich Dich liebe! wie glücklich wäre ich, wenn es nicht so . . .“ Er ging zurück nach seiner Königsburg. —

Er ging zurück nach seiner Königsburg, aber sein Herz voll widerstrebender Gefühle, sein Haupt voll sich kreuzender Gedanken; bald kochte es in ihm auf von Wuth, bald fürchtete er von allen Seiten Schlingen und Verderben, bald lächelte er der Drohungen eines Weibes und sah die Zukunft trotz Allem licht und glänzend vor sich.

In seinem Gemache harrte seine Schwester Salome seiner. Als er eintrat, fuhr sie ihm entgegen: „Du kommst von ihr, Herodes, wie hast Du sie gefunden? was hat sie Dir gezeigt, Liebe oder Haß?“

„Haß, Salome . . .“

„Das ist die gerechte Vergeltung für die Liebe, mit der Du die Deinen, die so treu an Dir hängen, um ihretwillen verbannest. Wie hat sie die Verkündigung der Herolde aufgenommen, die Deinen Erstgeborenen entthront und ihren Kindern dessen Krone giebt?“

„Mit Gleichgültigkeit,“ antwortete Herodes.

„Nun, was braucht sie Dir auch Dank zu wissen; glaubt oder weiß sie doch schon, daß ihre eigene Hand ihre Kinder zu dem Throne führen werde, der vom Blute ihres Gatten trieft.“

„Salome,“ sprach Herodes ernst, „Du begreifst dieses Weib nicht.“

„Wenn ich sie nicht begreife, so begreife ich Dich noch weniger. Habe ich Dir nicht den Weg ihres Verrathes gezeigt? Sind Dir die Augen nicht aufgegangen auf den Spuren ihrer Vuhlerei, womit sie Deinen Freund Antonius, alle Deine Diener und jetzt auch Octavian zu verleiten suchte und sucht, nur um Dich zu verderben? Wenn Du in ihren Armen ruhest, weilte ihr Geist bei der Stunde Deines Untergangs; wenn sie Dir einen Sohn gebar, so sah sie in ihm ihren zukünftigen Rächer. Aber die Leidenschaft macht Dich blind, bis Du es

einst schauen wirst mit brechendem Auge und greifen mit erlahmten Händen.... Herodes, da sie Dir Haß gezeigt, ist sie ihres Triumphes gewiß; und dennoch sollen wir, Deine Mutter, Deine Schwester, Dein Sohn für sie geopfert werden....“

Herodes antwortete Nichts, als die Worte: „Ihr geht nach Massada, dort wird es Euch an Nichts gebrechen.“

Salome knirschte mit den Zähnen, alle Zeichen wilder Wuth zeigten sich auf ihrem schon an sich unschönen Antlitz; kaum vermochte sie noch auszurufen: „Nun, wohlan, so mag sie Dich noch ferner den idumäischen Hund mit den fletschenden Zähnen, Deine Mutter die hungrige Wölfin aus Petra, Deinen Sohn den rothen Schakal, der nach Nas gräbt, schimpfen — wohl uns, wenn wir uns wiedersehen!“ und verschwand. —

Herodes schritt lange im Gemach auf und nieder; endlich entbot er durch einen Diener den Schatzmeister Josephus, Salome's Gatten, zu sich. Als dieser erschien, verrieth das Angesicht und die Haltung des Königs nichts mehr von dem Sturme, der durch seine Seele gegangen. Gefaßt trat er zu seinem Schwager und sprach: „Josephus, ich habe Dich zu einem leichten aber wichtigen Werke ersehen. Unter Allen, die mir nahe stehen, habe ich Dich allein stets als einen treuen, besonnenen Freund erfunden. Die eigennütigen Absichten, von denen die Andern sich beherrschen lassen, die Leidenschaften, denen sie Raum geben und die mir meinen Weg so schwer und mein Leben so bitter machen, sie bleiben Dir immer fern. Jetzt, da ich mich zu dem schwersten Gange meines Lebens rüste, will ich, voll unbegrenzten Vertrauens zu Dir, mein Theuerstes in Deine Hände legen. Die Gränze meines Handelns brauche ich Dir nicht auseinander zu setzen; ich gehe zum Octavian; die Verwaltung meines Reiches habe ich meinem Bruder Pheroras übergeben; die Glieder meines Hauses muß ich trennen, soll nicht einer den anderen lebendig verschlingen. Antipater, den Sohn der Doris, schicke ich jenseits des Jor-

dans, Cyprus, meine Mutter, und Deine Gattin Salome nach Massada. Aber ich sehe ein, auch Marianne und ihre Söhne dürfen nicht hier bleiben. Du, Josephus, sollst sie nach der Burg Alexandria bringen, hier ihr Beschützer und ihr Wächter sein."

Josephus schien zu staunen. „Du legst mir, Herr und Freund, eine unerwartete und ungewohnte Bürde auf; Frauen und Kinder zu bewachen, ist kein würdiger Beruf eines Mannes, und in vielen Punkten ein allzu schwieriger."

Herodes trat auf Josephus zu und faßte seine Hand. „Du erzeigst mir hiermit den größten Liebesdienst, mein Bruder, und ich werde Dir ewig Dank wissen. Bist Du doch mein Schatzmeister, warum solltest Du nicht der Hüter meiner höchsten Schätze sein."

Bögernd erwiderte Josephus: „Herodes, man sagt, daß Du eifersüchtig seiest, und die Eifersucht kennt keinen Unterschied; wenn sie gereizt ist, übersieht sie selbst die grauen Locken und das faltentreiche Angesicht. Es ist fürwahr ein gefährliches Amt, das Du mir überträgst."

„Nein, Josephus, und damit Du die Bürgschaft dafür in Händen habest, höre das Ende meines Auftrags. Wie es mir bei Octavian ergehen werde, kann ich noch nicht ermessen. Wenn es mir aber nicht gelingt, die Verleumdungen meiner Feinde zu entwaffnen, das Vertrauen des Imperators zu gewinnen, wenn ich nicht siegreich zurückkehren, wenn ich fallen sollte . . . dann, Josephus" — Herodes umfaßte ihn, näherte seinen Mund dem Ohre des Josephus und flüsterte ihm fast unhörbar zu: „dann, Josephus, sollst Du mit eigener Hand in der Stille der Nacht Marianne, die Hasmonäerin, und ihre Kinder tödten . . ."

Josephus fuhr entsetzt zurück; Herodes aber richtete stolz das Herrscherhaupt empor, und sprach mit gewaltiger, Mark erschütternder Stimme, mit der Stimme, welche so oft Zehntausenden in der Feldschlacht geboten: „Jetzt, Josephus, da

Du meinen ganzen Befehl kennest, schwörest Du mir, sowohl getreulich ihn zu vollführen, als auch Niemandem, keinem Lebenden, ihn zu verrathen.“

Josephus wagte nicht zu widersprechen, er leistete dem furchtbaren Gebieter diesen Schwur.

Herodes sprach mit sanfterer Stimme, wie zu sich selbst: „Das Hans Antipaters, des Idumäers, soll den Thron Judäa's nicht verlieren; wenn ich falle, soll mein Bruder Pheroras mein Nachfolger werden. Keiner meiner Feinde soll triumphiren, und das hasmonäische Weib auch im Tode mir angehören.“

Dies war des Herodes letzte Anordnung vor seiner Abreise zum Octavian.

9.

Die römische Republik war nur noch ein Schattenspiel. Zwei Männer hatten das unermessliche Reich unter sich getheilt; dem Octavian gehorchten die westlichen, dem Antonius die östlichen Völker. Aber nicht ein Dorf, nicht eine Stadt, nicht eine Welt vermag zwei Größen neben einander zu dulden. Lang genährter Streit, unbegrenzte Herrschsucht, insonders vielfache Beleidigung des Octavian durch Antonius brachte den furchtbaren Zusammenstoß herbei, in welchem abermals der Osten dem thatkräftigeren Westen unterliegen sollte. In der Schlacht bei Actium blieb Octavian Sieger; aber anstatt sich aufzuraffen und seine noch so bedeutenden Hülfsmittel zu vereinigen, um in männlichem Kampfe entweder zu unterliegen oder noch einmal um den Sieg zu werben, floh Antonius feige in die Arme der Cleopatra, in Schwelgereien versunken, den Ausgang zu erwarten. Dieser Ausgang war schrecklich genug, und endete mit dem Tode des Antonius und der Cleopatra. Mit der Niederlage des Antonius waren alle Diejenigen blosgestellt, welche seiner Fahne gefolgt, welche ihm Weistand

geleistet, vor Allen aber Herodes, den Antonius groß gemacht und mit dauernder Freundschaft geehrt hatte. Herodes, der voraussetzen mußte, daß die, in ihrem Anfang ihm bekannt gewordene Intrigue fortgesetzt sei, und ihn bei Octavian noch mehr compromittirt hätte, in dessen argwöhnischem und eifersüchtigem Gemüthe der Gedanke tiefe Wurzel gefaßt, daß die Fäden des Verrathes aus seinem eignen Hause ausliefen.

Er hatte sich in Toppe eingeschifft, um nach Rhodus zu fahren, wo Cäsar Augustus, wie Octavian sich jetzt nannte, gegenwärtig sich aufhielt. Herodes hatte die strengsten Maßregeln ergriffen, daß Niemand in Rhodus von seiner Abreise aus Asien höre, damit seine Ankunft überraschend wirke. So aber ist das menschliche Gemüth beschaffen, daß es im Momente der Gefahr zu einem kühnen Entschlusse sich begehrt, daß es dann, zur Ausführung schreitend, immer banger und angstvoller wird, ja fast seinen Rathschluß bereuet; endlich aber in der Stunde der Verwirklichung, wenn Zurückweichen nicht mehr möglich, allen Heldenmuth wieder findet und in feurig vollbrachter That seinen Triumph feiert. Auf dem langsam segelnden Schiffe saß Herodes und sann und sann; Bild nach Bild ging vor seiner zagenden Seele vorüber; aber immer haftete der Blick seines Geistes auf dem geliebten Weibe wieder, welchem sein ganzes Herz gehörte und dem er in seinem unerfättlichen Ehrgeiz doch so unendlich weh' gethan, daß er in ihr glühenden Haß voraussetzen mußte. Immer dunkler und drohender stieg ihre Gestalt vor ihm auf; immer gewisser wurde es ihm, daß sie ihn stürzen wolle, daß sie ihn bei Octavian angeklagt, daß er in ihr seine Todfeindin finden werde. Und das war für ihn nicht blos die ängstigende Befürchtung seines Verstandes, sondern auch die tiefste Qual seines Herzens. Oft wandte er sein Antlitz nach dem Osten zurück und seine Lippen kispelten: „Marianne, Marianne, warum thuest Du mir das?!"

Aber das Schiff kam unaufhaltsam vorwärts, man bekam

Rhodus zu Gesicht; man laudete. Mit dem ersten Schritt am Ufer der prächtigen Insel, bei dem Aublick der ersten römischen Wache am Hasen schüttelte Herodes alle finstern Geister von sich und versenkte sie in das Meer. Dort stand der ungeheure Kolosß von Erz, dessen Beine über dem Hasen ausgebreitet: drohend stand er dem Kommenden entgegen, friedlich ließ er ihn unter sich durchpassiren, glücklich lief dieser in den sichern Hasen ein — das war dem Herodes Duen genug.

Herodes ließ sein Gefolge zu einem stattlichen Zuge sich ordnen; nichts, was seine königliche Macht bezeichnete, war zurückgelassen; er selbst in den prächtigsten Königsgewändern, hoch auf edelstem Rosse; nur die Krone hatte er vom Haupte genommen und trug sie in seiner Hand. Durch die Straßen von Rhodus ging es nach der Akropolis, wo Augustus residirte. Sowie der Zug durch die Straßen sich wandte, versammelte sich das Volk, neugierig, die Pracht und Fremdartigkeit des Aufzuges zu betrachten. Von der Akropolis aus gewahrte man den Zusammenlauf; Weiter sprengten hinunter, um die Ursache zu erkunden. Herodes antwortete: „Der König von Judäa kommt, Cäsar Augustus um Gehör zu bitten.“ Die Thore der Burg waren weit geöffnet, aber die Wachen salutirten nicht, und schweigend führte ein römischer Hauptmann Herodes in einen prächtigen Saal, wo der Cäsar sitzend ihn empfing.

„Was willst Du, Mann von Judäa? wozu kommst Du ugerufen hierher?“

„Ich bringe Dir meine Krone, Imperator,“ sprach Herodes unerschrocken und männlich, „ein Gebieter Roms hat sie mir gegeben, und in die Hände des andern Gebieters lege ich sie zurück. Ich bin nicht gekommen, Cäsar, um Gnade zu flehen. Ich weiß wohl, mein Leben und mein Reich stehen in Deiner Hand. Aber der Ruf Deiner Gerechtigkeit ist durch ganz Asien erschollen; man weiß, daß Du billig genug bist, den Unglücklichen zu hören, ehe Du ihn verdammist, und nicht eher zu verurtheilen, als bis er Gelegenheit hatte, sich zu ver-

antworten; man glaubt, daß Du großherzig genug bist, ein pflichtgetreues Handeln zu schätzen, auf welcher Seite es sich findet.“

Augustus hatte aufmerksam zugehört, die kühne, entschlossene Rede machte Eindruck auf ihn. „Wohl an,“ sprach er, „rede, ich will hören.“

„Antonius hatte die Welt des Ostens zu seinem Antheil erhalten. Alle den Römern unterworfenen Nationen jenes Erdtheils waren ihm zu Treue und Gehorsam verpflichtet. Wo der Kampf entbrannte, da hatten sie ihm Folge und Beistand zu leisten, sei es gegen die Feinde nach außen, sei es, daß der Streit unter den Herrschern selbst sich erhob. Antonius hatte Großes an mir gethan. Du wirst gehört haben, Imperator, von jenem kleinen, aber unruhigen Volke in Syrien, in welchem der unbändige Drang nach Selbstständigkeit jedes Band verschmäht, welches es an das Menschengeschlecht knüpfen soll, ohne daß es den Verstand besitzt, stark durch Eintracht zu sein. Ich stand an der Spitze einer Partei; Alles wankte; da stellte Antonius mit mächtiger Hand die Ruhe her und vertraute mir das Geschick dieser Nation an. Er würdigte mich seiner Freundschaft, er überhäufte mich mit Ehren und Geschenken, befestigte den Purpur um meine Schultern, die Krone auf meinem Haupte; wenn die wilden Völker an der Grenze der römischen Herrschaft gegen mich erstanden, sandte er mir kräftige Hülfe. Wenn ehrgeizige Priester in Jerusalem das Volk zur Empörung aufstachelten, stellte er die römischen Legionen zu meinem Befehl; selbst als die buhlerische Cleopatra ihre habgierigen Hände nach meinem Bande ausstreckte, widerstand er ihr, der er Nichts versagte. Und nun, Cäsar, was hältst Du wohl für die Pflicht eines Mannes, als ein solcher Freund in einen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben gerieth? Sollte er ihn verlassen, dem er Alles schuldig war? oder erachtest Du ihn für pflichtgetreu, wenn er nach all seinen Kräften ihm beistand? Für mich ist ein Freund Gegenstand meiner

ganzen Hingebung, und selbst den Verirrten kann ich nicht ohne Hülfe verderben lassen. Ich gestehe daher offen, daß ich Antonius im Kampfe mit Dir mit allen Geldmitteln und Kriegsvorräthen, die mir zu Gebote standen, unterstützte. Ja, auch meinen Arm und mein Schwert hätte ich seinem Dienste geliehen, wenn ich nicht gerade in einen Krieg mit den Arabern verwickelt gewesen.“ Herodes hielt einen Augenblick inne; sein scharfer Blick gewahrte, daß die Augen des Imperators Achtung und Billigung verriethen. „Fahre fort, Herodes,“ sprach Augustus mit Nachdruck.

„Die Schlacht bei Actium war geschlagen; Antonius hatte die Herrschaft verloren. Aber nicht schien es mir ziemlich, den gesunkenen Freund alsbald zu verlassen und heuchlerisch dem glänzenden Sieger meine Huldigung darzubringen. Zwar selbst bedrängt, vermochte ich ihm nicht zu helfen, aber meinen vertrautesten Diener sandte ich zu ihm und beschwor ihn, die giftige Schlange Cleopatra von seinem Herzen zu reißen, die treue Julia noch einmal anzusehen und Dir die Hand des Friedens entgegen zu strecken. Der Unglückliche hörte nicht auf meinen Rath, er selbst war die Ursache seines Sturzes; und seine Hand zerriß zu gleicher Zeit die Fäden seines Lebens und meiner Freundschaft. Seyt war die Zeit gekommen, wo ich nicht mehr das Recht hatte, die Krone zu tragen, wo es des Siegers war, den rechten Hüter über die römische Provinz zu stellen. Ich habe nicht geizigert, niederzulegen, was mir nicht gehört; hier ist sie.“ Herodes trat näher und legte die strahlende Krone auf die Tafel, die vor Augustus stand. „Und was erwartest Du nun von mir?“ fragte Augustus.

„Ich erwarte von dem Herrscher der Welt ein gerechtes Urtheil; ich erwarte, daß Du Treue von Untreue, Pflicht von Heuchelei zu unterscheiden verstehst; ich erwarte, daß Du erkennest, wie ich für den, welcher mir Gutes thut und mir sein Vertrauen schenkt, mein Herzblut hinzugeben und bei ihm auszuharren vermag.“

Als Herodes schwieg, erhob sich Augustus von seinem Sessel, nahm die Krone von der Tafel, setzte sie dem Herodes auf das Haupt und sprach: „König von Judäa, Deine Offenheit, Deine unerschrockene Erklärung und die Treue, die Du meinem Feinde bewährtest, haben Dich glänzend gerechtfertigt. Sei Du mir Freund, wie Du es Antonius gewesen, und Du wirst mich immer bereit finden, Dir beizustehen. Der Römer weiß Tugend und Muth zu schätzen, wo er sie findet.“

Von dieser Stunde an war alle Gefahr für Herodes geschwunden, er hatte durch Entschlossenheit und das richtige Verständniß seines großmüthigen Gegners einen größeren Sieg erfochten, als je auf dem Schlachtfelde. Augustus ließ ihn lange nicht von sich; er hatte unbedingtes Vertrauen zu ihm gefaßt und gewann ihn seines scharfen Blickes und gewandten Benehmens wegen immer lieber. Herodes mußte ihn nach Asien begleiten, und hier war es, wo Herodes, auf vaterländischem Boden angekommen, für Zeit hielt, auch die Freigebigkeit als eine seiner Tugenden zu bewähren. Nicht allein, daß er dem Cäsar 800 Talente Goldes zum Geschenke darbrachte, daß er die Freunde und Diener des Augustus mit königlichen Gaben versah, was nur irgend zur Bequemlichkeit des Imperators und der Heerführer dienen und dem Herrn selbst nützen konnte, schaffte er in umfassendster und voransichtigster Weise herbei. Bei dem Marsche durch die Wüste fand man von Station zu Station Wasser und Wein in Fülle, um den Durst zu stillen, die reichsten Zelte aufgeschlagen für den Cäsar und seine Diener. Herodes geleitete diesen bis an die Grenze Aegyptens; hier harrete er seiner Rückkehr und erwies sich nicht minder als dienstbereiter Freund auf dem Rückmarsch des Siegers. Jeder stimmte darin überein, daß Herodes' Freigebigkeit seine Kräfte weit überstiege. Dafür überhäufte ihn Augustus mit Ehrenbezeugungen; als er das Heer musterte, ritt Herodes an seiner Seite; er schenkte ihm nicht allein die 400 Mann gallischer Leibwache der Cleopatra, son-

bern die nördliche Provinz Samaria und den ganzen westlichen Küstenstrich mit der Hafenstadt Joppe. So erhob sich Herodes mächtiger als je aus dieser drohenden Gefahr, in welcher Alles für ihn verloren geschienen.

Herodes hatte seinen Aufenthalt bei dem Cäsar und die Freundschaft, deren ihn die Umgebungen desselben würdigten, benutzt, um genau nachzuforschen, welche Fallstricke man ihm gelegt, welche Ränke man gegen ihn geschmiedet hätte. Allein selbst die, welche früher offene Feinde von ihm gewesen, bekannten ihm, daß zwar anfangs einige Versuche, dergleichen anzuknüpfen gemacht, aber mit einem Male abgebrochen worden; am wenigsten fand er irgend eine Spur, daß Mariamme gegen ihn conspirirt habe, und im Innersten seines Herzens mußte er sich gestehen, daß alle Anschuldigungen gegen dieselbe falsch gewesen.

10.

Strahlend vor Glück verabschiedete sich Herodes in Akko vom Augustus; strahlend vor Glück kehrte er nach so langer Abwesenheit nach Jerusalem zurück. Er wußte, daß seine Herrschaft nun unerschütterlich festgestellt sei, daß Niemand mehr wagen würde, seine Hand gegen ihn zu erheben, und wenn es geschähe, er die Macht besitze, die verwegene schnell zu züchtigen. Seine rachgierige Seele malte sich die Bestürzung und Niedergeschlagenheit seiner offenen und heimlichen Feinde vor, und schwelgte in dem Gedanken ihrer Unterdrückung. Aber mehr noch bewegte sein Gemüth die Sehnsucht nach Mariamme. Der Glückliche hält alle Hindernisse für unbedeutend. Herodes glaubte den Unwillen der Mariamme, wie es früher schon so oft der Fall gewesen, auch diesmal längst geschwunden; er glaubte sie hochherzig genug, um an den Trümphern ihres Vatten den stolzesten Antheil zu nehmen. Seine geschäftige Einbildungskraft sah sie im Glanze ihrer Schönheit, in der

Anmuth holdseligen Rächelns. Freudenbotschaft nach Freudenbotschaft, aber auch die kostbarsten Geschenke hatte er vorausgeschickt, und von Josephus, ihrem Wächter, die besten Versicherungen ihres Wohlseins empfangen.

Der Einzug in Jerusalem geschah in einem Glanze, wie diese Stadt ihn noch nie gesehen. Die Freunde des Herodes hatten es verstanden, ihm den schmeichelhaftesten Empfang zu bereiten; schon hatte sich in dem Volke eine Partei gebildet, welche die Herrschaft der Römer mit günstigeren Blicken ansah und die Regierung des Herodes als eines angesehenen Vermittlers, als ein Geschenk der Vorsehung pries. Selbst den jüngeren Theil der Priester und Leviten hatte man gewonnen durch die Kunde, daß Herodes den Tempel restauriren und mit verschwenderischer Pracht ausrüsten wollte. Was Wunder, daß dem einziehenden König das Volk entgegenströmte, die Straßen festlich schmückte, ihm zujuchzte wie noch nie. Langsam bewegte sich der Zug und näherte sich der königlichen Burg. Da aber hielt den Herodes nichts mehr zurück; kaum, daß er seinen Bruder, seine Mutter, seine Schwester flüchtig begrüßte; er eilte nach dem Thurme Marianne's.

Marianne war ruhig in ihrem Gemache verblieben. Schnell stieg Herodes die Stufen hinan, eilte durch den Vorfaal in das Gemach und ging mit ausgebreiteten Armen und liebeglühendem Angesicht auf seine Gattin zu. Diese aber stand, wie vordem beim Abschiede, kalt und abwehrend da und wich stolz und verachtend seiner Umarmung aus.

„Marianne,“ rief Herodes aus, „ich komme sieggekrönt nach Hause, ich komme, den Triumph über meine Feinde zu Deinen Füßen zu legen, ich komme, Dich auf dem neubefestigten, mächtigeren Throne als Königin, um Dich als innig geliebte Gattin zu begrüßen — willst Du mich nicht empfangen?“

„Deine Siege, Herodes, sind nicht die meinen, Deine Triumphe gehören nicht mir — ob Du gegangen und gekommen: für mich bist Du nicht da.“

„Berkennest Du also, Weib, die Pflichten der Gattin, hast Du das Herz einer Mutter verloren? . . . laß diese Lannenn, Mariamme; ich glaubte Dich gesundet von dieser kränkelnden Stimmung; laß Deinen Geist sich neu beschwingen, und auf den Flügeln der glänzenden Gegenwart erhebe Dich mit mir zu einer neuen großen Fahrt voll Ehren und Macht. . . .“

„Es giebt Krankheiten, Herodes, von denen der Mensch niemals wieder erseht; hast Du mit schonungsloser Faust alle Saiten meines Herzens zerrissen, so wolle keinen frohen Klang aus der zerbrochenen Harfe; Deine Hand kann wohl zerstören, aber nicht wieder erbauen.“

„O, Mariamme,“ sprach Herodes mit sanftester Stimme, laß die Vergangenheit ruhen, beschwöre die Geister nicht, die da schlummern; Du bist noch so jung und Dein schönes Auge für Licht und Himmel geschaffen. Siehe, Mariamme, mein Herz schlägt voll Liebe zu Dir, alle Fasern meiner Seele sind an die Deinigen geknüpft; zögere nicht, wende von Menem Deinen Geist mir zu, schenk' Dich mir abermals, wie an dem Tage unsres Verlöbnißes; und fürwahr, eine glückliche Zeit für Dich, für mich und für Zahllose dieses Reiches wird von heute beginnen.“

„Vergißt Du, Herodes, mit wem Du sprichst — ich kann es nicht vergessen! Vergißt Du, daß Du mich in Alexandrium als Gefangene hieltest; vergißt Du, daß Du das Morbschwert gegen mich zücken liegest, um, wenn Du keine Gnade bei Augustus gefunden, mich und meine Kinder zu durchbohren“ —

„Wie weißt Du dies?“ schrie Herodes bestürzt und voll Grimmes.

„Ob ich es weiß! Hat es nicht Tage lang über meinem und meiner Kinder Haupt gehangen, daß ich seine Spitze dreifach fühlte? Nein, Herodes, das Herz des Weibes ist kein Wachs, welches die täppische Hand des Mannes zurecht formet. Wenn Du das Gift des Mißtranens, des Hasses, der Rache in dasselbe geträpfelt, wunderst Du Dich, daß es davon erfüllt

und angeschwollen? Hebe Dich hinweg von mir, weiche hin nach den Höhlen von Sela, aus denen Du und Dein Geschlecht hervorgebrochen — als Du von dannen gingest, rief ich Dir nach: wir sind geschieden; da Du wiederkommst, rufe ich Dir zu: ich bin todt für Dich — Dein Scherge hatte das Schwert für mich gewelzt, glaube, es hat mich getroffen!“

Herodes, der diese Worte voll tiefster Bewegung gehört, stand noch eine Weile vor dem hochaufgerichteten Weibe, deren Blicke sich seit langer Zeit zum ersten Male wieder mit leidenschaftlichem Feuer gefüllt — ohne ein Wort zu erwidern, aber mit geballter Faust verließ er das Gemach. — Er eilte in den Palast zurück, wo seine Großen und seine Familie noch versammelt waren. Wuth in allen seinen Zügen, trat er unter sie und rief: „Wo ist Josephus, der Schatzmeister?“ Und als dieser vortrat: „Ergreifet, werfet ihn in die unterste Zelle des Gefängnisses!“

Seinem Gebote wurde gehorcht, er aber schritt in sein Gemach, Niemand wagte ihm zu folgen, nur seine Schwester Salome eilte ihm nach einiger Zeit nach.

Sie fand ihn tief in Gedanken versunken, die Arme über die Brust gekreuzt. „Was ist geschehen, Herodes? redete sie ihn an, was hat Dir das Weib angethan, dem Du allzusehr anhängest, und das Dir die schönste Stunde Deines Lebens mit dem Vermuthsbecher ihres Hasses vergällte? Und was hat Josephus verübt, daß Du ihn so schimpflich behandelst?“

Herodes antwortete ihr: er erzählte ihr von dem geheimen Auftrage, den er ihrem Gatten bei seiner Abreise gegeben, von dem Schwur, den er ihm geleistet und von dem Treubruch, dessen er sich schuldig gemacht. Salome hörte aufmerksam zu, und wie sich innerhalb der Erzählung die Leidenschaftlichkeit ihres Bruders steigerte, wurde sie in demselben Maße ruhiger, bis der eifrigste Hohn in ihren häßlichen Zügen sich malte. Nach einer Pause begann sie:

„Nun ist es mir klar, warum mein lieber Ehegemahl mich

seit vielen Monden so vernachlässigt hat. Kaum, daß er dann und wann mich besuchte in meiner Einsamkeit, zu der Du mich Deines hohen Weibes wegen in Massada verurtheilt hattest; und wenn er kam, so wußte er nichts anderes, als mich zu tadeln, mir die niedrigsten Gesinnungen vorzuwerfen und die Tugenden der Mariamme zum Himmel zu heben. Fürwahr, er hat die Rolle eines girrenden Täubers bei Deiner Gemahlin gut gespielt, daß ihr Deine Abwesenheit weniger süßlich worden. Da hast Du nun den Beweis in Händen, wie sie Dir Deine treuesten Diener abspenstig macht. Meinst Du, Herodes," und sie erhob ihre Stimme bis zum Kreischen, „meinst Du, Herodes, daß Josephus ihr Dein Geheimniß um einen geringen Preis verrathen? meinst Du, daß er dies gethan, ohne verbotenen Umgang mit der Ehrvergessenen gepflogen zu haben? Wohlan, räche Dich und mich an ihr und an ihm!"

Herodes hatte diese Worte mit steigender Theilnahme vernommen, als ein Hauptmann seiner Leibwache eintrat und ihm meldete, daß sein Befehl ausgeführt sei. „Der Gefangene," fügte der Hauptmann hinzu, „hat mich ersucht, bei Dir, Herr, anzufragen, ob es mir vergönnt werde, in seinem Namen eine Bitte vorzutragen.“

„Sprich," antwortete Herodes barsch.

„Der Gefangene bittet Dich um Gehör. Nicht um der Freundschaft willen, mit der Du ihm bis heute beglücktest, nicht um der Dienste willen, die er Dir, o König, geleistet, sondern, spricht er, um des Gehöres willen, welches Du selbst bei Cäsar Augustus gefunden, fordert er dies von Dir.“

Herodes war betroffen und sprach endlich: „Bringe ihn hierher.“

Als Josephus eintrat, warf er keinen Blick auf seine entartete Gattin und keine Demuth verrieth seine Haltung. Da Herodes ihn mit sanfteren Blicken maß, hob er selbst an: „Ich habe Dich ersucht, Herr und König, mich zu hören; zuvor aber frage ich Dich: was habe ich verschuldet? wegen welchen Ver-

gehens begegnetest Du mir auf so schmähsliche Weise? ich frage so, weil ich mich rechtfertigen will.“

„Und wie wagst Du, so zu fragen, da Du Dich des schmähslichsten Verrathes, des Trenbruchs am heilig geleisteten Eide bewußt sein mußt? Hast Du meiner Gemahlin nicht den Befehl kund gethan, den ich vor meiner Abreise Dir gegeben? Sag an, um welchen Preis hast Du mich verkauft an sie? Sprich, denn nur gänzliche Offenheit und Geständniß können Dich retten!“

„Wenn es das ist, Herodes, so kann ich nur annehmen, daß die leidenschaftliche Verwirrung Dein Bewußtsein unvwölkt hält und ich kann den Irrthum nur beklagen, in welchen Du abermals verfallen. Fürwahr, ich würde es verschmähen, Dich darüber aufzuklären, wenn es blos mein Geschick beträfe; aber da es zugleich Deine Gemahlin, die erhabene Marianne gilt, so muß und will ich reden. Wahrlich, Herodes, wenn ich so glücklich wäre, eine solche Gattin zu besitzen“ — und sein vorwurfsvoller Blick traf Salome — „jede Geberde, die sie verlegen, jedes Wort, das sie kränken könnte, jeden Gedanken, der sie schmähete, würde ich mir zum Todesverbrechen anrechnen. Nicht um ihrer Schönheit und Anmuth willen, diese haben niemals viel bei mir gegolten, sondern weil sie rein und keusch ist wie selten eine ihres Geschlechtes in diesen schlimmen Zeiten, weil sie makellos ist, bis, ich sage es offen, bis auf die harten Gefinnungen gegen Dich, Herodes, der einmal ihr vor Gott angetrauter Gatte ist. Was aber die furchtbare Beschuldigung betrifft, die ihr gegen mich schleudert, so warst Du es ja, Herodes, selbst, der jene Mittheilung Deines geheimen Befehls an Marianne verursachte. Du sandtest Boten von Rhodus nach Jerusalem, wahrscheinlich, um einmal so recht zu erproben, wer Feind oder Freund ist, mit der falschen Nachricht, daß Dein Gehör bei Augustus mißglückt sei, daß Du Deinen Sturz gewärtigen müßtest. Auch an mich kam diese Botschaft nach Alexandrium. Es waren unglückliche Tage für

mich. Ich will den Denuncianten nicht spielen, Du wirst selbst am besten wissen, welche Wirkungen diese Nachricht hatte, aber zu gleicher Zeit drang das Gerücht zu mir, daß das Volk in Jerusalem schwürrig sei, daß man einen Aufstand befürchte; Bote nach Bote langte an, daß offene Empörung ausgebrochen, daß das Volk nach Alexandrium ziehen, Mariamme befreien und zur Herrscherin von Judäa machen wolle. Die Zeit schien gekommen, um den Auftrag, dessen Erfüllung ich Dir zuschwören gemußt, zu vollziehen. Du weißt, Herodes, daß ich der Geistesrichtung der Essäer angehöre, daß ich denmach den Tod nicht als ein Uebel ansehe, sondern als den Erlöser vom irdischen Weh und der Mühsal unserer Beschränktheit. Konnte ich daher die Schrecken Deines grausamen Befehls überwinden, so mußte ich doch um so mehr Mariamme dazu vorbereiten. Binnen vierundzwanzig Stunden mußte es geschehen sein, da ich in dieser Zeit den Numarsch der Rebellen erwarten mußte. Vorsichtig, wie solch ein Vorgang es erforderte, verkündete ich Mariammen den von Dir befohlenen Tod in Gegenwart eines Zeugen, Soämus, des Ituräers. Du kannst ihn darüber vernehmen, wie denn über alle diese Zustände hunderte von Zeugen leben. Wie Mariamme diese Nachricht aufnahm, gehört nicht hierher. Die Kraft und Ruhe des Weibes, die Resignation der Mutter mußte ich bewundern. Schon senkte sich das Dunkel der Nacht herab und um Mitternacht, wie Du es geboten, sollte das schönste Leben verbluten, als plötzlich am Thore Alexandriums ein Jüngling erschien, den ich später als jenen Ben Babusch, der einst der Königin in den Straßen Jerusalems das Leben gerettet, erkannte, und mir die Zusicherung brachte, daß alle jene Nachrichten erdichtet, daß Du bei Augustus gesiegt und am anderen Tage die Boten mit dem wahren Bericht eintreffen würden. Nachdem er mir dies am Thore unter den heißesten Beschwörungen der Wahrheit mitgetheilt, eilte er davon und verschwand schnell aus meinen Blicken. Wie er gesagt, traf es ein, und am anderen Tage

waren wir des Jubels voll über Deine glückliche Rettung. So ist es gekommen, Herodes, und ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Wohl Allen, wenn sie sich so schnell und so vollkommen reinigen könnten.“

Herodes war in immer tieferes Nachdenken versunken; Salome hatte sich schweigend entfernt. Endlich sprach Jener: „Geh, Josophus, nach dem Vorgefallenen können wir uns nichts mehr sein.“ Josophus ging, aber indem er sich entfernte, vernahm er die Worte, die Herodes aus gramerfüllter Brust ausstieß: „Ha, Marianne, warum habe ich Dir gar nichts zu verzeihen?!“

11.

Das menschliche Herz ist von seinem göttlichen Urheber so angelegt, daß die Leidenschaft durch die Versagung wächst, daß aber auch aus dem Uebermaße dieser Leidenschaft die entgegengegesetztesten Empfindungen hervorgehen, Empfindungen, die sich gänzlich widersprechen und fast ganz und gar einander aufheben. Es ist, wie wenn die eine Hälfte des Himmels von dem dunkelsten Gewölk überzogen ist, der Donner rollt, die Blitze schlängeln sich — während an der andern Hälfte die Sonne glänzend strahlt und an dem tiefblauen Bogen nur leichte, silberumsäumte Flocken dahin fahren. Weist Du, wer sieget? Ach, die Sonne ist zu hoch, der tiefblaue Himmel zu weit: da fliegen die flüsternden Sturmeswolken, denn sie ziehen eilends unter jenen dahin und bedecken das ganze Gewölbe über unsern Häuptern mit Nacht und Grauen. So wenn in einem Herzen Haß und Liebe mit einander kämpfen. Ist doch die Liebe, die lautere, so hoch und erhaben, wie die Sonne am blauen Himmel — wie sollte der wilde Haß mit seinen nächtlichen Schatten nicht den auf der Erde wandelnden Menschen überwinden?

Viele Monde vergingen. Die Stimmung zwischen Herodes

und Mariamne wurde immer schroffer, gereizter. Zwar blieb Mariamne sich immer gleich. Während sie ruhig und sanft, wenn auch ohne alle Mittheilung, gegen ihre Umgebung, miltterlich sorgend, wenn auch ohne jene entzückte Hingebung, gegen ihre Kinder waltete, so schien Herz und Wesen ihr versteint, wenn sie die Schritte Herodes' hörte, seine Stimme vernahm, sein Angesicht sah. Dann glich sie zwar jener klaren, glänzenden Silbermasse, die aber erstarrt ist, weil mit der flüchtig machenden Gluth längst die Regenbogenfarben des Silberblicks verschwunden sind.

Die Seele des Herodes war den wechselndsten Gefühlen preisgegeben und wurde fast gänzlich von ihnen eingenommen. Das Benehmen Mariamne's, die abwehrende Kälte, der Hohn und die Verachtung, die sie ihm erwies, erfüllte ihn mit Ingrimm, der bis zum Hasse sich steigerte. Er wüthete gegen sich selbst, daß er diese Liebe aus seinem Herzen nicht herausreißen könne. Dann aber trat ihm wieder das Bild Mariamne's aus den schönsten Tagen ihrer Ehe entgegen, er sah diese erhabene Stirn wieder leuchten, diese Augen glänzen, diese Lippen holdselig sich kräuseln, diese Wangen flammend geröthet, diese schlanke, volle Gestalt, in jeder Geberde Majestät, in jeder Biegung Anmuth. Dann schwoll ihm das Herz voll glühender Sehnsucht und verzehrte ihn. So gährte und wogte es in seinem Gemüthe, wie in einem Vulcan, der bald eine strahlende Flammensäule zum nächtlichen Himmel aufrichtet, bald verheerenden Lavaström in tagverhüllendem Aschenregen umherschleudert. Endlich ermaunte er sich; er wurde sich bewußt, daß eine Entscheidung nothwendig sei, sollte er nicht untergehen. Er eilte zu ihr. Es war bei aufbrechendem Abend eines schwülen Sommertages; über dem Delberg stiegen die weißdunkeln Wolken eines nahenden Gewitters herauf. Aber Donner und Blitz ruheten noch im Schooße des Gewölks.

„Mariamne,“ redete er diese an, „es kann nicht so unter uns bleiben. Das Verhältniß zwischen uns wird mir uner-

träglich; der Kampf der Gefühle reißt mich auf und macht mich unfähig zu jedweden Werke: entweder, Mariamne, Du wirst mir wieder freundlich und lieb wie vordem, oder wir müssen uns trennen.“

„Hier ist keine Wahl, Herodes, wir sind getrennt; und wenn Du mich nicht aufsuchest, ich komme nicht.“

„Nicht so, Mariamne; ich kann nicht dieselbe Luft athmen mit Dir, ohne daß Du mich liebest; ich kann nicht die Sonne am Himmel strahlen sehen, die Dir leuchtet, ohne daß Du mir gehörst.“

„Nun, so schicke mich fort, Herodes, jage mich in die weite Welt, oder verbanne mich nach einer fernem Stadt, oder wirf mich in einen Wüsthurm: ich unterwerfe mich, ich bin dessen gewärtig, es wäre ja nicht das erste Mal.“

„O, Mariamne, laß Dich erweichen, ändere Deinen Sinn. Sieh, ich verlange ja nur, daß Du mich duldest, daß Du mich Dir zu nähern gestattest; ich fordere, daß Du mich nicht von Dir stößest. Und wenn Du auch diese Kälte noch nicht in die Wärme einer liebenden Gattin verwandelst, so will ich zufrieden sein. Siehe, Mariamne,“ und Herodes warf sich vor ihr nieder, „sieh mich zu Deinen Füßen, beschwichtige den Sturm meiner Gefühle, laß mich Deine Hand fassen und entziehe sie mir nicht . . .“

„Sieh, Herodes, so lag ich zu Deinen Füßen und flehete um das geliebte Haupt meines Großvaters, so haschte ich nach Deiner Hand, sie mit Küssen zu bedecken, um die Gnade für seine Silberlocken, so verhiess ich Dir ewige Liebe um die wenigen Tage seines hochbejahrten Lebens — — aber so wie Du mir damals Alles versagtest, so versage ich jetzt Dir Alles und auf immer; nur daß Du damals leere Worte für mich hattest, ich aber nur die Wahrheit. Die Stunde der Rache ist gekommen, nach der ich lechzte, wie der Hirsch in schwüler Nacht nach Wasser. Die Strafe ist über Dich gekommen, Mann des Blutes. Du dachtest mich auf Irrwegen zu über-

listen, aber die letzte Hasmonäerin rächt sich nicht durch Verbrechen. Im Lager der Römer forschtest Du nach meinen Wegen, aber Du fandest sie gerecht; unter Deiner eigenen Sittlichkeit suchtest Du nach meinen Vergehen, aber Du trafest den Schuldlosen. Nein! in Dir selbst habe ich das Feuer meiner Rache entzündet und die Geißel meines Strafgerichtes schwingt Deine eigene Hand. Jetzt mache mit mir, was Du willst; denn mit dem Obem meines Lebens verflucht das verzehrende Feuer in Dir nicht; aus meinem Grabe wird mein Schatten erstehen und Dich verfolgen mit unfäglicher Qual..“

Längst war Herodes aufgesprungen. Erstaunt, ergriffen blickte er auf Mariamme, von der mit einem Male die erstarrte Kälte gewichen, die Flamme des heiligen Zornes war über sie gekommen und überhauchte sie mit unendlicher Schönheit. Als sie vollendet hatte, stürzte er auf sie los und mit den Worten: „Mariamme, Du mußt mein sein!“ wollte er sie mit seinen Armen umschließen. Schnell wich sie zurück und zog einen Dolch aus ihren Gewändern. „Hinweg, Mörder meines Vaters und meines Bruders, berühre mich nicht! Dieser Dolch ist vergiftet, er trifft Dich oder mich — ich spiele nicht!“ Herodes stand wie angewurzelt. Dann brach er wie in Wuthgebrüll aus: „Wohlan, Mariamme, die Sonne der Liebe ist untergegangen; der Sturm des Hasses ist zwischen uns entfesselt; so gehe Alles darin unter.“ Und er stürzte aus dem Gemache. —

Nichts findet sich leichter, als ein Werkzeug für den Haß. Kaum war Herodes in seine Zimmer zurückgekehrt, als sein Mundschenk vor ihm erschien und mit erheuchelt offenherziger Miene dem Könige mittheilte, daß in der vergangenen Nacht die Königin ihn habe rufen lassen und ihn mit vielen Schmeicheln, Verheißungen und Geschenken zu überreden gesucht, einen Trank, den sie ihm darreichte, dem Könige in den Wein zu mischen. Sie hätte geklagt, daß der König immer gleichgültiger gegen sie würde, und daß dieser Trank bestimmt sei,

in ihm die Liebe zu ihr zu neuer Flamme zu erwecken. Er, der Mundschenk, habe erwogen, daß dem Könige auf andere Weise Gefahr drohen könne, wenn er dem nicht vorbeuge, habe deshalb den Trank angenommen und stelle ihn dem Könige zur Verfügung.

Ob der Haß leichtgläubig macht, wie die Liebe, oder ob der König aus dem Ingrimm heraus, der sich seiner bemächtigt hatte, den Untergang der Königin beschlossen und die sich ihm darbietende Intrigue gern benutzte: mit Heftigkeit fuhr er auf, ließ sich die Details des Vorgangs genau erzählen und rief aus: „Ha, Marianne, ist das die Bedeutung Deines Wortes, „das verzehrende Feuer der Liebe soll in Dir nicht erlöschen!?“ Du sollst es büßen.“ Er gab Befehl, den greisen Diener Marianne's, Sochanan, der sie auf seinen Armen getragen und sie in Leid und Freud' niemals verlassen, als ihren geheimsten Vertrauten, vorzuführen. Wußte er doch, daß er in diesem Manne das Herz der unglücklichen Königin auf's Tiefste verwundete. Aber vergebens donnerte der König den Greis an, oder suchte ihn mit sanften Worten oder Versprechungen zu verlocken; vergebens warf er ihn in das schreckenvollste Gefängniß; vergebens verhing er die ausgesuchtesten Foltern und Peinigungen über ihn: der Greis wußte Nichts auszusagen, was Mariannen zur Last stiele; er erzählte offen und genau, was die Königin seit Wochen und Monden zu jeder Zeit gethan, und wies die Anschuldigungen des Mundschenk's als erlogen zurück, da er in der angegebenen Nacht nicht aus dem Vorzimmer der Königin gekommen. Die Wahrheit seiner Aussage besiegelte er — mit dem Tode.

Demungeachtet ließ Herodes aus seinen Creaturen einen Gerichtshof bilden; vor diesem mußte der Mundschenk seine Angaben wiederholen; dann führte der König selbst das Wort der Anklage, schilderte mit den heftigsten Ausdrücken das Benehmen Marianne's gegen ihn und wie sie ihm dieses Gift habe beibringen wollen, um sein Dasein geistig und körperlich

zu untergraben und eine verbrecherische Rache an ihm zu üben; er forderte mit den Ausdrücken wildester Leidenschaft die Bestrafung Mariamme's — die Richter stimmten ab — sie sprachen den Tod aus über Mariamme, die Königin von Judäa. Die Würfel waren gefallen, aus dem sturmwüthigen Himmel war der Blitz gefahren und hatte das schöne Haupt Mariamme's getroffen....

Oft geschieht es, daß, wenn der Mensch zu einem ungeheuren Entschlusse, zu dem ihn die Gewalt seiner Leidenschaft getrieben, gekommen ist, plötzlich eine Art Schwäche über ihn Herr wird, die zwar die Ausführung nicht verhindert, aber in deren Aufschub eine Befriedigung findet. Nachdem das Todesurtheil gesprochen, vereinigten sich die Richter und der König dahin, jenes nicht alsbald vollziehen zu lassen, vielmehr wurde die Königin in ein enges Verwahrjam gebracht. Aber wo ist der Sterbliche, der das Verhängniß aufzuhalten vermöchte? Jetzt war es Salome, welche es übernahm, ihren Bruder mit allen Mitteln der Leidenschaften zu bestürmen. Sie fachte das Gefühl der Rache immer von Neuem in ihm an, sie spiegelte ihm vor, daß auch die Qual seiner Liebe mit deren Gegenstande selbst aus dem Leben schwinden würde; endlich ließ sie durch ihre Spione und ihr Geld aufrührerische Zusammenrottungen im Volke bewirken, welche angeblich Mariamme aus dem Gefängnisse befreien sollten, um die in keines Despoten Brust je ruhende Furcht zu den bösen Geistern zu gefellen, die in dem Herzen des Herodes hausten. Dies Letzte wirkte, — er gab den Befehl, die von ihm eben so heiß gehaßte wie geliebte Mariamme zum Tode zu führen.

Ruhig, gefaßt, mit unbeschreiblicher Hoheit angethan, trat Mariamme aus dem Gefängniß und ging den letzten Lebensgang. Ach, es wurde ihr nicht vergönnt, noch einmal ihre Kinder zu umarmen, zu segnen. Doch von dem Augenblicke an, wo sie, ihres Schicksals gewiß, in das Gefängniß geführt worden, gehörten ihre Gedanken allein diesen theuren Wesen

allein, und murmelten ihre Lippen nur Worte der heißesten Segenswünsche für sie. Dafür war ihr aber noch eine große Schmach bereitet. Ihre Mutter Alexandra, fürchtend, das Schicksal ihrer Tochter zu theilen, sprang, als Marianne zum Todesgerüste ging, heraus, überhäufte in erheuchelter Wuth ihre Tochter mit Schmähungen, rief, daß sie die Wohlthaten ihres Mannes mit schwarzem Ubdank vergolten und daß sie ein gerechtes Schicksal erleide.

Marianne antwortete nicht; eine flehende Geberde, sie zu schonen, und ein Blick der Verachtung war ihre Erwiederung. Sie schritt majestätisch dahin, und nach wenigen Minuten — hatte sie das unendliche Weh' ihres Herzens ausgehaucht. So starb Marianne, die letzte Hasmonäerin.

12.

Herodes schritt in seinem Gemache auf und nieder. Sein Herz war schwer, sein Geist niedergedrückt. Er hörte die Töne der Tuben, mit welchen seine Leibwache ausrückte, um den Platz der Hinrichtung zu besetzen; er hörte den furchtbaren Klang der Hörner, der den Todesstreich begleitete. Noch krallte seine Seele an den Bildern des Hasses sich fest, die seinen Entschluß hervorgebracht und geleitet hatten; noch überredete er sich selbst, aus dem süßen Becher gerechter Vergeltung zu trinken, als dieser bereits in den Taumelfels der bittersten Reue sich wandelte. Als man ihm nun die Meldung von dem Tode seines herrlichen Weibes machte, als ihm der Verläubnissring, der erst nach ihrem Tode von ihrem Finger getrennt werden konnte, übergeben ward: da brach er zusammen, Alles, was ihn zu dieser That bewogen, war geschwunden, Alles, was ihn dazu angeregt, war vergessen, eine unsägliche Bangigkeit sank ihm in die Seele und umwölkte seinen Geist. Er warf sich nieder auf den Divan, aber keine Thräne erleichterte ihm den

Schmerz, die Angst, die Schrecken. Als die Sonne unterging, die Dämmerung die Dinge mit ihren Schatten umkleidete, die Nacht herniederkam, da wandelte seine Neue in unermessliche Sehnsucht sich um; er raffte sich auf, er eilte nach dem Thurne Mariamne's. Er trat in das Vorgemach: dort saß der greise Jochanan und stierte mit erloschenen Augen, mit blutigen Silberlocken ihn an — ach, es war nur ein Wahngewilde. Er trat in das Zimmer Mariamne's, Alles stand noch, wie sie es verlassen, auf der Fensterbrüstung lagen noch die römischen und jüdischen Soldaten, die der kleine Alexander zum Kampfe gestellt — aber Zimmer nach Zimmer war leer, und nur ein leises, geheimnißvolles Rauschen schien ihm durch die halbdunklen Räume zu gehen. Er warf sich nieder vor dem Divan, legte seine brennende Stirn in die Kissen, worauf sie zu sitzen gepflegt; seine bleichen Lippen stammelten: „Mariamne, Mariamne, wo bist Du?“ seine Glieder schüttelten in Fieberfrost. Lange Zeit lag er so, die Leuchte, die er mitgebracht, war fast erloschen — da klopfte es dreimal an die Wand, ein Stein in derselben drehte sich in Angeln und eine dunkle Gestalt stieg in das Gemach hinein. Herodes war aufgesprungen. Sie standen sich beide gegenüber und erkannten sich.

„Was willst Du hier in der Kammer der Todten, Schammai?“ rief Herodes, „gehörst Du selbst zu ihnen oder zu den Lebenden?“

„Wenn Deine Hand mich zu vernichten vermocht hätte,“ lautete die Erwiederung, „wäre ich Einer der Ersteren gewesen. Was ich hier will? Dasselbe was Du willst; noch einmal die Stätte Derer besuchen, die wir Beide zu beweinen nicht aufhören werden, die ich zum Leben erzogen, Du zum Tode gebracht. Aber es ist gut, daß wir uns hier treffen, zum letzten Male, denn von hier lehre ich in jene Einöde zurück, die mich lebendig begraben. Ich, der letzte jener wahren Lehrer von Juda, Du, der letzte wirkliche König und Herrscher dieses Volkes: denn siehe, Herodes, Du hast nur verstanden zu zerstören,

nicht zu erbauen. Mit Dir geht Dein Haus unter, Du bist der Erste und Letzte Deines Geschlechts. Denn, wenn auch noch einige Schattensürsten aus Deinen Söhnen kommen werden, der Römer duldet kein selbststarkes Reich neben sich, all Dein Machwerk stürzt zusammen. Deine Hand hat Verbrechen auf Verbrechen gethürmt, aber der Thron auf dieser Schädelstätte ist morsch. Mit mir stirbt der Widerstand in diesem Volke; es kann noch kämpfen, aber nur im Todeskampf. Deine Schlaueit hat es in Parteien zerschlagen, die einander vernichteten. Juda ist verloren, der Römer hat das Spiel gewonnen, und zwar durch Dich. Gehe hin, und der Geist Marianne's verfolge Dich alle Tage Deines Lebens, und bringe schmachvoll Dein sieches Haupt in die Gruft. Einst stand ich warnend vor Dir im Gericht beim Beginne Deiner Laufbahn, jetzt Dich verdammend an deren Ende. Wir sehen uns nimmer wieder." Sprach es, wandte sich, und verschwand hinter der Steinspforte, die sich knarrend schloß. —

Trübe ging die Sonne auf über Jerusalem. Durch eine düstere, schwefelgelbe Wolkenschicht machte sich mühsam das Licht des Tages Bahn. Plötzlich erdröhnte die Erde; in einer wellenförmigen Bewegung schwankte sie; dabei ging ein lautes Gezisch durch die Luft, ein unterirdisches Donnern unter dem Boden hin; dann folgte ein Sturm, der die Sandwolken der Wüste weit über das Land hinführte, daß die Sonne verbunfelt ward.

Da stürzte ein Jüngling in dunklen Trauergewändern in das Schlafgemach des Königs und rief: „Auf, Herr und König, rette Dich, aber eilends!“

„Bist Du nicht Ben Babusch, der Seidenwirker der Königin?“ erwiderte Herodes voll Schreckens. „Ein furchtbares Erdbeben,“ fuhr der Jüngling fort, „hat schon dreimal seine verderblichen Stöße wiederholt; die Säulen wanken, die Mauern borsten, die Dächer stürzen ein; Tausende von Bewohnern der Stadt liegen begraben unter den Trümmern ihrer

Häuser; die Paläste der Großen, wie die Hütten der Niederen drohen den Einsturz. Alles fliehet, irrt auf den Straßen, drängt sich durch die Thore; die Pforten Deines Palastes stehen offen, rette Dich!"

"Ist die Königin gerettet?" rief Herodes verwirrt.

"Die Königin ist nicht gerettet," sprach Ben Dabusch mit strengem Ton. "Denn das Gräberhaus der Hasmonäer ist eingestürzt, seine Pracht verschwunden unter dem Schutt und Gerölle und dem Wüstenand, der sich darüber gebreitet. Kein Menschenfuß wird in seinen Hallen an den steinernen Särgen stehen; nur der Schakal wird darin nisten und die einsame Cypresse aus dem Gestein sich drängen. Marianne ist todt und ihr Grab von der Erde verschlungen."

Sprach es und stürzte hinaus, und war verschwunden. —

In den Hallen der Königsburg schritt mit gesenktem Haupte Herodes hin. Still und öde war es in den schimmernden Sälen; schwüle Luft, schwere Dichtigkeit, wie ein von Menschen verlassenes Haus. Da kam ein fester, männlicher Schritt einher. Herodes wandte sich, und vor ihm stand ein Mann mit gebleichten Haaren, eingefallenen Wangen, glühenden Augen.

"Bist Du es, Josephus?" frug der erstaunte König, "kommst Du endlich wieder zu mir? was hast Du mir zu melden?"

"Schwere, trübte Zeiten, Herodes. Die Pest ist ausgebrochen in Jerusalem. Sie hat zuerst alle diejenigen Deiner Freunde hingerafft, welche an dem Verichte Marianne's theilgenommen. Dann ist sie eingebrochen in die innere Stadt und hat die Wohnungen der Menschen zu Leichenhäusern gewandelt. Weinen und Wehklagen tönt durch die Straßen und das Volk klagt als Verschulder die an, welche das unschuldige Blut der letzten Hasmonäerin vergossen. Und siehe, sie ist auch in mein einsames Haus gekommen, und hat alle seine Bewohner auf die Bahre gelegt, und ist auch mir in das Gebein gedrun-

gen; und bin ich gekommen, Abschied von Dir zu nehmen auf immer.“

Sprach es und wandte sich, und ließ den verlassenen König noch verlassener zurück. —

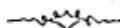
Herodes verfiel in düstern Trübsinn. Er verließ die Stadt und seine Residenz, unbekümmert um die Regierung und die Gefahren seines Reiches. Monden lang irrte er, von Wenigen schweigsam begleitet, in den Wüsten umher, unter dem Vorwande der Jagd. Und wenn sein Mund sich öffnete, so riefen die bleichen Lippen: „Marianne“, und wenn ein Seufzer aus seiner Brust sich drängte, so hauchte dieser: „Marianne“. Endlich versank er in schwere Krankheit, die sein Bewußtsein lange Zeit verhüllte.





Hispania und Jerusalem.

Eine Novelle aus dem zwölften Jahrhundert.



Hispania und Jerusalem.

Eine Novelle aus dem zwölften Jahrhundert.

Hispania und Jerusalem! Das sind die Wunderländer voll Sonnenscheins, dessen Strahlen zwar oft stechen und brücken, aber doch immer glänzend durch den Weltraum der Menschheit fahren.... Zwölftes Jahrhundert! jene Zeit, wo die Menschheit Kraft und Geist mit einander vereinigte, und der Geist dachte, während die Hand kämpfte; ja, wo der Mensch sich bengte, tief bengte unter der Herrschaft — aber unter einer geistigen Herrschaft, und sei es des Aberglaubens, doch wo er sich bengte, sich nur selbst und in voller Selbstständigkeit bengte.... Wunderfame Länder! wunderfame Zeit, zu euch will ich mich und meine Freunde flüchten.

Was für gewaltige Erscheinungen thaten sich in jener Zeit kund! wie trieb der Genius der Menschheit seine Pflugschaar mächtig in den Boden und streuete eine Saat in die Furchen, die zum Theil jetzt erst aufgeht! Das Ritterthum in seiner höchsten Blüthe, in jener Verkörperung der Tapferkeit durch die Mütze, durch den Schwur, für jeden Unterdrückten die Lanze einzulegen, und für jeden Schwachen das Schwert zu ziehen. Das war damals noch nicht zum privilegierten Raubhandwerk oder zur Don=Quixoterie einer verfaulten Aristokratie herabgesunken. Und neben diesem das Erstehen des Bürgerthums, das, eben heraufgewachsen, seinen Inhalt in der

Freiheit und Selbstständigkeit, im Widerstande gegen den Zufall der Geburt, in Mannhaftigkeit und Rechtlichkeit stand, aber noch weit ab vom Zerrbilde der Pfahlbürgererschaft und Krämerci stand. Der Glaube, wie er so glühend die Brust erfüllte, und hinter die erblässende Erde den goldenen Himmel mit morgenröthlichen Pforten malte — aber noch nicht das düstere Gewand der Hölle um sich geworfen und die Marterwerkzeuge blutrother Inquisition noch nicht ergriffen hatte. Und die Wissenschaft, die Philosophie, wie sie soeben auf Flügeln frischer Geistesbewegung, voll Ideale und Ziele, aus langem Winterschlaf sich erhob, aber in ihrer Jugendkraft noch lange nicht die Grenzen der sophistischen Steppen überschritten hatte. Das war eine Zeit! Alles war Kraft, Alles Würde, Alles Bewegung.

Und auf diese Zeit können auch wir mit Freude und Stolz blicken. Wenn wir von den zertrümmerten Zinnen Zions unser Auge schweifen lassen bis zu den Tagen der Bekzeit, wir können es allein ruhen lassen auf jener spanischen Periode, wo die Söhne Juda's in die vordersten Reihen der Geisteshelden drangen, und sich selbst, mitten zwischen die mohamedanische und christliche Welt gekleid, die Bewunderung und eine achtbare Stellung bei Beiden errangen. Wie immer, arbeitete der jüdische Genius erst eine Zeit lang unbekannt, für sich, im stillen Schoosse der Gemeinden, in den niedrigen Hörsälen der Glaubensgenossen — bis er in mächtigen Geistern hervortrat, mit den Edelsten der Zeit Freundschaft und Bündniß schloß, noch strahlte, als es sich schon in der allgemeinen Welt wieder zu verfinstern begann, und endlich sank, nachdem Alles gesunken.

Aus jener Zeit, meine Leser, ruf' ich Euch zwei Gestalten herauf, deren Namen Ihr wohl Alle gehört, deren Werke wohl Viele von Euch schon vor sich gehabt. Wenigstens dem Einen gelang es, seinen Namen noch heute unter den bedeutendsten, und selbst in der christlichen Wissenschaft, erhalten zu haben,

und mit Hochachtung noch heute genannt zu sehen. Aber auch der Andere bleibt niemals dem Weiterforschenden verborgen, und hat sich den Ruhm eines tiefen Denkers und den Ruf eines zart und tief fühlenden Dichters bewahrt.

Freilich! über den Inhalt ihres persönlichen Lebens, über das, was sie erfahren und gelitten, was sie gekämpft und errungen, darüber ist die Zeit mit feuchtem Schwamm hinweggegangen, und hat nur wenige Andeutungen übrig gelassen. Das Herz zerstäubt, und nur was der Geist in Schweiß der Gedanken hervorgebracht, das bleibt, wenn das Geschick günstig ist, wie ein Opfer der aufgegebenen Persönlichkeit. Aber die leisen Klänge aus dem Leben dieser beiden Größen genügen dennoch, um ein farbiges Bild aus der Wahrheit in die Dichtung hinüber zu zeichnen und zu tuschen. Waren sie dann nicht so, nun dann konnten sie doch so gewesen sein. Sicher werden wir nicht ohne Mitgefühl vorübergehen — denn auch hier stellt sich dasselbe dar, was zu aller Zeit der einzige Inhalt des Menschenlebens ist: Kampf der Wirklichkeit mit dem Ideale und Untergang des Strebenden — vor dem Ziele!

1.

Wo Cordova seine hohen Ruppeln und die Dächer seines Häusermeeres in den ewig blauen Himmel hinaufftreckt, da rollt der Guadalquivir seine mächtigen Wellen durch das Land. Das Land ist gebirgig. Von Nordwest laufen die Reihen der Felsen und die Ketten der Berge her bis zu dem Ufer des Flusses; und jenseits hat wieder das Gebirge von Grenada seine Vorposten nahe herangerückt. Bergströme und Waldbäche stürzen reißend herab, und drängen sich durch die Felswände und schmalen Thäler. Und überall die üppigste Pflanzenwelt; die Berge auf Höhen und Rücken waldbekrönt; wo der rothe Fels nur einen Anhalt bietet, streckt die Cypresse ihre grünen

Zweige in die Luft hinaus und berauft den Stein mit ihren zähen Wurzeln. Da hebt sich unendlicher Duft hinauf, denn aus den Rosengebüschen der tiefen Schluchten vermischt er sich mit dem starken Waldesduft und dem frischen Nebelduft der zerschellenden Wellen. So war es um die Zeit, in welche wir uns versetzt haben. Das ganze Land war mit Waldung, mit dichtem, oft undurchdringlichem Urwalde bedeckt, aus dem nur hier und da von einsamen Spitzen ein maurischer Wartthurm oder eine christliche Burgzinne hervorblickte. Nur nach Südwest lehnte sich an Cordova ein ebenes, reiches, fleißig bebautes Land, das in Ueberfluß hervorbrachte, was die, nicht allzustarke Bevölkerung des Landes bedurfte. Es gingen wohl durch diesen Urwald hier und da Wege, die nach einzelnen, versteckten Flecken und Ortschaften, nach einsamen Burgen führten. Aber es mußte schon wacker des Landes kundig sein, wer sie finden, oder, so er sie gefunden, den rechten wahren wollte. Nur am Ufer des Flusses lief ein breiter Pfad hin, der den Windungen des Stromes folgte. Aber auch er war nicht künstlich geebnet und wohl erhalten, sondern wie ihn die Wanderer zu Roß und zu Fuß niedergetreten; bald erstieg er einen Hügel, bald senkte er sich in ein tiefes Thal; auch verschwand er wohl einmal, um eine Krümmung des Flusses abzuschneiden, im Walde, aus dem er jedoch, wie um das leicht verrätherische Dunkel des Waldes so bald wie möglich zu vermeiden, alle Male schnell wieder heraustrat, sich dem silberblitzenden Wasserspiegel als Gefährten zugesellend.

Es war ein reizender Frühlingstag im Jahre 1145, als aus dem offenen Thore von Cordova einige Rosse hervorkamen, schnell die wenigen Hiltten durchtrabten, welche eine Art Vorstadt bildeten, und den Pfad am Ufer des Guadalquivir einschlugen. Zu einer weiten Reise waren die Rosse nicht ausgerüstet, denn wir bemerken kein Gepäck und keine Reifige, ohne welche man schwerlich damals, in der Zeit weniger Herbergen und vieler Wegelagerer, eine Tour unternommen hätte. Also

galt es wohl nur einen Spazierritt, das herrliche Frühlingswetter zu genießen, und die Engniß der stark befestigten, und darum um so finsterner und dichter bewohnten Stadt mit der Weite der Natur auf einige Stunden zu vertauschen. Und zu dieser Annahme ermächtigen uns auch sowohl Kasse als Reiter. Von den drei schön geschmückten Thieren waren zwei zart und schlank gebaute Zelter, mit prächtigen andalusischen Damensätteln und Zäumen, mit silbernen Buckeln beschlagen; das dritte war von kräftigem Bau, ein feuerschnaubender Rappe, der neben den beiden Paßgängern bald tänzelnd, bald sich bäumend einherschritt. Beide Damen waren tief in Schleier gehüllt, welche rauschende seidene Gewänder bedeckten. Dennoch konnte man an den Unrissen wie an der stolzen Haltung der Einen, der gebeugtern der Andern auf dem Kasse, die Jugend vom Alter unterscheiden. Auch der Jüngling war kostbar in Sammet gekleidet, eine Reitgerte mit goldenem Griff in der Hand, ein feines Varet auf dem schwarzen Lockenhaar; aber der Mangel an Bart um Kinn und Lippe, die durchsichtige Haut, die hochgerötheten Wangen zeigten, daß noch nicht viele Jahre über sein Haupt dahingegangen, obschon er das feurige Roß gut zu bändigen verstand.

„Mose, wie ich Dir dankbar bin,“ begann eine hellklingende Stimme, als die Drei eine Strecke am Flusse hingeritten, „daß Du dem Vater die Erlaubniß zu diesem Ritt abgeschmeichelt und Dich nun zu unserm Ritter aufgeworfen hast....“

„Aufgeworfen, Vase?... Häßliches Wort. Als wenn Du mich nicht darum gebeten hättest. Aufgeworfen... ha, Du meinst, weil Dich die Herren Hofjunkler und Ritter unsers erhabenen Königs immer ungeschwärmen, falls sie sich einmal bei der Tafel Deines Vaters göttlich thun, brauchtest Du nur zu winken, und sie wären zu Deinem Dienste....“

„Und wenn auch nicht Alle, Mose....“

„Nun ja doch, Dieser und Jener, ich will sie nicht nennen. Es mag sein. Darum habe ich mich doch nicht aufgeworfen,

sondern bin nur bereitwillig Deinem Rufe gefolgt... und wenn ich meinen dürste, daß dieses Aufgeworfen den Sinn von Aufgedrängt haben könnte, so...."

"Würdest Du umkehren, Märchen? Das verbiet' ich Dir bei meinem Zorne...."

"Base, Base, vergiß nicht, daß selbst der Zorn einer Dame die verletzete Würde des Mannes nicht aufwiegt...."

"Ja, das werd' ich nicht vergessen, sobald Du ein Mann geworden."

Sprach's und gab dem Zelter einen leichten Hieb über die Wähne, daß er fortschnellte. Er kam etwas voraus, aber der Jüngling, der zuerst folgen wollte, blieb bei der älteren Dame zurück. "Laß es gut sein, Mose," fing diese an, "Du weißt es ja, wie meine Nichte es meint. Sie will Dich necken, und Du verstehst den Spaß nimmer."

"Sie muß ihn auch nicht zu weit treiben, und ich mag ihn nicht mehr. Ich bin aus den Kinderschuhen heraus. Wenn sie meine Begleitung nicht haben mochte, brauchte sie mich nicht aufzufordern...."

In diesem Augenblick hielt das Mädchen an, drehte das Ross um und winkte den Jüngling zu sich. "Schau, Mose," sprach sie, "ist es nicht himmlisch hier? Fühlst Du auch die würzige Luft, die in süßem, warmem Wellenschlag uns umhancht? Blick' auf zu dem reinen, blauen Himmel, blick' um Dich die grünen Wälder, das ragende Felsgestein, horch das Rauschen der Bogen und das Schmetter'n der Vögel.... sieh, dort um die Ecke lenkt ein weißes Segel, wie es sich bläht, daß der schlanke Mast sich biegt. O, ich bin fröhlich wie ein Bewohner der Luft, das Herz schlägt mir so leicht, so hoch.... wär' ich nicht zu Pferde, wer weiß, ich umarmte Dich.... ich könnt' es wagen, ich bekäm' doch keinen Bart...." Und fort war sie wieder. Der verduzte Mose, dessen Augen bei den Worten seiner schönen Base schon zu leuchten begannen, kehrte mürrisch zu der alten Tante zurück.

„Was hat sie?“ fragte diese.

„Mich abermals zu Narren gehabt....“

„Laß doch....“

„O nein, Tante. So kann es nicht bleiben. Täglich, stündlich von ihr gefordert, verschickt, zurückgeholt, geliebkost, abgestoßen, ein Spielball ihrer Laune. So bleibt es nicht. Ich ziehe fort. Ich werde den Oheim um einen Auftrag bitten....“

„Wohin?“

„Wohin? wohin es sei, nur weit von hier, recht weit, nach Italia, nach Korsu, nach Byzanz und noch weiter. Dort will ich bleiben, Jahre lang, schaffen und wirken, daß Ihr Euch freuet, und wenn ich dann wiederkehre, einst, dann wird sie mich endlich gelten lassen und — achten.“

„Mein Märchen! Du verstehst das nicht, das thut sie jetzt auch schon. Weil sie Dir zugethan ist, weil sie Deinen Werth kennt, darum bist Du ihr der liebste Gegenstand der Unterhaltung, und zu Dir kehrt sie immer wieder zurück.“

„Ich will aber kein Fortgehen und kein Zurückkehren. Ich bin auch ein Muttersöhnchen, und verwöhnt, und sehe nicht ein, warum ich weichen soll. Ich will nicht....“

„Mose, Mose, wo bleibst Du? Komm, ich will Dir Etwas zeigen....“ rief es aus der Ferne — und fort eilte der Jüngling auf seinem Klappen. Die alte Dame blieb allein zurück, aber sie mochte wohl das gewohnt sein, und wissen, daß die Kinder wieder zu ihr zurückkehren werden. Den Fluß konnten sie nicht verlieren, und der Weg an seinem Ufer war der einzige. Wo Alter und Jugend zusammen sind, muß das Alter sich immer gefallen lassen, allein zu bleiben, und froh sein, wenn die Jugend immer wieder zu ihm zurückkehrt.

Aber sie kehrte lange nicht wieder. Mose war dem Mufe seiner Base gefolgt. Der Weg führte hier scharf um eine Felsdecke, daß sie bald den Augen der Duenna entschwinden waren. Das Mädchen wollte ihrem jungen Begleiter einen prächtigen Wassersturz zeigen, den das jüngste Unwetter neu gebildet hatte.

Das Regenwetter hatte hinter einer Höhe eine ungeheure Masse Wasser gestaut, und dies sich endlich einen Weg gebahnt um die Spitze der Höhe herum. Da stürzte und tobte das Wasser in breitem Schwallen herab, von Stein zu Stein, bis es sich eine tiefe Rinne gewälht; die Sonne bligte hinein mit dem glänzendsten Silber und Golde, mit Grün und Purpurroth, in die feuchten Nebel, die aufwallten, in den Schaum, der um das Gestein sich sammelte. Noch hatte der Jüngling die Base nicht erreicht, da hörte der Zelter den dröhnenden Hufschlag des feurigen Rosses. Ein jäher Schreck ergriff ihn, er bäumte sich, er stürzte davon, die Jungfrau verlor den Zügel aus der Hand . . . hinein ging es in die brausende Fluth, bald hatte der Zelter den Grund verloren, eine stürzende Welle riß das Mädchen aus dem Sattel, sie sank, sie hob sich, der Schleier löste sich, das Haar wallte aneinander, sie trieb von dannen, da griff sie nach einem entwurzelten Baumstamm, der dahintrieb, aber eine neue Welle trennte sie davon, immer näher ging es dem Guadaluquivir zu, sie war verloren . . . Der Jüngling kam eben am Wassersturze an, da war Alles schon vorüber, Nichts mehr vom Zelter, Nichts von der Jungfrau zu sehen. Er schrie, er rief — da hörte er mitten aus dem Brausen des Wassers einen Hülfseruf. Dahin wandte er sich; er jagte über Klippen und Baumstämme am Ufer der Strömung hin, er mußte jetzt um einen Felsen herum, der ihm im Wege stand, länger als er gedacht wandte sich dieser hin, endlich war er wieder am Wasser, er gewahrte Nichts . . . Voll Verzweiflung wiederholte er immer wieder den Namen seiner Base. „Hulda, Hulda, wo bist Du?“ Es war Alles still; das Wasser glitt hler schon ruhiger dahin, und dort mündete es im Guadaluquivir . . .

Haßt Du wirklich die schöne Deute verschlungen, menschenfeindliches Element? und der reizenden Hulda das Leben geraubt? . . . wenn nicht da droben ein Auge wacht, das nicht schläft, nicht schlummert . . . Als die Jungfrau bewundernd

am Wassersturze gehalten, stand am andern Ufer, an eine Cypresse gelehnt, eine hohe Mannesgestalt. Sie war ärmlich bekleidet, aber gewahrtest Du wohl diese Armuth in ihrem Gewande? Fürwahr, nein. Wer in dieses große, tiefe Auge, das schwarz glühete und dessen Feuer doch wieder von so erhabenem Ernste gedämpft war, blickte, auf diese weiße, leuchtende Stirn, um die das schlichte, schwarze Haar sich so leicht herumlegte, in dieses wohlgeformte Antlitz, um den sich ein dichter Bart in leichten Wellen kränzelte — der sah die Dürftigkeit des Gewandes nicht. Die hohe Gestalt mit der breiten, hochgewölbten Brust, mit der feinen, fast mädchenhaften Hand und dem edel geformten Arme — man beugte sich vor dem Großsinn dieses Mannes im Bettlerkleide.

Er sah die Jungfrau auf dem Zelter, er sah diesen auf-fahren, vorwärtsstürzen, in die Fluth hinein, und rasch flog der Mann davon. In einem Nu hatte er die Lage berechnet, ramte eine kurze Strecke, den Strom abzuschneiden, stürzte sich den Wellen entgegen, und empfing das Mädchen wie von der Welle in den schützenden Arm gelegt; kräftig schwamm er zurück, trug seine Bürde an's Ufer und legte sie auf weichen Rasen unter einem Rosengebüsche nieder. Bald kam Hulda wieder zum Bewußtsein. Einige Augenblicke schaute sie verwirrt umher; dann besann sie sich; sie blickte zu dem Fremdling auf; sie kannte ihn nicht.

„Edler Mann,“ hob sie mit schwacher Stimme an, „wie soll ich Dir danken? . . . Du hast mir das Leben gerettet, als ich von Allen verlassen war . . . wer bist Du? . . .“

„Still,“ sprach der Fremde, „ich höre von drüben die Stimme Deines Begleiters, ich muß ihm Kunde geben, denn er wird in Verzweiflung sein, und Du mußt nach Hause gebracht werden, denn Deine Kleider sind durchnäßt, Hulda . . .“

Sprach und schritt schnell durch die Bäume, bis er den Jüngling erblickte. Dem rief er mit weithin hallender Stimme zu, was sich begeben, und wies ihn an, eilends in die nahe

Stadt zu reiten und eine Sänfte zu holen. Mose bedachte sich nicht lange; er eilte zu der alten Dame, berichtete ihr schnell den Vorgang und galopirte zur Stadt. So waren sie alle Drei getrennt, die jüngst so fröhlich zum Thore hinausgeritten, und die Duenna ritt am Ufer herum, um die Sänfte abzuwarten; Hulda aber hatte sich aufgerichtet und war mit ihrem Kletter allein.

„Du hast meinen Namen genannt, Unbekannter, Du kennst mich....“

„Wohl kenne ich Dich, Hulda, Tochter des eben so weisen wie begüterten Juda Hallevi, des Rathes unsres erlauchten Herrschers, Alphons des Achten von Kastilien. Wer sollte Dich nicht kennen in Cordova?“

„So sage mir auch, wer Du bist? unter welchem Namen ich in Zukunft den Kletter meines jungen Lebens zu rufen, wie ich diesen bei meinem Vater zu nennen habe?“

„Es ist das nicht nöthig, schöne Hulda. Ich bin unbekannt und will unbekannt bleiben. Ich bin arm, und will arm bleiben. Du sollst mich nicht wiedersehen, Hulda. Ich passe nicht in Deine Umgebung, wo der Glanz des königlichen Hofes hineintuchtet, und verdunkelt was da nicht hingehört. Ich bin zu bescheiden, um mehr scheinen zu wollen, als ich bin, und zu stolz auf das was ich mehr bin, als ich scheine.“

„Du hast so unendlichen Anspruch auf mich, auf meine und meines Vaters ewige Dankbarkeit Dir erworben, daß Du mir nicht ausweichen darfst. Um das, was Du mehr bist, beschwöre ich Dich, entziehe Dich uns nicht....“

„Mädchen,“ brach der Mann mit Feuer vor, „ich habe nichts für Dich gethan, denn was ich that, mußte ich thun, und für Jedem. Oder ich habe Alles für Dich, und nur für Dich gethan, und dann wäre mein Anspruch auf Dich ohne Grenze. Also laß dies, und dränge Dich nicht zur Wahl. Hörst Du, ich sage es Dir: laß mich, und Du bist frei, oder Du läßt mich nicht, und dann bist Du gefesselt für immer....“

Aus dem Auge des Fremden sprühte eine gewaltige Flamme, daß sie das ganze Antlitz einzunehmen schien. Ein so junger Mann, wohl nicht viel über ein Viertel Jahrhundert, und so groß und mächtig schon? Hulda starrte ihn an und schwieg. Kaum daß sie seinen Sinn faßte, wohl aber fühlte sie ihn.

„Hulda,“ hob er bald etwas weicher an, „ich kenne Dich schon längst; ich habe Dich schon oft gesehen, oft Dich sprechen hören. Wie? kann Dir gleich sein. Ich habe Dich gesehen, umgeben von Höflingen und edlen Herren, ich habe Dich gehört, wie Du ihre Gespräche theiltest und beherrschtest. Ich habe Dich wohl erkannt, und was ich nicht erkannt, habe ich errathen, denn Du bist Juda Hallew's einzige Tochter, des größten unsrer Glaubensgemeinde unter den Zeitgenossen. Ich sage Dir, es liegen zwei Wege vor Dir, aber Du wirst einen zu wählen haben. Welche diese Wege, ich brauche sie Dir nicht zu bezeichnen. Auf welchen ich Dich wünsche, auch das wirst Du fühlen. Ich will Dir einen Spruch sagen, den merke Dir, und jedes Mal, so Du ihn denkst oder hörst, wirst Du wissen, daß Du am Scheidewege stehst, wo Du zu wählen hast. Höre:

„Fliehe zu Deinem Gebirge, wie ein Vogel —
Denn der Bogen ist gespannt,
Und gerichtet der Pfeil auf der Sehne.“*)

„Nun, lebe wohl, dort kommen die Deinen durch eine Fuhr.“

Sprach's, und ging in den Wald hinein, und war verschwunden.

Hulda sank, als der letzte Ton seiner Stimme verhallt war, wie in sich zusammen. Jetzt naheten sich Mose, die Tante und die Diener mit einer Sänfte. Hulda stieg hinein, und zurück ging es in die Stadt. Sie antwortete kaum auf die tau-

*) Nach Psalm 11, 12.

send Fragen, lehnte sich in die Kissen zurück, und träumte. Mose hatte sich nicht zu beklagen.

2.

Tief erschütterte den Vater die Kunde von der Lebensgefahr seines einzigen Kindes; aber unmüthig ward er, als ihm Hulda *) über ihren Retter nichts anders, denn von seiner Gestalt und seinem Ansehen berichten konnte. Er ließ Alle, die er kannte, vor seiner Erinnerung vorübergehen, aber vergebens, die Beschreibung paßte auf Keinen. Freilich theilte ihm das Mädchen Nichts vom Inhalte ihrer Unterredung mit — verstand sie ihn doch kaum selbst. Der fromme und reiche Juda Hallevi spendete für die Rettung seiner Tochter große Gaben an die Armen. Dann brachte ihm der Drang seiner Geschäfte und Arbeiten das Ereigniß bald aus dem Gedächtniß.

Länger lebte es im Herzen seiner schönen Tochter. In den Träumen des jungen Mädchens — ob nur wenn sie schlummerte? — erschien oft der herrliche Mann, der sie dem feindlichen Elemente entrissen und sanft aus Ufer getragen; ihre Einbildungskraft entkleidete ihn der Armuth, und legte ihm glänzende Rüstung und Schwert an; auch war sie eine Zeit lang seines Wahlspruchs wohl eingedenk, und begann sogar, ihn in eine seidene Schärpe einzusticken.... Aber ein junges Herz, das vom raschen Treiben des Lebens unmvogt ist, kann unmöglich auf die Länge sich mit dem Bilde ihrer Phantasie allein begnügen; nach wenigen Wochen verschwamm es, andere Gestalten traten an seine Stelle; die Schärpe blieb unvollendet im Winkel einer Kade liegen. Wer wollte sie verurtheilen?....

*) Weitläufig bemerken wir, daß „Hulda“ ein echt hebräischer Name (2. Kön. 22, 14.).

Zu derselben Zeit fand am Hofe des Königs Alphons VIII. von Kastilien, der jetzt zu Cordova residirte, eine große Bewegung statt. Es war eine Gesandtschaft des Tempelritterordens angelangt, welche eine öffentliche Audienz vom Könige forderte. Sie wies alle Vermittelung ab, sondern wollte öffentlich, vor den Großen und Räten des Reiches, vor dem gesammten Hofstaate ihre vermeintlichen Rechtsforderungen vortragen. Es war dies dem Könige ganz recht, denn er hatte beschlossen, die stolzen Ritter ebenso öffentlich zu demüthigen. Er berief daher auf den zwanzigsten März was nur Bedeutsames und Stattliches in seiner Umgebung war; auch sein Rath Juda Hallevi war berufen, und seine Tochter sollte unter den Hofdamen der Königin in vollem Glanze erscheinen.

Versetzen wir uns in einen großen, mächtigen Saal der königlichen Burg, in dem es nicht fehlte an goldenen und silbernen Zierrathen, an hellen Farben und buntem Schnitzwerk. Aber er war keine Schöpfung des zierlichen maurischen Geschmacks. Plumpе Säulen versperreten in ihm die Uebersicht; der Saal lief nicht einmal gerade aus, sondern die vier Mauern bildeten spitze und stumpfe Winkel. Die Spitzfenster an der Vorderwand, obschon sie bis auf den Boden heruntergingen, gaben durch ihre kleinen, runden, in Blei eingefassten Scheiben kein allzu helles Licht. Der Thron war für die beiden Majestäten aufgeschlagen, mit Purpursammit überzogen, mit Goldstickereien reichlich versehen. Zur einen Seite standen glänzend gerüstet die Räte und Ritter des Königs, unter denen die hohe, magere Gestalt Juda Hallevi's in einfacher, schwarzeidener Robe aufstieg; zur andern der Hofstaat der Königin, aus den edelsten, blühenden Jungfrauen zusammengesetzt, an deren reizenden Gestalten eine Fülle von Edelsteinen schimmerte.

Der König und die Königin erschienen, Beide im vollen Königsschmuck, mit Kronen auf den Häuptern, der König mit goldenem Scepter in der Hand; vor ihnen her trug ein Marschall das blanke Reichsschwert; eine laute Fanfare begleitete

ihren Einzug. Die Audienz war eröffnet; ein Herold lud die draußen harrenden Gesandten ein, vorzutreten. Aller Blicke waren auf den Eingang gerichtet. Die Pforte öffnete sich, und eine mächtige Gestalt, in Stahlrüstung gekleidet, ohne irgend einen Schmuck, den weißen Mantel mit dem rothen Kreuze umgeschlagen, erschien, der Comthur von Beaumont. Ihn folgten drei Ritter, unter denen eine jugendliche Gestalt die Blicke auf sich zog, das edle Haupt mit blonden Locken umgeben, aber auf der weißen Stirn eine große, querlaufende Narbe, Zeugniß gebend von der Tapferkeit des Jünglings, die gefährvollen Kampf siegreich bestanden.

Die Gesandten traten vor. Lautlose Stille herrschte. Da erhob der Minister des Königs seine Stimme und sprach:

„E. Majestät, der hochgebietende König von Kastilien, Navarra und Arragonien, Alphons der Achte, gestattet Euch, edle Herren, das Wort.“

Nach einer kurzen Pause begang mit dröhnender Stimme, die des Schlachtrufes gewohnt war, der Comthur von Beaumont:

„Wir müßten Protest einlegen, im Namen unsers heiligen Ordens, gegen den Titel von Arragonien, der eben ausgesprochen. Doch soll uns ein Namen, ein Laut nicht aufhalten, wo es die Sache gilt. Euch, König von Kastilien, habe ich, Comthur von Beaumont, Gruß zu entbieten von Michael, Großmeisters des heiligen Tempelordens, Grafen von Saint-Gélas. Es kann Ew. Majestät nicht unbekannt sein, daß Euer in Gott ruhender Vorfahr, Alphons, der Schlachtengewinner benannt, im Jahre 1134 des Todes verblieb, aber vor seinem Scheiden, in der Trauer um zweien heilige Bischöfe, denen seine letzte Schlacht gegen die Ungläubigen das Leben gekostet, zur Sühne ihres kostbaren Blutes das ganze Königreich Arragonien dem Orden der Tempelritter in vollgiltigem Testamente vor hohen Zeugen eigenhändig unterschrieben, vermachte. Ich übergehe die Händel, die nach seinem Tode entstanden, bis es

Gott Eure Hände gab, dem Streite in diesem Theile der Christenheit ein Ende zu machen. Aber statt in Dank gegen die Fügungen Gottes, in Erinnerung des letzten Willens Eures edlen Vorfahren, im Gedächtniß an das letzte Wort eines Tobten, in Anerkennung des unleugbaren Rechtes, das dem Orden geworden im freien Entschlusse des Erblassers, das Königreich Arragonien dem Orden der Tempelritter zu übergeben, habt Ihr es zurückbehalten wider Recht und Gewissen, habt Euch die Krone Arragoniens auf das Haupt gesetzt, habet Sarragossa wider den Willen der freien Bürgerschaft mit Truppen besetzt. Darum hat uns der hochwürdige Großmeister hierher gesandt, um Euch an Eure königliche Pflicht zu erinnern, und sofort von Euch die Herrschaft des Reiches Arragonien zu übernehmen."

Der Sprecher hatte geendet; aber seine kühne Rede hielt die Hörer gefesselt; denn sie kannten die leidenschaftliche Stuth ihres Königs, wenn sein Ehrgeiz verletzt worden. Voll Schrecken waren die Blicke an des Königs Lippen gefesselt. Aber wider Erwarten blieb er ruhig, obschon es um seinen Mund gewaltig zuckte.

Endlich hob er an: „Ich heiße Euch willkommen, edle Herren! Aber entschuldigen müßet Ihr, ich habe ein kurzes Gedächtniß, wollet Ihr dem nicht zu Hilfe kommen, indem Ihr mir saget, was dies eigentlich für ein Orden ist, der der Tempelritter, und wozu er da ist?"

„Wohl brauchst' ich,“ war die Antwort, „kaum hierauf zu erwidern, Majestät. Denn wem wäre die Glorie des heiligen Tempelordens nicht bekannt, der, gestiftet zur Erkämpfung und Bewahrung des heiligen Grabes, mit seinen Thaten die Welt erfüllt hat. Ja,“ fuhr er fort und erhob unwillkürlich das Schwert an seiner Seite, „wir streiten für den Glauben zur Vertilgung der Ungläubigen, die ihre fluchwürdigen Fülße in das Land gesetzt, wo der göttliche Erlöser gewandelt“

„Nun, Herr Comthur,“ fiel rasch der König ein, „wenn

Ihr zu streiten habet wider die Ungläubigen im heiligen Lande, was wollt Ihr im fernen Hispanien, am andern Ende der Erde?“

Der Comthur war überrascht von dieser Frage. Aber er erhob bald das gesenkte Haupt. „Die Frage gehört kaum hierher, denn, wenn der Besitz Arragoniens unser gutes Recht ist, wer hat danach zu fragen, was wir damit wollen? Der Orden, groß und stark, muß noch größer und stärker werden, um all seine Macht gegen die Ungläubigen wenden zu können, die der Satan mit großer Stärke ausgerüstet hat. Also, Majestät, kurz die Frage: gedenkt Ihr uns Arragonien zu übergeben? Wir sind hierzu allein hergekommen“

„Nun so werdet Ihr,“ fuhr hier der König auf, und erhob sich schnell von seinem Throne, „leer wieder von dannen ziehen. Wie, Ihr glaubt, ich werde Euer Herrschsüchtigen Orden sich in meinem schönen Hispanien einmisten lassen, um bald der Maulwurf in der Fabel zu werden? Ihr habet hier Nichts zu suchen. Ihr sollet gegen die Feinde des heiligen Grabes kämpfen, aber nicht gute Christen beherrschen. Ihr habet das Gelübde der Armut und Enthaltbarkeit abgelegt, nun so wollet Euch nicht bereichern, und enthaltet Euch vor Allem dessen, was Andern gehört“

Der Comthur hörte die Donnerrede des Königs erst erblaffend vor Aerger an, bald aber faßte er sich, ein Lächeln der Verachtung spielte um seinen Mund. Als der König vollendet, trat er einen Schritt vor und sprach gemessen:

„Alphons von Kastilien, wollet Ihr das Wort eines Sterbenden verhöhnen?“

„Wenn der Sterbende vergiebt, was dem Lebenden gehört, wenn er den rechtmäßigen Herrn beseitigt, und halbe Pfaffen zu Herren einsetzt, so ist sein Wort nicht gesprochen“

„Rechtmäßig?“ erwiderte der Ritter, „Ihr habt Arra-

gonien mit der Schärfe des Schwertes genommen, Ihr werdet es durch die Schärfe des Schwertes verlieren....“

„Nun, so kommt, und holet es Euch....“

„Ist dies Euer letztes Wort?....“

„Mein letztes.... Uebrigens, meine Herren,“ setzte er hinzu, „habt Ihr sonst Etwas zu verhandeln, so wendet Euch an meinen Rath Juda, der hier zur Stelle ist....“

„Mit Eurem Rath Juda?“ fuhr der Comthur auf, und warf das stolze Haupt in den Nacken, „wir verkehren mit Ungläubigen nicht.“

„Wie Ihr es halten wollet,“ erwiderte der König. „Ihre ehre, wer mir beliebt. Ihr seid entlassen.“

Der Comthur schien noch sprechen zu wollen. Er riß an seinem Eisenhandschuh, daß es rasselte. Da trat einer seiner Begleiter an ihn heran, und raunte ihm einige Worte in's Ohr. Der Comthur machte eine kurze Verbeugung, wandte sich, und ging von dannen. Die Andern folgten ihm.

Der König erhob sich von seinem Throne. Er warf befriedigte Blicke um sich, sprach noch zu einigen Personen, unter denen Juda ein sehr gnädiges Näckeln erhielt, und entfernte sich mit der Königin, so wie er gekommen.

Weniger befriedigt schienen die meisten Anwesenden. Juda fühlte sein Herz bewegt, da er empfand, wie ihn der König nur zum Werkzeug der Demüthigung gegen den stolzen Ritter gebraucht; die anderen Rätthe und Ritter billigten die schnöde Abfertigung des mächtigen Ordens nicht.

3.

Der Comthur von Beaumont hatte Cordova wieder verlassen. Doch waren zwei aus seiner Begleitung zurückgeblieben, der Ritter von Herdsford, ein ältlicher, kluger Herr, derselbe, welcher dem Comthur bei der königlichen Audienz zu Gute gesprochen, und der Silingling, dessen wir schon erwähnt hatten.

Dieser schien noch nicht in den Orden eingetreten zu sein, denn er zeigte sich niemals mit dem Ordensmantel bekleidet, sondern mochte nur die Gesandtschaft, sei es, um dieselbe zu vergrößern, sei es aus Neiseflust, begleitet haben. Bald wurde es bekannt, daß er ein Neffe des Comthurs sei, der seine Sporen und die stattliche Narbe in einem heißen Gefecht mit den Sarazenen, unter den Befehlen seines Oheims, erworben, aber, der einzige Sprößling seiner Linie und Erbe großer Besitzthümer, dem Orden nicht angehören solle, vielmehr lediglich aus Thatenlust sich dem Heere der Tempelritter angeschlossen habe.

Was die beiden zurückgebliebenen Ritter trieben, war in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Man wollte den Ritter von Hersford mehrmals im Dunkel der Nacht in der Burg, auch im Hause Juda's gesehen haben. Arthur von Beaumont hingegen zeigte sich oft genug öffentlich, nahm an allen Belustigungen Theil, und zeigte sich in der Kunst der Courtoisie ebenso geschickt und befähigt, wie er auf dem Schlachtfelde sich bewiesen hatte.

Die Königin gab in ihren Gemächern ein großes Banket mit einem Ballo. Auch die Herren vom Orden wurden geladen; doch sandte der älteste Ritter Unpäßlichkeit halber seinen jungen Gefährten als Stellvertreter, und Alles schien damit zufrieden. Auch die schöne Hulda, der die Königin eine besondere Zuneigung zugewendet, war unter den Gästen, und ob schon mancher edlen Spanierin der Busen voll Zornes kochte, die Südin neben ihren Töchtern, und vielleicht diese neben jener verdunkelt zu sehen: so war doch damals die Zeit der strengen Religionscheidung in Spanien noch nicht gekommen, und der einflußreiche Rath des Königs, dessen Truhe manchem Großen Verlegenheiten ersparte, durfte nicht beleidigt werden. Juda Hallewi täuschte sich nicht, er sah ungern seine Tochter an einem Platze, der ihr nicht gebührte, und der ihr gefährlich werden konnte: aber gegen den Willen der Herrin, die Hulda immer

wieder bei freiwilligem Zurückhalten hervorzog, konnte er sich nicht sehen.

Arthur von Beaumont trat in den Saal; seine edle, freie Gestalt im passendsten, feinsten Anzuge, sein Gesicht von Jugendglück, sein Auge von Jugendfeuer strahlend. Er wandelte durch die Reihen, bald mit diesem, bald mit jenem flüchtige Worte wechselnd. Nach einiger Zeit wandte er sich einer Notunde am Ende des Saales zu, wo geschmackvoll geordnete Gewächse den Saal mit dem Burggarten zu verbinden schienen.

Mitten in einem mit aufgebrochenen Rosen überfüeten Gebüsch stand die Tochter Zuda's, lieblich lachend mit einer Freundin. Arthur erblickte sie, und sein Blick konnte sich nicht wieder von ihr abwenden. Diese herrliche Gestalt, dieses feingeformte Antlitz, diese dunkeln, glühenden Augen, dieses schöne Haupt voll schwarzer, glänzender Locken auf dem weißen, stolzen Nacken, dieser lächelnde Mund — wer konnte sich abwenden von diesem bezaubernden Anblick, der ein Herz für Jugend, Reiz und Adel hatte? Arthur hatte sie schon einmal flüchtig gesehen, nach ihrem Namen gefragt, und ihren Stand erfahren. Jetzt, wo er sie in hinreißender Schöne, von Rosen umblüht, vom Lichte der Kerzen bestrahlt, erblickte, da hatte er Alles vergessen, und seine Hand legte sich unwillkürlich an sein Herz.

Hulda wandte sich um und sah den jungen Ritter stehen. Sie lächelte und machte eine feine Verbeugung. Da faßte sich Arthur, trat näher, und redete sie an.

Wir wissen nicht, was er sprach; vielleicht wußte er es selbst nicht; er fühlte sich unter einem Zauber, der ihn beherrschte, und dem er willig sich hingab. Hulda schien die Freundlichkeit selbst; sie sah wohlgefällig auf den schönen Jüngling, aber mit feiner Grazie beachtete sie den Abstand zwischen ihr und ihm. Doch konnte sie wiederholter Bitte nicht abstehen und sagte ihm einige Tänze zu. Arthur fühlte sich sehr beglückt dadurch. Er kehrte immer wieder in ihre Nähe zurück; wenn sie mit einem Andern tanzte, stand er hinter einer Säule und

blickte auf sie, wie sie die Reihen auf- und abschwebte. Dann entfloß seiner Brust wohl ein leiser Seufzer. Hatte sie den Tanz beendet, so fand er sich bald wieder ein, einige Worte mit ihr zu wechseln. Doch da Alles ein Ende, so ging auch das Fest zum Schlusse. Als sie sich entfernen wollte, frug er sie, ob er nach ihrem Befinden sich erkundigen dürfe? Sie antwortete: „Das Haus meines Vaters steht für Jedem offen, der kein Feind seines Königs ist.“

Hulda war, als sie in ihrer Sänfte nach Hause kehrte, in einer eigenen Gemüthsstimmung. Welchem Mädchenherzen, noch dazu an einem Hofe, hätte die Bemühung eines edlen Jünglings um sie nicht Wohlgefallen erweckt? Auch sie empfand es und mußte sich sagen, daß sie noch keine ansprechendere Erscheinung gewahrt hätte. Aber es war ihr immer, wenn sie am Hofe gewesen, wie an einem solchen Tage, wo einem warmen, wohlthuenden Sonnenschein sich ein schneidender Windzug gefellt, und immer, wenn die Sonnenstrahlen die Glieder erwärmt haben, desto empfindlicher die kalte Luft sie trifft. Und so auch diesmal. Der schöne Ritter, der sich so innig, so voll lautern, aber heißen Gefühls ihr zuneigte, sie fühlte ihn doch so fern von sich, und als ob eine geheimnißvolle schwere Hand sich dazwischenlege und sie auseinanderhielt. Sie war sich dessen nicht so ganz bewußt, aber ihre Brust fühlte sich doch unstät bewegt, bis ihre Seele länger bei dem Gegenstande ihres Wohlgefallens weilte.

Sie kam im Hause an. Ihren Vater konnte sie nicht mehr sprechen. Ihre Jose öffnete ihr ihr Gemach. Sie trat ein, und beim Scheine der Kerzen gewahrte sie auf dem Tische ein offenes Schreiben. Sie ergriff es voll Neugierde. Es war mit hebräischen Charakteren beschrieben, aber Worte in der Landessprache waren es. Sie las, sie lauteten:

„Fliehe zu deinem Gebirge, wie ein Vogel —
Denn der Bogen ist gespannt,
Und gerichtet der Pfeil auf der Sehne.“

Das traf sie wie ein Blitz. Wer hat dies gebracht? Die Zose wußte es nicht. Sie kannte jedenfalls den Urheber. Sie versank in Nachsinnen.

4.

Wir müssen unsere Leser bitten, ein Jahr vor den Ereignissen, über die wir bis jetzt berichtet haben, zurückzuschlagen.

In dem großen Palatium an der Südseite des Hofes, der den Tempelberg von Jerusalem zum Theil bedeckte, in einem kleinen Gemach saß vor einer mit Pergamenten bedeckten Tafel der Großmeister des, erst wenig über ein Viertel Jahrhundert bestehenden, aber schon mächtig herangewachsenen Tempelritterordens. Er war zwar in ein Hauskleid aus Sammet gekleidet, aber das ungeheure Schlachtschwert stand dennoch, wie zur Wacht, oder zu beständiger Mahnung, an den Sessel gelehnt, und der weiße Mantel mit dem blutrothen Kreuze hüllte die Gestalt ein. Es mochte Vielen scharf zu Muth sein, die in das Antlitz dieses, dem Alter näher als der Jugend stehenden Ritters blickten. Nicht etwa daß Bosheit und Hohn ihre Furchen in dasselbe gegraben und ihren unstillen Ausdruck in seine Augen gelegt hätten — vielmehr konnte es Niemandem entgehen, daß Hoheit, ja Majestät auf diesem Gesichte ihren Sitz aufgeschlagen. Die hohe Stirn, von Silberlocken umkränzt, das große, blaue Auge, die Adlernase, der feine Mund, die ebenen Züge, die sich selten bewegten, machten den Eindruck der Sicherheit und Festigkeit. Die ganze, hohe und doch gebrungene Gestalt stand gewöhnlich in einer Haltung da wie ein Fels, um den Sturm und Welle vergeblich toben. Aber eben diese Felsenfestigkeit ließ auch ahnen, daß hier kein sanfteres Gefühl, kein Mitleid und keine Warmherzigkeit wohnen; daß hier einmal gefaßte Pläne mit eisenstarrer Consequenz ohne Scheu vor irgend welchen Mitteln verfolgt würden, und diese

Pläne nimmer der Einzelnen, der Menschen Wohl betrafen, sondern allein die Ideen dieses schöpferischen Geistes.

Nachdem der Großmeister längere Zeit Schriften gemustert, einige auch mit seiner Unterschrift versehen hatte, ergriff er einen kleinen silbernen Hammer, der ihm zur Seite lag, und klopfte damit dreimal auf den Tisch. Ein Knappe erschien. Der Großmeister richtete an ihn die Frage:

„Ist der Rabbi Morise noch nicht gekommen?“

„Allerdings, Erlaucht, er harret bereits eine Stunde im Wachtzimmer,“ war die Antwort.

„Lasset ihn hier eintreten.“

Der Diener entfernte sich, und bald öffnete sich die Pforte wieder und ließ einen bejahrten Mann in dunkler Robe ein, der, leise auftretend, durch die möglichst geringste Oeffnung der Thüre hereinschlüpfte, sich dicht an die Seite derselben stellte, und so lange mit Verbeugungen nicht aufhörte, als bis der Großmeister das Wort ergriff.

„Tretet etwas näher, Rabbi Morise,“ begann dieser.

Der Angeredete that dies, aber nur um wenige Schritte.

„Fürchtet Euch nicht,“ fuhr er fort, „ich habe Euch nur um ein kurzes, friedliches Wort zu mir bescheiden lassen.“

Der Rabbi antwortete durch abermalige Verbeugungen.

Der Großmeister hob nach einer Pause an. „Kennt Ihr den Rabbi Juda, Hallevi genannt, zu Cordova in Hispanien?“

„Persönlich nicht, hochgebietender Herr!“

„Aber Ihr stehet doch in Schriftwechsel mit ihm?“

„Ich nicht, großmächtiger Ritter.“

„Was wisset Ihr denn von ihm?“

„Es ist mir zugekommen sein großes, herrliches Werk, Ansari benamset, ein Quell der Weisheit und der Gottesfurcht, eine Cysterne des Lebens und des Heiles: der Herr segne ihn dafür.“

„Danach frage ich nicht; wisset Ihr nicht vielmehr, welche Stellung er einnimmt, welches Gewicht seine Stimme hat im Rathe der hispanischen Fürsten?“

„Es ist mir wohl dies und jenes zu Ohren gekommen, gestrenger Herr, was mir Pilger erzählten, als sie die Schrift, Rufari benamset, mir überbrachten; aber der Weg ist weit von Jerusalem nach Tarschisch, ein großes, furchtbares Meer liegt dazwischen; Jahre vergehen zwischen Abreise und Ankunft, und es ist Euch nicht verborgen, hochedler Großmeister, daß die menschlichen Dinge sehr vergänglich sind, und der lebendige Gott heute erhebt und morgen stürzt, heute belebt und morgen tödtet.“

„Ihr scheint mir auszuweichen, Rabbi. Ich liebe nicht allzu viele Worte, wenn man mit wenigen auskommen kann, und besser. Ihr wisset also nicht, und man sollte dies kaum glauben, da doch die Juden durch alle Länder der heiligen Christenheit fast wie eine lange Kette zusammenhängen, deren einzelne Glieder sich berühren, und wenn auch die Enden der Kette noch so weit voneinander entfernt sind — Ihr wisset also nicht, daß jener Juida der einflussreichste Rath des Königs Alphons von Kastilien ist, und Alles bei diesem vermag, so wie bei den Großen des Landes? Ihr wisset es nicht, und er hat doch seinen Einfluß oft genug für die Juden geltend gemacht, daß sie in jenem Lande ihren christlichen Herren fast gleich geachtet werden? Ihr wisset es nicht, und dieser Juida, sehet, auch das weiß ich, hat ja schon Goldes und Silbers genug für Eure Armen hierher gesandt, und Kleinodien und kostbare Bücher für Eure Bet- und Lehrhäuser? Und Ihr wisset es nicht?“

Der Rabbi verbeugte sich, und sprach: „Wohl weiß ich dies, aber nur vom Hörensagen, denn es ist meines Amtes nicht, Gelder und dergleichen zu empfangen, und auch Schriften, die ankommen und abgehen, laufen nicht durch meine Hände. . . .“

„Nun, es mag so sein. Jedenfalls wisset Ihr es, und ich hab es Euch jetzt gesagt. Wohlau, Morse, mein Verlangen, und dazu habe ich Euch rufen lassen, gehet dahin, daß Ihr

noch heute eine Schrift aufsetzet an diesen Zuda, in der Ihr ihn auffordert, so lieb ihm seine Nation, so lieb ihm der Rest Eurer Nation in dieser heiligen Stadt ist, Alles daran zu setzen, um die Forderungen des Ordens, dessen Großmeister ich bin, bei seinem Könige durchzuführen, seine ganze Macht zu verwenden, daß dem gerechten Willen des Ordens Genüge geschehe...."

Der Rabbi fuhr erschrocken zurück. Es entstand eine Pause, in welcher der feste Blick des Großmeisters ununterbrochen auf dem Greise ruhte. Dieser erhob endlich seine etwas zitternde Stimme und sprach: „Großmächtiger Herr, ich habe eben gesagt, daß ich mit Schriften Nichts zu thun habe...."

„Morse," fuhr der Großmeister streng auf, „lasset uns mit solchen Pappalien die Zeit nicht verderben. Ob Ihr es schreibt oder nicht, ist mir gleichgültig; Ihr seid das Haupt derer, welche das Synhedrion Eurer Nation, oder wie Ihr es nennet, bilden; Euch habe ich daher rufen lassen, um Euch meine Willensmeinung kund zu thun; wer die Schrift nun auch abfasse, das Synhedrion soll dieselbe insgesammt unterschreiben und noch heute in meine Hände legen, denn es ist ein Schiff in Akka bereit, nach Hispanien abzugehen...."

„Herr, was sollen wir denn dem Rabbi Zuda zu thun empfehlen? Ihr habt es mir noch nicht gesagt."

„Allerdings, unbedingt die Zwecke des Ordens zu befördern, und sein ganzes Gewicht für dieselben in die Wagschale zu legen. Ist das nicht deutlich?...."

„Verzeihe, gestrenger Herr, ich meine, was Besonderes wir ihm an's Herz legen sollen? Wenn man Jemanden um Etwas bitten soll, und mehr können wir doch bei Rabbi Zuda nicht, denn befehlen steht nicht bei uns, so muß man doch den Inhalt, das Maß dieser Bitte kennen. Man kann doch nicht erbitten, dessen Kleinheit oder Größe man nicht zu ermeßen vermag...."

„Nun, Moïse, so schlau Ihr seid, müßtet Ihr doch schon gemerkt haben, daß, wenn ich es Euch sagen wollte, ich es Euch schon gesagt hätte....“

„Bitte, edler Herr, ich habe gar Nichts bemerkt....“
Und der Rabbi Moïse nahm wirklich eine Miene an, als wenn er nicht im Staude wäre, irgend Etwas zu merken.

„Rabbi Moïse,“ begann der Großmeister mit scharfer Betonung, indem er sich erhob und in imponirender Stellung dem gebeugten Greise gegenübertrat, „Rabbi Moïse, ich will Euch ein Anderes fragen. Wisset Ihr, wo Ihr hier stehet?“

„Wie sollt' ich nicht, gebietender Fürst....“

„Ich meine nicht, vor wem Ihr stehet, in welchem Gemache und dergleichen; ich meine vielmehr, auf welchem Grund und Boden. Es ist der Grund und Boden, auf welchem einst jener heilige Tempel stand, den Eure Gläubigkeit aufbaute und den Eure schändliche Ungläubigkeit zerstörte. Es ist der Grund und Boden, den Eure Nation viele Jahrhunderte nicht berühren, kaum von ferne betrachten durfte, den das Schwert der Christenheit dem Muselman entriß, und der jetzt sammt dem ganzen Viertel der heiligen Stadt, den Eure halsstarrige Gemeinde bewohnt, unter meiner, des Tempelordens Botmäßigkeit steht. Wohl, so merket nun, Moïse, was ich Euch sage. Ihr schreibet an jenen Juda: er solle sofort den Willen des Ordens mit aller Kraft und aufrichtig unterstützen, oder, im Augenblicke, wo mir das Gegentheil zugesichert wird, werde ich, der Großmeister, alsbald Eure ganze Nation aus Jerusalem verbannen und heranschaffen, Eure Habe aber den dienenden Brüdern des Ordens überweisen. Dies schreibet ihm; und damit Ihr es aus vollem Herzen schreibet, so nehmet jetzt mein Ehrenwort, daß es nicht blos leere Drohung ist, sondern geschehen soll, so wahr mir der Erlöser helfe! Und damit Ihr es schreibet und das Schreiben noch heute in meine Hände leget, so sichere ich Euch zu, daß jene Drohung morgen zur Stunde schon ausgeführt werden soll, wenn Ihr nicht schreibet....“

Der Greis schien vor den, mit starker Stimme ausgesprochenen Worten des Großmeisters ganz zusammenzusinken. Endlich raffte er sich auf und sprach mit angstvollem Tone: „Aber um Gott, Herr, wir sind fest überzeugt, daß der hohe Orden, unser Schirmherr, nur Gerechtes verlangt: wenn es aber jenem Könige von Hispanien nicht so erscheint, wenn dieser es anders ansieht, so fordern wir ja einen Trennbruch, eine Heuchelei, eine Falschheit vom Rabbi Juda gegen seinen König, seinen Gebieter und Vänner....“

„Das laffet ihn nur mit seinem eigenen Gewissen ausmachen. Ihr Juden seid schlau und wisset schon Recht und Unrecht miteinander auszugleichen. Jedenfalls sieht Juda, daß es sich hier um das Wohl, um das Heiligthum Eurer Nation handelt, und dies wird ihm mehr gelten, als eines christlichen Königs Vortheil....“

„Ach, Herr, Ihr leget uns eine schwere Prüfung auf....“ senfzte der Greis.

„Nun, so sorget dafür, daß Ihr darin bestehet. Jetzt seid Ihr entlassen; ehe die Sonne untergeht, erwart' ich Euch wieder. Aber vergesset nicht, daß ich ein Mann von Wort bin und nicht mit mir spielen lasse.“

Der Greis verbogte sich wiederholt und entfernte sich. Ob er aber auch leise auftrat, nicht so leise war der Senfzer, der sich seiner Brust entwand. Er war sich wohl bewußt, in welche Falle der große Wohlthäter Israels, der eben so freigebige wie talentvolle Juda Hallevi, diese Säule des zerstreuten Juda's, gerathen mußte.

5.

Die Häupter der Gemeinde hielten eine Verathung. Ach, ihr Sitzungsfaal hatte keine Aehnlichkeit mit den goldenen Sälen Salomors, aber auch nicht einmal mit den Sälen des

Synhedrions zu Esra des Schriftgelehrten Zeit. Es war längst alle Herrlichkeit gewichen von Israel. Es war längst aller Muth geschwunden aus der Brust Juda's. Nicht einmal das Verlangen nach der zertrümmerten Pracht ihres Volkes war in ihnen rege. In der Nacht, die sich über sie gebreitet, glänzte nur ein Stern, der Stern des Glaubens, diesen nicht fallen und nicht verschleiern zu lassen. Dieser eine Stern war es, nach welchem sie das Steuer ihres leeren Schiffes richteten. Und siehe da, er verlieh ihnen Licht genug....

Durch enge, ungepflasterte Straßen, die nur zwischen den fensterlosen Hintermauern unansehnlicher, zerfallener Häuser gingen, hügelan, hügelab, deren Reinigung allein die Güsse des Früh- und Spätregens übernahmen, wandelten die Häupter der Gemeinde auf den schnellen Ruf des Rabbi Morse in ein Sackgäßchen hinein, an dessen Ende eine lange Mauer ein kleines Pfortchen mit einem Klopfer versehen zeigte. Wie sie kamen, wurde ihnen geöffnet; sie schlüpfen über einen mit Trümmern besäeten Hof in ein Haus, dessen Giebel bedrohlich überhing. Hier durchschritten sie einen langen, von einer Lampe spärlich erleuchteten Gang, kletterten eine steile, schwankende Leiter hinauf und befanden sich nach wenigen Schritten in einem großen Bretterverschlage. Statt des Tageslichtes brannten mehre Lampen an den Wänden des Raumes, bei deren schwachen Strahlen sie sich auf eine an den Wänden hinlaufende hölzerne Bank niederließen. Es war, wie man sieht, kein glänzender, ja nicht einmal ein bequemer Sitz — und dennoch die Wonne, ja der Gipfel des Ehrgeizes Derer, die sich darauf niederließen. War es doch die heilige Stadt Jersusalaim, in der diese großen Bänke standen; befanden sie sich doch nur wenige Schritte von jener geweihten Stätte, „über die einst der Name des Herrn Zebaoth genannt worden,“ und war es doch ein in ganz Israel beneideter Ehrenplatz, und ein Platz, der Ansprüche gab auf Vorrechte selbst im jenseitigen Leben noch. Wenn ein Volk keine äußere Größe mehr besitzt, so schwelgt es theils in der

Erinnerung an seine vergangene, oder schafft sich eine solche in seinem Innern. Dann verschmäheth der Geist willig alle Zeichen der äußeren Größe und ziehet sich gern in die Grenzen seiner eingebildeten zurück.

Die Häupter der Gemeinde waren versammelt. Rabbi Morfe ergriff das Wort, und berichtete ihnen genau über den Befehl des Großmeisters und seine Drohungen. Eine tiefe Verdrüßniß bemächtigte sich Aller. Der Orden hatte sich seit seinem Entstehen so herrlich, so gewaltthätig gegen die Juden gezeigt, er hatte, seitdem dieser Stadttheil unter seine Botmäßigkeit gestellt worden, sie so vielfach geplagt und gebrandschatzt, daß sie in ihm einen Feind erkennen mußten, dessen Wachsthum durch ihre eigenen Kräfte zu nähren — und Bedeutendes mußte ja in dem Verlangen des Großmeisters enthalten sein — die grau- samste Aufgabe war. Ja, einen Augenblick war die Versammlung schon entschlossen, sich lieber ihrem Schicksale zu überlassen, als dem Verlangen des Ordens zu gehorchen. Aber bald sah sie ein, daß dies nur ein Act der Verzweiflung wäre, da der Großmeister sicherlich, schon um seines Ansehens willen, seine Drohung auf's Härteste verwirklichen würde. Andererseits war es den Versammelten das Schmerzlichste, den, dem sie so Vieles verdankten, der ihnen so viele Beweise der Liebe gegeben, und dessen Weisheit und Gelehrsamkeit sie so sehr bewunderten, Juda Hallevi, in so große Gefahr zu bringen. Sie machten sich den Kampf seiner großen Seele lebendig, wenn die Treue gegen seinen König mit der Treue gegen sein Volk in Streit gerieth, und die tiefe Niedergeschlagenheit, die er empfinden mußte, wozu er sich auch entschloße. Selbst das vergaßen sie nicht, wie es für Israel ein unerfölicher Verlust wäre, wenn ein so gefährliches Unternehmen den Rabbi Juda zum Sturze bringen würde. Einer der Anwesenden, der in Hispanien gewesen, schilderte mit lebhaften Farben das Glück, den Wohlstand, die Achtung, welche die Söhne Juda's in jenem Lande genossen, während sie in fast allen anderen gebrückt, ver-

folgt, verachtet seien; und wie leicht über alle spanischen Juden hereinbrechen könnte der Sturm, vor dem die Eiche Hallevi's gefallen wäre.

Aber durch diese Neben wurde die Rathlosigkeit nur desto größer. Bald trat eine Pause ein, wo Jeder sann, Niemand sprach.

Da begann ein Greis, der längst das Licht der Augen verloren hatte, selten sprach, aber zu den geachtetsten Lehrern gehörte: „Liebe Brüder! Wenn Esau listig ist, und nicht blos mit Gewalt, sondern auch mit List Jakob zu seinem Sklaven zu machen sucht, was muß Jakob thun? Er muß noch listiger sein, damit er nicht dienstbar werde zu dem, was sein Verderben bezweckt. Mein Lehrer, sein Andenken zum Segen, Rabbi Zwi, pflegte zu sagen: es geht Nichts über genaues Erwägen dessen, was in unserm Belieben steht, und was nicht in unserm Belieben steht. Diesem Spruche laßt uns folgen. Zuerst: der Großmeister, sein Name gehe unter! verlangt von uns, an Juda Hallevi ein Schreiben zu richten, weß Inhalts wisset Ihr. Steht es in unserm Belieben, das Schreiben zu verweigern? Nein! denn das Verderben, womit er uns in weiter Ferne droht, würde er morgen schon über uns bringen. Also, das steht fest, das Schreiben müssen wir ihm geben. Steht es aber in unserm Belieben, noch etwas Weiteres zu thun, wodurch wir uns vor den übelen Folgen schützen können? Allerdings. Nun, so thun wir dies. Was können wir thun? Wir senden eine treue, einsichtsvolle Person an Juda Hallevi, der ihm die ganze Sachlage genau schildert; wie es gekommen, daß wir das Schreiben an ihn richten mußten, und wie er wenigstens dem Scheine nach Alles thun müsse, um dem Orden zu gefallen und uns dadurch zu schützen; wie er aber sich und sein Ansehen nicht gefährden solle, und wir lieber ein großes Unglück tragen wollten, als sein Verderben verschulden. Mag dann Juda Hallevi thun, was ihm seine Klugheit und Gottesfurcht einleibt; mag dann der Allerheiligste, gelobt sei er! uns gnädig-

lich leiten; wir haben dann jedenfalls Zeit gewonnen, und wer diese gewinnt, dem kann Gott helfen! Was meint Ihr hierzu?“

Ein Beifallsgemurmel lief an den Bänken herum. Der Nachbar besprach sich mit dem Nachbarn, endlich hob Rabbi Moise an: „Verehrter Rabbi Joseph, ich glaube, Ihr habt das Allerbeste gerathen, und so klar, daß es Jedem einleuchtet.“ Er sah sich um, Niemand widersprach. „Wen sollen wir aber senden?“

Rabbi Joseph erwiderte: „Daß Keiner aus unserer Mitte gehen darf, ist klar. Denn würde er in der Ferne gesehen, oder was noch näher liegt, würde er von den Spionen des Großmeisters hier vermißt, so wüßte der gleich, was geschehen.“

„Auch das ist richtig.“

„Nun gut,“ fuhr der fort, welcher heute der gute Engel der Versammlung zu sein schien, „so weiß ich auch Rath. Es ist seit einem Monat ein junger Mann hier, aus Hispanien hergereist. Mein Auge hat mir längst den Dienst aufgesagt, so daß ich seines Angesichts Züge nicht sehen kann. Aber desto feiner ist das Gefühl, welches mir der Ton einer Stimme, irgend ein Schall, ein Klang verursacht. Ich habe in den dreißig Jahren meiner Blindheit gelernt, den Menschen aus seiner Sprache zu erkennen, nicht aus den Worten, die er zusammensetzt, und die oft sagen das Gegentheil von dem, was der Mensch denkt und will, sondern aus den Lauten und Tönen, aus denen er seine Worte zusammensetzt. Ihr staunt, aber es ist so. Gott giebt auf der einen Seite, was er auf der andern genommen. Doch zu dem jungen Manne zurück. Den habe ich, da er bei meinen Kindern Wohnung genommen, genau beobachtet. Und ich, Rabbi Joseph, der Sohn Alexander's, ich, der zweiundneunzigjährige Greis, sage Euch, seitdem mein Ohr, wie der heilige Psalmist sagt, der Herr gegraben, hat, seitdem habe ich noch keines Menschen Ton gehört, wie den seinen. So mächtig ist seiner Stimme Klang, daß sein Geist stärker sein muß

und gewaltiger als der eines Lebenden, und doch so süß und voll, so gelenkig und biegsam, daß er ein Herz in der Brust tragen muß voll Empfindung und Liebe. Was habe ich nicht Alles aus seiner Stimme herausgehört, wenn er sprach, und nicht glaubte, daß ich ihm zuhöre! So hat er seine Stimme in der Gewalt, und führet sie sicher durch die ganze Tonleiter, daß er viel erfahren, viel gekämpft haben muß, aber immer Sieger geblieben.... Doch wozu noch Mehreres? Den jendet...."

„Wie heißt er denn? Kennen wir ihn?....“

„Er läßt sich nicht nach seinem Namen fragen. Er nennt sich nur Rabbi Abraham. Daß er diesen Titel mit Recht trägt, das sag' ich Euch. Denn eine Gelehrsamkeit besitzt er, ich will Keinen verachten, aber Wenige möchte ich ihm an die Seite stellen. Aber er verbirgt seine Familie, obgleich man dabei seiner Stimme anhört, daß er es ungern thut, aber es muß.“

„Rabbi Abraham aus Toledo, der jüngst im Bet hamidrasch die herrliche Auslegung am Sabbath gab?“

„Derfelbe.“

„Wird er aber die Sendung übernehmen?“

„Das lasset meine Sorge sein.“

„Ich halte ihn für befähigt,“ sagte Rabbi Morse. „Unbekannt, wie er hier ist, wird seine Entfernung nicht auffallen. Er müßte auf demselben Schiffe die Ueberfahrt machen, von dem der Großmeister bemerkte, daß es in Afrika bereit sei.“

Der Vorschlag wurde allseitig gern angenommen, das Schreiben abgefaßt, unterfertigt und dem Großmeister eingehändiget.

6.

Rabbi Joseph war nach seiner Wohnung zurückgekehrt. Es war eine Hütte, die an dem westlichen Abfall des Delbergs klebte und keinen weiteren Vorzug hatte, als mitten zwischen

dem Gottesacker der Gemeinde und den Trümmern des Tempels gelegen zu sein, an dem Orte, wohin die jüdischen Väter an jedem Freitage kamen, um eine Stunde der Andacht zwischen den großen Zeugen der Vergänglichkeit und der unsterblichen Hoffnung zugleich zu verbringen. Zwei kleine, karg ausgestattete Männer bildeten die ganze Wohnlichkeit; in dem einen lebte das Ehepaar, das den Rabbi Joseph Vater nannte, in dem andern fand dieser und irgend ein frommer Pilger, jetzt Rabbi Abraham aus Toledo, ihre Schlafstätten.

Der junge Mann war nicht zu Hause; er schweifte umher in der Umgegend der heiligen Stadt, aufzusuchen die Spuren der großen Vergangenheit, und die Worte der Schrift verstehen zu lernen aus den Vertlichkeiten, an welchen ihre Helden gelebt, ihre Redner gesprochen.

Der Greis harrete ängstlich seiner Rückkehr, denn, so er nicht bald auf den Weg sich machte, würde er das Schiff nicht mehr im Hafen finden. Endlich vernahm er nahende Schritte. Er horchte, er merkte, den er erwartet, komme.

Abraham trat ein. Sollen wir seine Gestalt, sein Antlitz, seine Haltung beschreiben? Wir brauchen es nicht, der Leser kennt ihn bereits aus jenem Momente, wo er in die tobenden Wellen sich warf, um die reizende Hulda zu retten. Er trat ein, mit verschränkten Armen, das Antlitz in das Gewand des tiefsten Versunkenseins gekleidet. Was mochte seinen Geist gefangen halten, was seiner Brust Gefühle beschäftigen? hier, wo die Geheimnisse des Himmels den Werken der Erde eingepägt scheinen und der Staub der Erde von den Lichtstrahlen des Himmels verklärt ist?

Kaum war er eingetreten, als der blinde Greis ihn zu seinem Sitze berief, und ihn bat, neben ihm Platz zu nehmen. „Junger Mann!“ begann jener seine Rede, „hast Du wohl schon im Leben, von dem hinter Dir ein weit geringerer Mann liegt, als hinter mir, hast Du schon beobachtet, daß wir bis-

wollen auf Menschen stoßen, die wir noch nie gesehen, mit denen

wir nie verkehrten, und die wir beunoch kennen, zu kennen glauben und ihnen ganz vertrauen?“

„Unsere Weisen, Rabbi, sprechen davon, Ihr wisset es, und auch bei einem alten Lehrer der Völker habe ich darüber merkwürdige Aussprüche gelesen. Er meint, wir hätten schon vor dieser Erde einmal gelebt, und da hätten sich solche Menschen schon kennen gelernt. Die Erinnerung wache auf, ohne daß das Bewußtsein sich darüber Rechenschaft zu geben vermöge....“

„Ist das Aristoteles?“

„Nein, Rabbi, aber dessen Lehrer, Plato genannt.“

„Gut. Aber siehe, Euch, Rabbi Abraham, habe ich so gekannt....“

„Mich? nun, Rabbi, und wie habt Ihr mich gefunden?....“

„Nun, das soll Euch gleich klar werden. Ich habe Euch so gefunden, daß ich Euch heute den Häuptern der Gemeinde zu einer großen, schweren und sehr schwierigen Sendung vorgeschlagen, und im Voraus das Wort eines zweiundneunzigjährigen Greises gegeben, daß Ihr sie übernehmet....“

„Das ist viel, Rabbi. Das würde ich mit Niemandem wagen!....“

„Ich auch nicht, Abraham, ich auch nicht, außer — mit Euch.“

„Ihr ehret mich sehr, aber es fragt sich, ob ich es kann, ob es mir erlaubt ist.... ob....“

„Rabbi Abraham, Ihr seid gescheit und seid edel genug, um zu wissen, daß es Fälle giebt, wo es sich nicht darum handelt, ob man kann, sondern wo man muß....“

„Nein, Rabbi Joseph, der Mensch muß niemals. Er wäre dann nicht Mensch. Auch wo es scheint, er muß, giebt es immer noch ein Höheres, ist immer noch ein Anderes möglich, daß er nicht muß....“

„Nun, darüber laßet uns nicht streiten; ich möchte mich

im Wortstreit nicht mit Euch messen; das habe ich schon erfahren.... Lieber laffet uns zur Sache kommen.“

Der Greis stellte dem Jüngling nun die ganze Sache dar, beleuchtete die gesammten Verhältnisse, und legte ihm den Plan des Rathes vor.

„Nicht so,“ schloß er, „nicht so, Rabbi Abraham, jetzt sehet Ihr ein, Ihr müisset. Ihr erkennet, was Großes auf dem Spiele steht. Soll unsere Nation, vielleicht auf Jahrhunderte, wieder ausgeschlossen werden von dem Aublick jener geheiligten Ruinen, die unsere Dual und unsere Lust, unsere Verzweiflung und unsere Zuversicht sind? Sollen wir allein, denen allein dieses Land gehört und dereinst wieder gehören wird, wir allein von ihm ausgeschlossen sein, während die Völker der Erde ihre Schritte und ihre Sehnsucht dahin richten? Und andrerseits dürfen wir jenes Schild Israels, Rabbi Judea Hallevi, zerbrechen lassen von den Händen derer, welche nach unserm Herzblut dürsten?.... Sagt an, wollet Ihr uns verlassen in so großer Noth, könntet Ihr die Eurigen so verrathen? Nein, das könntet Ihr nicht, oder ich bin ein Thor, ein Irerer, ein Wahnsinniger, wie ihn die Sonne nie ärger beschienen hat....“

Der Greis bog sich weit hinüber nach der Seite, wo Abraham saß, sein Ohr lauschte, auf den ersten Ton seiner Stimme.

Dieser saß lange im Schweigen.

„Rabbi Joseph,“ sprach er endlich, und der Greis hörte den Ton der Resignation schnell heraus, „Ihr wisset nicht, was Ihr von mir fordert. Wären Euch die Blätter meines vergangenen Lebens aufgeschlagen, daß Ihr darin lesen könntet, Ihr würdet zagenb anstehen, an mich jene Forderung zu stellen. Ja, Hispanien ist mein Vaterland, in Toledo stand meine Wiege. Aber es ist mir dort ergangen, ich habe dort erfahren und gelitten, daß ich mir den festen Vorsatz gestellt, nie dahin zurückzukehren. Jeder Schritt dahin reißt eine Wunde auf, jede Welle, die das Fahrzeug nach den gastlichen Ufern jenes Lan-

des mit mir durchschneidet, stellt mich einer neuen Gefahr aus, nicht wohl einer Gefahr um mein Leben, aber um meine Ruhe, um das Glück meiner Zukunft. Aber Ihr habt Recht, ich muß. Es ist kein Ausweg.... Also an Juda Hallevi geht mein Auftrag?... Wie wunderbar, gerade von ihm hat es mich fortgetrieben, und seine Schwelle soll ich betreten?... Es wird vielen Kampf kosten; doch mein allein ist der Kampf, und darum darf ich ihm nicht ausweichen. Ich will gehen, Rabbi, ich will gleich gehen...."

Rabbi Joseph sagte kein Wort. Er hatte in der Seele des jungen Mannes gelesen, und wußte, es müsse ihr selbst überlassen bleiben.

Eines armen Pilgers Wandergeräth ist leicht geschnürt. Der Abend sah unsern Abraham schon weit ab von der heiligen Stadt. Er hatte keinen Abschied von ihr genommen, denn er fühlte, er würde wiederkehren. Wann? und wie? Das stand nicht bei ihm. Und was er nicht selbst bestimmen kann, damit beschäftigt sich ein solcher Geist nicht. Das Einzige, was er mitnahm, war ein Kleinod, das Juda Hallevi einst zur Ausschmückung einer Tora nach Zion gesandt. Es sollte seine Vollmacht sein.

7.

Es ist keine seltene Erscheinung im Leben, daß, wenn unser Verstand, wenn ein tiefliegendes Ehrgefühl, wenn das ganze Bewußtsein, das uns beherrscht, uns von einem Orte, von gewissen Personen hinwegtreibt, das Geschick uns gerade zu ihnen hindrängt und eine seltsame Verkettung der Umstände uns immer wieder dahin zurückführt, von wannen feste Entschlüsse uns verbannt hatten. Dann pflegen wir entweder uns, wie die von den Augen der Schlange bezauberten Vögel, mit einem Male dem Geschick zu überliefern, und ohne Widerstreben dem, was uns der Ruf des Verhängnisses scheint, zu

ergeben; oder, die kräftigeren Naturen, wir lassen nicht ab dagegen zu kämpfen, so weit wir es vermögen, gleichsam dem Geschick gegenüber immer wieder Protest einlegend, bis in Erfüllung geht, was wir vermeiden wollten, aber nicht konnten. Aber wohl gemerkt, es ist nicht immer just vom Uebel, wogegen wir uns sträuben, aus Motiven, die dem Herzen oder der persönlichen Stellung entspringen. Wir weigern uns ebenso oft das Gute, wie das Leid, aus der Hand der Vorsehung entgegenzunehmen. Ja, wenn sie nur aufrichtig sein wollten, die Menschen, diese seltsamsten aller Geschöpfe, sie würden meist eingestehen: der Herr hatte es besser mit uns im Sinne, als wir selbst.... Nun, meist gehört hierzu auch nicht allzuviel.

So war denn unser Abraham wieder zurückverschlagen nach Hispanien. Zwar so schnell nicht, wie wir es hier beschrieben. Neun bis zehn Monate dauerte die Fahrt, die oft durch mehrwöchentlichen Aufenthalt in den Häfen des Mittelmeers, mehrmals auch durch Stürme und Irrfahrten unterbrochen. Man berechnete damals auch die Operationen nach der Dauer solcher langweiligen Reisen. Er war wieder hingewiesen zu Zuda Hallevi, den zu vermeiden, wie er dem Rabbi Joseph mitgetheilt, er gerade so viel Interesse hatte. Es war daher natürlich, daß er, nach Cordova zurückgelangt, sich nicht beeilte, seine Sendung bei Zuda abzumachen. Er suchte vielmehr erst genau mit der Sachlage bekannt zu werden. Er erforschte zunächst, was dem der Tempelorden mit dem Könige Alphons zu schaffen habe, und erschrak nicht wenig, als er erfuhr, es handele sich um das ganze Königreich Arragonien, welches Alphons der Schlachtengewinner testamentarisch dem Orden überwiesen habe. Jetzt fand er es am geeignetsten, das Erscheinen der Gesandten des Ordens am Hofe des Königs erst abzuwarten, um nach ihren Schritten und deren Erfolg die seinigen abzumessen. Der Bote des Großmeisters hatte sich nicht sofort nach Cordova begeben, sondern suchte den Comthur von Beaumont auf, der noch nicht in Cordova angelangt war.

Die Zwischenzeit wandte Abraham noch zu besonderen Zwecken an, über die wir ein andermal berichten werden. In diese Zwischenzeit fiel auch die Rettung der schönen Hulda aus den empörten Wellen. Welch eine Verlockung für Abraham, jetzt dem Vater der Geretteten näher zu treten. Aber gerade diese Begebenheit veranlaßte ihn, sich noch fern von ihm zu halten. Abraham kämpfte den heiligen Kampf wider das Geschick, ob schon es ihm bereits klar ward, er würde vergebens sein. Er wollte bei Juda auf die zufällige Rettung seiner Tochter keinen Grund des Wohlwollens bauen; sie sollte erst wieder vergessen sein.

Aber die Begebenheiten blieben nicht stehen. Wenn du auch zögerst und säumest, der Augenblick der Entscheidung kommt doch. Die Gesandten des Großmeisters langten an und wurden abgewiesen. Sie zogen wieder ab, aber der Ritter von Hersford und Arthur von Beaumont blieben zurück. Der König selbst hatte sie an Juda Hallevi gewiesen. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß sie mit diesem in Unterhandlung traten und das Schreiben der Gemeinde zu Jerusalem gebrauchen würden. Jetzt galt es, seine Pflicht zu erfüllen.

Eines Tages erging sich der junge Mose Hallevi, der Nefte des Juda, der bei jenem verhängnißvollen Ritt seiner Vase so wenig zu Hilfe kommen konnte, auf der Mameda von Cordova. Es war bereits die Dämmerung eingetreten; jenes zauberische Zwielicht des Sildens, welches alle Dinge in verklärtem Halbglanz erscheinen läßt. Die Hitze des Tages begann sich abzukühlen und die Brust des Menschen wurde bei dem Wehen der wirzigen Luft, welche tausendfachen Duft vertheilt, von unennbarer Sehnsucht geschwellt. Das Auge wandte sich suchend zu dem klaren, lichtdurchschimmerten Himmel, an welchem die Heere der Gottesleuchten immer zahlreicher, immer funkelnder hervortraten; dann senkte es sich wieder zur Erde, um die vorüberwogenden Gestalten zu mustern, ob ein Gegenstand darunter, an dem die Sehnsucht des Herzens

haften bleibe und sich daran festfange, zu endlicher Befriedigung.

Da, mitten aus dem Gedränge heraus... wir wollen die Gedanken und Bilder nicht mustern, welche eben die Einbildungskraft des feurigen Jünglings beschäftigten und seine jugendliche Brust mit Seufzern füllten... da, mitten aus dem Gedränge der Wandelnden heraus streckte sich ein Arm und faßte die Hand Mose's, und zog ihn sanft aber fest herüber, daß er ihm folgen mußte. Eine in einen unscheinbaren Mantel gehüllte Gestalt neigte ihren Mund zu Mose's Ohr, und flüsterte ihm mit leiser, aber gebieterisch klingender Stimme zu: „Ihr müßet mir folgen, bei Allem, was Euch lieb ist!“

Mose schreckte zurück, aber noch einmal zog ihn der eisenfeste Arm, der seine Hand gefaßt hielt, und so eifrig winkte ihm die andere Hand der Gestalt, und so herrisch schauten ihn die glühenden Augen des Unbekannten durch die Dämmerung an, daß Mose sich dessen nicht erwehren konnte, sondern gehorsam Folge leistete.

Sie waren bald aus dem Gedränge heraus, und die Menschenmengen flutheten bereits in der Ferne vor ihnen vorüber, als die Gestalt sich umwandte und den Jüngling ansprach:

„Mose, kennst Du Hulda, die Tochter Juda Hallewi's?“

„Ob ich sie kenne!...“

„Liebst Du sie?...“

„Wie fragst Du, sie ist ja meine Base...“

„Ich meine, ob ihr Heil Dir in's Herz gewachsen und Du willig für sie Gut und Blut daran setzest?...“

„Ich wollte, ich könnte es. O, wie wollt' ich ihr zeigen, daß der zurückgestoßene, verachtete Mose für sie Berge zu ebnen, Meere...“

„Nun,“ unterbrach der Unbekannte ihn, „solches wird nicht gleich nothwendig sein...“

Mose erschraf, denn er glaubte ein leises Lächeln des

Fremden zu hören. Er ärgerte sich, daß er seine Gefühle einem Unbekannten so schnell verrathen, Gefühle, deren Bedeutung ihm selbst nicht klar war. Der Fremde schien seine Gedanken zu errathen, denn er hob an:

„Jüngling, um für die Wohlfahrt derer, die unsere Neigung besitzen und denen wir diese schuldig sind, zu wirken, ist nicht immer gleich Großes, Gefährliches zu leisten. Wissen, junger Freund, ein fortgesetztes, ungewahrtes Wachen und Wahren, ein ununterbrochenes Hilfen und Fördern kostet oft mehr Anstrengung und Selbstaufopferung, als Gefahr und Kampf, und ist daher um so rühmlicher und dankenswerther. Doch zur Sache. Hulda ist in Gefahr, willst Du beitragen, sie zu schützen?“

„Mit Leib und Seele; Ihr seid mir ein willkommener Vort, wenn Ihr mich zu ihrem Dienste verwendet.“

„So kommt, hier ist kein Ort zu ungestörter Mittheilung.“

Der Jüngling fühlte einen Augenblick den Zweifel in sich aufsteigen, ob er der geheimnißvollen Gestalt, die ihm völlig fremd war, sich so ganz überlassen solle. Er sagte: „Wolltet Ihr mir nicht Den nennen, mit dem ich gehen soll?“

„Ihr würdet dann gerade in derselben Ungewißheit sein, denn Ihr kennet weder meinen Namen, noch meine Person. Aber, Mose, man kann nicht immer wissen, mit wem man zu thun hat, denn wie oft sind Einem die unbekannt, mit denen man Jahre lang zu thun gehabt. Komm, es gilt das Heil Deiner Vase, und ein muthiger Jüngling zaudert in einem solchen Falle nicht.“

Die Ungewißheit war also jetzt dieselbe wie vorher. Aber der Klang dieser Stimme, der Ausdruck dieser Worte war so seelenvoll und so bestimmt, daß sich Mose unweigerlich hingeworfen fühlte. Er folgte.

Durch viele Straßen und entlegene Gassen führte ihn der Unbekannte, bis er an einem kleinen Hause stehen blieb, das

Schloß der Thüre öffnete, in ein dunkles Zimmer eintrat und eine Lampe anzündete. Jetzt warf der Fremde den verhüllenden Mantel ab, und die kräftige Gestalt Abraham's, mit dem schönen, Ehrfurcht gebietenden Antlitz, stand vor Mose. Für diesen war dies freilich nicht mehr Aufklärung, außer daß er sich von seinem Gesellschafter angezogen fühlte und das ihm geschenkte Vertrauen nicht bereuete.

„Was wollt Ihr von mir?“ sprach er, als er dem Wink Abraham's zufolge auf einem ärmlichen Sessel Platz genommen.

„Bevor ich darauf eingehe, Mose,“ antwortete jener, „eine Gewissensfrage. Ihr könntet freilich mit Recht mich fragen, was mir das Recht giebt, eine solche an Euch zu stellen. Allein wir sind einmal dahin gelangt, daß gegenseitiges Vertrauen nothwendig ist. Ihr habt zwar das vor mir voraus, daß Ihr mir, dem Unbekannten, der geheimnißvoll an Euch herangetreten, gefolgt seid. Dies ist aber nur etwas Aeußeres. Ich habe Euch aber anzuvertrauen, was jetzt noch innen, im tiefsten Schreine der Seele ruht, und was ausgesprochen, dem Andern zum beliebigen Gebrauch und Mißbrauch überliefert ist. Und so ist das Mehr des Vertrauens dennoch auf meiner Seite. Darum kann ich nicht anders, als eine Gewissensfrage vorher an Euch richten; wollt Ihr sie mir beantworten?“

„Ich sollte sagen, je nachdem die Frage ist. Aber, wahrlich! Ihr zwingt mich zu Allem....“

„Mose, was haltet Ihr von einem Religionswechsel?....“

Der Jüngling fuhr auf. „Wie soll ich Eure Frage verstehen?“

„So einfach, wie ich sie gebe. Ihr kennet die Stellung der jüdischen Jugend in diesem gesegneten Lande, insbesondere der reicheren. Ihr ist hier nicht, wie in den übrigen Ländern der Erde; sie kann zu Ehre und Ansehen gelangen, sie kann

Umgang mit den Großen gewinnen, sie kann sich die Wissenschaft zu eigen machen und durch sie Ruhm erwerben; nur die Waffe und deren Glanz ist ihr versagt, vertheidigen muß sie sich lassen, aber nicht vertheidigen darf sie. Nun, junger Mensch! wo es dem Menschen wohl geht, da vergißt er seines Gottes; wo das Leben seine geräuschvollen Bahnen eröffnet, da wird der stille Pfad der Religion verlassen; wo es ein Ruhm ist, keinen Unterschied zu machen zwischen den Menschen um des Glaubens willen, da wird bald auch der Glaube überhaupt als bedeutungslos geachtet; und es ist nicht heute erst, wo wir die Reichen unserer Glaubensgenossen von Sünglingen verlassen sehen um persönlicher Absichten willen, oder um, wie sie glauben, den letzten Rest der Schmach zu tilgen, den ihre Religion ihnen anferlegt . . . Mose, ich urtheile jetzt nicht über diese, ich will wissen, wie Ihr urtheilt . . .“

„Herr!“ antwortete Mose, indem er die Hand auf die Brust legte, „Ihr hättet so vieler Worte nicht bedurft. Kennt Ihr den Namen meiner Familie? Wisset Ihr, wer mich erzogen hat? Und Ihr könntet in Zweifel sein? Eher würde Juda Hallevi alle seine Reichthümer hingeben, eher würde er seines Blutes letzte Welle fließen lassen, bevor er der Wahrheit, die in seinem Geiste, der Liebe, die in seinem Herzen, dem Eifer, der in seiner Seele glühet, absagte. Und wie er gestimmt ist, so hat er allen Seinigen das heilige Feuer zu entzünden verstanden, und so, Herr, mag Eure Ansicht sein, welche sie wolle, die meinige ist die meines Oheims. So lange diese Lippe sich bewegt, wird sie kein andres Wort sprechen, dieser Arm kein andres bethätigen!“

„Nun, Süngling,“ erwiderte Abraham, „wohl Dir, daß Dein Herz von so göttlichem Feuer durchglüht ist. Meine Ansicht? Ja, die kann Euch gleichgiltig sein, so lange wir uns nicht näher kennen lernen. Denn der Einzelne kann nur durch den innern Werth Bedeutung erhalten. Die Menge ist schon als solche von Nachdruck. Aber noch willkommener ist mir

aus Eures Munde die Versicherung, daß alle Angehörigen des großen Juda dieser Meinung, dieser Hingebung sind. Dahin gerade führt mich der Zweck Eures Herkommens. Sagt, ist dies mit Hulda Hallevi auch der Fall? Können wir ihrer hierin sicher sein? Mose, beantwortet mir diese Frage, nicht wie ein feurriger Jüngling, der Alles bewundert, sondern mit kalter Erwägung.“

Der Jüngling war von dieser Frage wie angebonnert. Er blickte dem Frager starr ins Antlitz, als er schon längst aufgehört zu sprechen, als er selbst schon längst Nichts mehr in diesem Antlitz zu lesen, sein Geist wo anders hingeeilt schien. Diese Frage mußte eine ganz neue Kette von Gedanken überraschend, überwältigend in ihm angeknüpft haben. Und nicht bloß Gedanken, sie mußte auch stürmische Gefühle in seiner Brust heraufbeschworen haben, deren er nicht schnell Meister wurde.

„Erklärt Euch näher, Mann,“ stammelte er endlich, „sagt mir, warum thut Ihr diese Frage?“

„Gut, dies will ich Euch nicht vorenthalten. Hulda, die schöne Hulda, Mose, die bewunderte Hulda, Ihr wisset es, erscheint oft bei Hofe; sie erregt dort immer Aufsehen durch ihre Anmuth sowohl, wie durch den Reiz ihres Geistes; sie wird viel umschwärmt, viel gefeiert. Mose, das Herz des Menschen ist schwach, das Herz eines kaum zwanzigjährigen Mädchens sehr schwach. . . .“

„Ist es dies Alles, und Nichts weiter, Nichts mehr?“

„Wohl, es ist noch mehr, Mose. Ihr kennt den jungen Ritter Arthur von Beaumont. Es giebt nicht leicht einen schöneren, einen tapferern, und, was sehr schlimm für uns, selten einen bessern und bis jetzt reinern jungen Mann. Und was das Schlimmste ist: dieser Arthur hat schon eine tiefe Neigung für Hulda gefaßt, oder wird sie fassen — ganz sicher. Denn man braucht oft nur zwei junge Wesen zu sehen, um vorauszuwissen: diese werden sich lieben; weil Alter, Schönheit und

Geist völlig zu einander passen. Also, Mose, wird Hulda da fest stehen, fest zu stehen vermögen? Wenn ihr nun Arthur seine tapfere, schöne und reiche Hand bietet, wenn er alle Unterschiede des Standes zu überwinden verheißt, wenn er vor ihr steht, und um das Glück seines Lebens wirbt, bittet, fleht.... wird Hulda widerstehen? wird sie seinem Opfer nicht das ihrige schuldig zu sein glauben? He, Mose? Du bist fast noch ein Knabe, aber ich muß so mit Dir reden, das Geschick zwingt mich.... Sag, Knabe," und die Stimme Abraham's erhob sich zu gewaltiger Stärke, "sag, Knabe, werden wir sie dann verlieren?...."

Moses schwieg abermals; dann schlug er sich mit der Hand vor die Stirn. "Und was bewegt Euch," hob er an, "diese Frage an mich zu richten, Euch in diese Familienangelegenheiten zu mischen, von Furcht, Hoffnung, Verlust mit Bezug auf meine Vase zu sprechen?"

Abraham sah den jungen Menschen betroffen an. "Gut, Mose. Ihr seid sehr besonnen geworden. Ihr seid schnell, wie im Augenblick, zum Verstande des Alters gekommen." Mose fuhr mit der Hand zum Herzen. "Doch seht," sprach jener weiter, "darüber brauch' ich Euch Nichts mitzutheilen. Dies ist meine Sache. Ihr könnt ja schon begreifen, daß in unsrer Zeit, in diesem Lande, wer es tren meint mit Israel, wer die Entwicklung der Verhältnisse nicht dem bloßen Ungefähr überlassen, sondern nach seinem innern Verufe einwirken und eingreifen will, nicht gleichgiltig bleiben kann über das Schicksal dessen, der jetzt die Spitze des hispanischen Judenthums ist, Juda Hallevi's, nicht schweigend zusehen kann, wenn sich in dieses treuen Sohnes unsres Stammes eigenem Hause Verwirrung und Schwanken aufspinnet.... Doch, Mose, kommen wir zur Sache. Lassen wir das Hin- und Wiederreden. Ich glaube Dich erkannt zu haben, theurer Jüngling. Ich weiß jetzt, wie Du denkst und fühlst. Hinter Deiner reinen Stirn, hinter Deinem glänzenden Auge, hinter diesem frischen Munde

lauert keine Verstellung, kein Verrath. Da ist noch die lautere Hingebung und Selbstaufopferung heimisch, die das Herzblut einsetzt für das Heil der Seinen. Wohlan, laß uns Verbündete sein, um Hulda zu retten, um ihr und ihrem großen Vater Kämpfe der schrecklichsten Art zu ersparen, deren Ausgang, wenn er auch unzweifelhaft Sieg für uns, für unsere Sache bringt, doch nur zerrissene Herzen und bitteres Weh sein können. Gieb her Deine Hand, theurer Knabe; schlag ein in die Hand eines vielgeprüften, doch treu gebliebenen Mannes. Zweifle und deutle nicht. Laß uns zusammenstehen...."

Während dieser, mit aller Kraft der Seele gesprochenen Worte hatte sich Mose von seinem Sitze erhoben; sein Körper war den Worten Abraham's unwillkürlich gefolgt; seine Gestalt richtete sich empor, seine Hand erhob sich, und fiel kräftig in die Rechte des Redenden.

"So," fuhr Abraham fort, "wir haben uns nun kennen gelernt, und vertrauen uns. Aber wir dürfen uns nur hier kennen. Niemand darf unsern Bund ahnen. Begegnen wir uns draußen, so kennen wir uns nicht. Ich werde immer schon Gelegenheit finden, Dich zu mir zu rufen. Aber es gilt auch zu handeln. Zwiefaches verlang' ich von Dir. Zuerst: heut Abend ist Hulda auf einem Balle der Königin. Wenn sie nach Hause kommt, muß sie diesen Pergamentstreifen auf dem Tische ihres Zimmers finden, ohne im Geringsten zu wissen, wer ihn dahin gelegt. Du kannst ihn lesen. Sie wird die Worte schon verstehen. Dann aber muß ich je eher, je lieber eine Unterredung mit Juda Hallevi selbst haben. Und diese muß in der Stille der Nacht vor sich gehen. Du mußt daher dieses versiegelte Schreiben Deinem Ohm übergeben; es ist darin Alles bestimmt. Morgen um Mitternacht findest Du mich an der Platane vor dem Nachbarhause. Du wirst mich dann auf einem heimlichen Gange geräuschlos in das Studierzimmer Deines Ohms führen, Niemand darf mich kommen, Niemand

mich gehen sehen. Mose, Du bist verständig; es ist viel in Deine Hand gegeben. Willst Du?"

„Ja, ich will. Wie hab ich Dich aber zu nennen?“

„Ich heiße Abraham. Mose, es wird entweder die Zeit kommen, wo Du mich ganz erkennst, und Dir Alles klar ist, oder wo ich Dir ebenso still entschwinde, wie ich Dich getroffen, und Du meiner vergiffest, daß Dir kaum die Erinnerung bleibt. Jetzt hast Du nur des Handschlags zu gedenken, den Du mir gegeben.“

„Gut, ich vertraue Dir. Morgen um Mitternacht treff ich Dich an der Platanen.“

Abraham warf den Mantel wieder um, und bald hatte er den Jüngling auf die Mamaba zurückgeführt. Noch einen Händedruck und die Gestalt war verschwunden. Mose eilte nach Hause, und richtete schnell und geschickt die Aufträge aus, die ihm geworden.

8.

War es weise von dem Helden unsrer Erzählung, daß er dem jungen Mädchen noch einmal jene vielsagenden Worte des Psalmisten in das Herz warf? Man hätte, mit Feuer um sich zu schleudern. Oft schützt es vor der Erstarrung der Glieder; oft zündet es die verheerende Feuersbrunst an, deren man nur schwer wieder Herr wird. Vielleicht daß durch jene Worte gerade die Gefühle angeregt wurden in Hulda's Herzen, die der geheimnißvolle Warner vermeiden wollte; daß gerade durch sie die Gefühle des Mädchens eine Richtung nahmen, von der sie abgelenkt werden sollten; daß sie sich dieser schon jetzt klar wurde, die noch in ihr schlummerten.

Indeß, so wahr dies ist, so läßt sich doch nicht absprechen, daß es besser ist, den Feind in uns so früh wie möglich zu erkennen, bevor er heimlich, unter dünner, bei erster Gelegenheit zerbrechender Rinde, einen weiten Raum eingenommen, und

seine Kraft riesenhaft gestärkt hat. Ist uns einmal von der Vorsehung ein Kampf beschieden, dem wir nicht entgehen können: so ist es weiser, daß wir ihn frühzeitig und selbst eröffnen und ihm völlig gerüstet entgegentreten, als daß wir uns überraschen und entwaffnen lassen.

Dies mochte die Absicht sein, die unsern Abraham leitete, damals schon, bei der Unterredung im Walde, als die Warnung noch keinen bestimmten Gegenstand hatte, und jetzt, da die Gefahr bereits eine sichtbare Gestalt angenommen, und zwar die verlockende Gestalt des Ritters Arthur.

Der scharfsinnige Geist des jungen Mädchens drang sofort in die Tiefe der Warnung. Sie durchschaute den Sinn derselben bald. Der Schlummer besuchte ihr Lager in dieser Nacht erst sehr spät. Ihr Herz sagte ihr, daß die Warnung nicht ohne Ursache wäre; ihre Verhältnisse gingen an ihr vorüber; sie suchte einen ernsten Entschluß zu fassen und ihr Betragen einer bestimmten Regel zu unterwerfen. Ihr Vater, ihr angebeteter Vater stand vor ihrem Lager und richtete seinen ernsten, in seiner Sanftmuth so vielsagenden Blick auf sie. Dann aber gesellte sich auch das Bild des unbekanntem Warners hinzu; sie gedachte jener Scene im Walde. Die hohe Achtung, die ihr der Ketter ihres Lebens eingeflüßt, trat unverfchleiert wieder hervor. Ja, sie legte die Hand auf ihr pochendes Herz und sprach zu sich selbst: „Du sollst nicht vergebens zu mir gesprochen haben, hoher Mann! Ich schwöre es Dir, hörst Du auch meinen Schwur nicht!“ Dann sprach sie einen frommen Abendspruch aus einem Biede, das ihr Vater verfaßt, und entschlief.

Aber ihr Schlummer war unruhig. Es wogte in ihrer Phantasie. Bald traten der junge Ritter und ihr Ketter vor ihr auf. Sie maßen sich mit feindlichen Blicken; Jeder ergreift ihre Hand; der Ritter zog sein Schwert, und schwang es voll Kampfeszorn; Abraham hob die unbewehrte Rechte; da gerieth Arthur in Wuth und zielte das Schwert gegen den unbewaff-

neten Mann; schon nahete sich die Spitze der unbeschützten Brust des Verehrten, der seinen Gegner nur mit dem großen Auge maß; da warf sie sich vor ihn und das Schwert des Ritters fuhr in ihren Busen, dem ein heller Blutstrahl entquoll; sie versuchte zu schreien, aber sie vermochte nicht; sie sah sich schon verbluten, als Abraham die Hand auf die klaffende Wunde legte, Balsam, kühlenden, hineinträufelte, daß sich die Wunde schloß und sie gestärkt sich aufrüstete; Arthur war verschwunden, sie stand selig beglückt zwischen ihrem Vater und Abraham. Jetzt verdämmerten die Bilder; sie erwachte, und auf ihr Lager fiel schon der lichte Strahl der Morgensonne. —

Im Laufe des Vormittags ließ sich Arthur von Beaumont bei ihr melden, und sie konnte den Besuch nicht ablehnen. Aber das Nachdenken, bevor sie eingeschlafen, und die wirren Traumbilder hatten einen Eindruck hinterlassen, der dem jungen Ritter nicht sehr günstig war. Doch die Sitte erforderte ein freundliches Entgegenkommen, und was hatte am Ende der schöne Jüngling verbrochen? Hatte er Schuld an ihren Träumen?

Er trat ein, und ein reizender Blumenstrauß zierte seine Hand. Nachdem er über ihr Wohlbefinden nach dem gestrigen Balls Erkundigung eingezogen, trat er ihr näher und bat sie in den holdesten Worten, den Strauß anzunehmen, dessen Duft, wie er wünsche, den letzten Rest der gestrigen Anstrengung hinwegstreuen werde. Unter Blumen habe er sie gefunden, mit was anderm dürfte er sie begrüßen? Auch dies konnte Hulda nicht ablehnen. Aber diese Bitte sollte doch nur einer andern zur Einleitung dienen. Nachdem das Gespräch eine Zeit lang hin- und hergeflogen, wobei der Ritter auf die bescheidenste Weise mannigfache Bemerkungen aus seinen Reisen und Abenteuern, die er trotz seiner Jugend schon bestanden, anknüpfte, und in so angenehmer Art zu erzählen wußte, daß Hulda unwillkürlich davon entzückt wurde: zeigte er ihr an, daß in vierzehn Tagen ein großes Stiergefecht abgehalten werden würde, und ersuchte sie um die Vergünst, sie dahin zu geleiten — wo-

durch er freilich die Erlaubniß erhielt, ihre Farben an diesem Tage zu tragen, da er selbst an dem Gefechte Theil nehmen werde. Vergebens wies sie dies Ansuchen ab. Er bat sie so dringend, er legte so viel Gewicht auf diese unschuldige Gunst, er wußte sie so geschickt um die Weigerungsgründe zu befragen, die sie ihm der Wahrheit nach nicht mittheilen konnte, bis sie endlich — nachgab. Sein Antlitz strahlte vor Freude, als er mit diesem Siege Abschied nahm. Aber in Hulda's Herzen wurde die Meue zu spät wach. Sie verwünschte ihre Schwäche; sie quälte sich mit Plänen, um der Verwirklichung ihres Versprechens zu entgehen. Dadurch wurde sie gereizter Stimmung. Sie frug sich endlich, was sie denn eigentlich zu fürchten habe, woraus ihr inneres Widerstreben entspringe? Sie erinnerte sich des Pergamentstreifens, den sie gestern Abend vorgefunden. Bald hielt sie den Sender für einen lästigen, aufbringlichen Schwärmer und unbefugten Rathgeber. Sie zürnte ihm....

9.

Abraham stand an der Platane. Es war Mitternacht. Ringsum Stille, und nur fernab tönte von der Alameda her bisweilen ein Geräusch. Ein kühler Nachtwind rauschte geheimnißvoll durch die Zweige. An dem tiefdunkeln Himmel traten die Sterne desto strahlender hervor; aber der Mond war noch nicht aufgegangen.

Abraham erwartete den Jüngling Mose, der ihn zu Juda Hallevi führen sollte. Daß dieser das Gesuch einer Unterredung bewilligen würde, bezweifelte er nicht.

Wenn man vor einem Augenblicke steht, den man nicht herbeigewünscht, der aber trotzdem gekommen, vor einer Stunde voll entscheidenden Inhalts — und diese Stunde ist eine Stunde des Nachts, umhüllt von dem Schleier der Dunkelheit, den nur die Augen der Sterne durchschimmern: welche Gefühle

bewegen da das Herz des Sterblichen, des Menschen, der in all seiner erträumten Stärke so schwach ist.

An die Plantane gelehnt, dicht in den Mantel gehüllt, blickte Abraham zurück in sein vergangenes Leben, und die mannigfaltigen Gefühle und Geistesbewegungen, durch die er geschritten, gingen vor seiner Seele vorüber. Folgen wir ihm, denn unsere Leser mögen wohl längst wünschen, zu erfahren, was einen so bedeutenden Mann fern hielt von dem bedeutendsten Zeitgenossen unter seinen Glaubensbrüdern, daß er erst durch die Umstände gezwungen werden mußte, sich ihm zu nähern.

Abraham war zu Toledo geboren aus einer Familie, die dem jüdischen Stamme in Spanien bereits mehrere glänzende Namen, sowohl für die Literatur, als auch durch Reichthum und Stand gegeben hatte. An seiner Wiege standen die Fülle und die Erwartung; jene an irdischen Gütern, diese, ob er das in dem Geschlechte wie vererbliche Talent von der Vorsetzung ebenfalls erhalten habe. Er war das einzige Kind seiner Eltern, und der schon etwas bejahrte Vater und die noch jugendliche Mutter fühlten die innigste Seligkeit im Besitze des reizenden Knaben.

Wem aber das Glück zu viel in die Wiege gelegt, trauert dem nimmt es viel.

Abrahams Vater war sehr reizbarer Natur. Stolz auf den Glanz seiner Familie, duldete er ungern einen Nebenbuhler. Und sein Stern war im Untergange begriffen. Es war ihm ein Schiff mit kostbarer Ladung von afrikanischen Seeräubern genommen und der Umfang seiner Mittel dadurch geschmälert worden. Dabei hatte sein Gebieter seine Gunst ihm abzuwenden begonnen, und beauftragte den eben aufstrebenden Juda Hallevi mit mehreren bedeutenden Geschäften. Das kränkte den ehrgeizigen Mann. Juda kam freiwillig zu ihm und mit aller Zuverlässigkeit eines edlen Herzens bat er, mit ihm gemeinsam das Unternehmen zu betreiben: es

werde ihm (Juda) dies doppelten Gewinn bringen, da seine Unerfahrenheit und seine ungenügenden Kräfte dadurch gesichert würden. Aber der Vater Abraham's wies ihn schnöde ab; er wandte sich vielmehr geradezu an den Fürsten; frug diesen, wodurch er Ursache zum Mißtrauen gegeben, und erinnerte etwas ungeschmeidig an geleistete Dienste in der Zeit der Gefahr. Wie unvorsichtig! Der Fürst zuckte mit der Achsel, meinte, Rechenschaft brauchte er Niemandem zu geben, und — verbot ihm den Hof.

Das stürzte den Mann. Die Nachricht von seiner Ungnade verbreitete sich bald überall hin, Alles verließ ihn, sein Credit sank. Um desto unvorsichtiger trat er hervor; er wollte das launische Glück mit Gewalt fesseln; um desto größern Glanz breitete er um sich aus, das erschöpfte sein Besitztum. Er ward arm.

Ha! wie das in dem leidenschaftlichen Manne wüthete, welcher Haß gegen den unschuldigen Juda, der vergebens sich ihm wiederholt zu nähern versuchte, in ihm glühte. Ach, sein edles Weib strebte vergebens ihn zu trösten, hielt umsonst ihm seinen, herrlich sich entwickelnden Knaben vor — er wies Alles zurück, er frug höhnißch, was der Sohn des Bettlers in dieser Welt des Trugs und Scheines solle? Darüber brach ihr das Herz. Ihr letzter Blick war auf den, an ihrem ärmlichen Lager knieenden zehnjährigen Abraham gerichtet, ihr letztes Wort: „liebe Gott und deinen Vater!“ ihre letzte Bewegung ein Segensdruck auf sein Haupt.

Von da ab war Abraham's Vater ruhiger; er ging nur wenig aus; er beschäftigte sich allein mit dem Unterricht seines Sohnes; sein ungeheures, unfassendes Wissen theilte er ihm mit, aber mit Strenge und nach einem genau berechneten System, in welchem er keinen Punkt nachgab, und kostete es Tage und Nächte. Der Knabe schritt riesenhaft fort. Kein Gebiet des damaligen Wissens blieb von ihm unbetreten. Nicht nur das ganze reiche Feld des Talmuds, der Midraschim und Rabbinen,

auch das große Gebiet der abrahamschen Literatur und Wissenschaft, das damals so herrlich blühte und so eifrig angebaut ward, und dahin selbst Griechenlands und Roms Schöpfungen durch Uebersetzungen übertragen waren, wurde durchwandelt. Selbst in die Tiefen der Astrologie weihete er ihn ein und eröffnete ihm die Mysterien der Zahl.

Aber keine Freude über die Erfolge seines Sohnes kam in das stolze Herz des Vaters; jede gemüthliche Regung blieb ihm fern; und wenn der Knabe einmal eine Frage an ihn richtete über die Verhältnisse seines Lebens, so hatte er nur eine kurze Antwort und die lautete: Juda Hallevi ist daran Schuld! Es war, als ob er auch dazu zu stolz war, geüffentlich Haß gegen Hallevi in die junge Brust zu verpflanzen, er wollte ihn nur hinweisen auf die Quelle seines Unglücks. Denn in ihm stand es fest, der Fürst hätte seiner nicht entbehren können, wenn Juda ihm nicht ein willkommenes neues und geschmeidigeres Werkzeug dargeboten hätte.

Unter solchen Einflüssen entwickelte sich der junge Abraham sehr eigenthümlich. Seine natürliche Geistesanlage und die unaufhörliche Uebung wegte früh seinen Scharfsinn und stärkte seinen Verstand; aber die Entbehrungen, denen er unterworfen war, der Tod der Mutter, die Dürsterheit des Vaters, der wenige Umgang, diese weckten ebenso früh eine unendliche Sehnsucht, deren Gegenstand Nichts war, und die dennoch in ihm lebte und webte. Das weckte den Funken der Dichtkunst früh in ihm, und noch hatte er nicht die geringste Regel der Metrik kennen gelernt, als sich seine Seele schon in Dichtungen ergoß, die bald in den mannigfaltigsten Formen und Farben erschienen. Trotz der Abgeschlossenheit ihrer Lebensweise konnte es nicht ausbleiben, daß sich bald der Ruf des Wunderknaben verbreitete. Als Abraham dreizehn Jahre geworden und nach jüdischer Sitte einen öffentlichen Vortrag hielt, der sogar durch Einreden einiger Gelehrten zu einer freien Disputation ward, erregte er eine seltene Bewunderung. Gedichte und Aufsätze von

ihm circulirten bald in Abschriften. War des Vaters Reichthum verschwunden, so war doch die Erwartung von seines Sohnes Leistungen gestiegen.

Aber bald darauf legte sich auch der Vater zum Sterben und verschied in den Armen des Sohnes, mit sich nehmend die Anklage eines unverschuldeten (?) trübseligen Lebensendes. Er hatte seinen Haß gegen Juda Hallevi nicht zurückgenommen. Doch des Knaben Herz kannte diesen nicht. Wohl stand es in ihm fest, daß Juda diesen Haß nicht verdient habe, aber ebenso fest hielt er den Glauben, daß der Geist seines Vaters ihm verböte, sich Juda Hallevi zu nahen. Der Vater hatte ihm so gut wie Nichts hinterlassen. Aber der Jüngling, der so wenig bedurfte und so früh selbstständig geworden, konnte seinen Unterhalt leicht durch Unterricht gewinnen, der sehr gern von ihm entgegengenommen wurde. Nichts desto weniger ertheilte er nur so vielen, wie er gerade mußte, seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sich möglichst seinen Studien nicht zu entziehen.

Längst war der Hof von Toledo nach Cordova verlegt, längst Juda Hallevi diesem dahin gefolgt, so daß dieser die Verhältnisse von Toledo ganz aus den Augen verloren. In Toledo hatte Abraham mit den Jahren einen sich vergrößernden Ruf erlangt; seine öffentlichen Vorträge wurden stets mit dem größten Erfolg gekrönt; er begann seine schriftstellerische Laufbahn, und hier war es der Vorbeer des Ruhmes, der bald seine jugendliche Stirn unkränzte. Philosophische Abhandlungen in arabischer Sprache, exegetische Arbeiten in hebräischer Schrift und Gedichte in beiden folgten sich rasch und verschafften seinem Namen einen schönen Klang fast über die Grenzen Hispaniens hinaus. Schon wurde sein Name neben dem Juda Hallevi's mit Nachdruck genannt. Die beiden Geschlechter begegneten sich noch einmal auf dem Felde des Ansehens. Dabei war er immer noch der arme, allein stehende Jüngling, der den besten Theil seiner Gefühle in sich verschloß.

Aber eine neue Zeit der Prüfung sollte über Abraham

kommen. Ein entfernter Verwandter seines Vaters von gleichem Namen hatte vor einiger Zeit irgend eines Vortheils wegen seine Religion verleugnet und den eifrigen Christen gespielt. Dann aber ließ er sich in Verbindungen mit den Mauren ein und hatte einen höllischen Plan angelegt, um Toledo in die Hände der Muselmänner zu spielen. Der Plan wurde verrathen. Aber der heuchlerische Urheber hatte einen Wink bekommen, und entzog sich rechtzeitig der gerechten Strafe. Darob wütheten der Fürst und das geistliche Gericht gegen die ganze Familie, confiscirten all ihr Hab' und Gut und verbannten alle Glieder dieses Namens aus Toledo. Die Hächer fanden bei unserm Abraham Nichts, als einige vergilbte Bücherrollen. Aber tief gebeugt von der Schmach verließ er, nachdem er seine Manuscripte zu sich gesteckt, seine Vaterstadt und legte seitdem, wie es einem verbannten Flüchtlinge zukommt, seinen Familiennamen ab.

Er wandte sich nach Cordova, wohin er schon längst gewollt. Wenn nämlich das Geschick aus dem innerlich sich kräftig fühlenden Menschen ein Gegenstand seiner Laune, seines Spieles zu machen scheint: dann gerade senkt sich ein unerschütterlicher Glaube an dieses Geschick in des Menschen Brust. Und diesem Glauben gesellt sich dann ein anderer, nämlich daß dieser ewige Wandel doch an ein ewiges Gesetz gebunden sei. Und dieses Gesetz zu erkunden ist dann das Streben des reichen, zuversichtlichen Geistes. In der Zeit, wo Abraham lebte, war es daher um so natürlicher, daß er sich gänzlich der Astrologie zuwandte, welche das ewige Gesetz des Geschickes an die von der Vorsehung bestimmte Bahn der Gestirne gebunden ansah und da aufzufinden verhieß. Die Geheimnisse dieser damaligen Wissenschaft mußten unsern Abraham um so mehr anlocken, als er die Quellen der übrigen Wissenschaften schon so ziemlich durchgekostet. Cordova war aber damals der Sitz der vorzüglichsten Lehrer der Astrologie, wie diese überhaupt zu aller Zeit an den Höfen ganz besonders reussirte.

Aber die Astrologie erforderte mehr. Sie bedurfte zu einem tiefem Studium kostbarer Manuscripte und noch kostbarer Instrumente, zu deren Besitz Abraham alle Mittel fehlten. Dabei kam er namen- und besitzlos nach Cordova. Ein Kampf seines Wissensdranges und seiner Erinnerungen ging in ihm vor. Sollte er Juda Hallevi angehen um Unterstützung, angehen um den Gebrauch seiner ausgezeichneten Bibliothek und Instrumente? Der Geist seines Vaters wies ihn zurück. Aber, sprach er zu sich selbst, mit dem Namen habe ich meine Vergangenheit abgelegt. Ich bin nur Abraham, und nichts weiter. Ich habe keine Familie, keinen Vater....

Das Bedürfniß siegte. Er schrieb einen kurzen, aber eindringlichen Brief an Juda Hallevi. Ein Jüngling, der auf dem Wege der Wissenschaft nur ein Hinderniß kennt, die Armut, will ein kleines Pfund vom reichen Juda leihen, damit es in seiner Hand wuchere und reiche Früchte trage. Juda, der große Gärtner Israels, wird den kleinen abgerissenen Zweig nicht verachten und ihn in einen wasserreichen Boden verpflanzen.

Aber wer bemißt die Wege der Vorsehung? Hat Juda den Brief nicht erhalten? ist er ihm im Drange der Geschäfte abseits gekommen? oder war es eine Pause, der auch der Wildthätigste nicht entgeht, wenn gerade vielleicht eine große Hoffnung getäuscht, ein mühevolltes Werk vereitelt worden? Das Schreiben Abraham's blieb ohne Antwort, Wochen lang harrete er des Boten und er kam nicht. Da wurde sein Herz bitter gegen Juda und unbewußt überschlich ihn der Verdacht, daß Juda zwar im Lichte des Tages seine Wohlthaten spende, aber die Verborgenheit verschmähe.

Er mußte sich auf sich beschränken. Er übernahm das Amt eines Abschreibers, jedoch nur für astrologische Werke. Bei seiner großen Sauberkeit, bei der Genauigkeit und Eleganz seiner Zeichnungen brachte er es darin zu einigem Rufe. Kein Blatt ging jedoch aus seinen Händen, er hätte es denn auch

für sich copirt. Mit Hilfe dieser Uebungen und bei der Fülle seiner Einbildungskraft und seines eisernen Gedächtnisses konnte er denn auch mit seinen Fortschritten in der Astrologie zufrieden sein. Durchschaute er auch nach und nach die Unsicherheit der Anwendung astrologischer Berechnungen auf die Geschichte der Menschen, so bot sich ihm Ersatz genug in der Erforschung der Himmelskörper und des Weltbau's an sich.

Dennoch führte ihn auch diese Beschäftigung noch einmal in das Haus Juda Hallevi's. Dieser besaß ein astrologisches Manuscript in persischer Sprache, das sonst nicht wieder vorhanden war. Er hatte es als Gegengeschenk aus dem heiligen Lande erhalten. Der Fürst, der davon Kunde bekommen, verlangte eine Abschrift für die Bibliothek der Universität. Man berief den bekannten Abschreiber Abraham zu Juda. Dieser schwankte nicht. Er trat vor Juda und empfing mit vielen Be-theuerungen der Sorgfalt das Kleinod. Anderes kam nicht zur Sprache. Mit eisernem Fleiße warf sich Abraham auf die ihm noch unbekannte Sprache und vollendete bald mit Fertigkeit die Abschrift. Er brachte Original und Copie in das Haus Juda's, dieser aber war abwesend und man wies ihn an dessen Tochter, an Hulda.

Hulda, in der frischesten Blüthe der Jugend, machte einen tiefen Eindruck auf Abraham. Sie beachtete ihn kaum, flüchtigen Blickes nahm sie ihm die Schriften ab, lächelte bloß über die sonderbaren Charaktere und Figuren und ließ ihm den Sold auszahlen. Aber dieser Blick, dieses Lächeln, dieser Wohlklang der Stimme gruben sich dem Herzen Abraham's unverwischbar ein.

Seitdem hatte er keine Verbindung wieder mit Juda Hallevi. Aber seine Ruhe war dahin. Er vernachlässigte seine Studien und seine Abschriften. Er schweifte umher in den Wäldern um Cordova, um zu träumen. Er suchte nach Gelegenheit, Hulda zu sehen. Sein erfinderischer Geist fand diese

oft genug aus heimlichem Versteck heraus. Immer tiefer wuchs diese Liebe in sein Herz hinein . . .

Da erwachte er einst. Eine unbedeutende Veranlassung machte ihn auf seine Gemüthsstimmung, auf seine Lage aufmerksam. Sein Verstand sagte ihm, so könne es nicht bleiben, wolle er nicht untergehen . . .

Da ermannte er sich; er verkaufte seine kleine Bücher-sammlung, die Erzeugnisse seines Fleißes, und bestieg ein Schiff, ihn nach dem verlorenen Lande der Väter zu führen.

Wir kennen seine Erlebnisse allda. Wir wissen, wie bald ihn sein Geschick zurückschleuderte nach Spanien, ihn Hulda aus den brausenden Wässern retten ließ, ihn jetzt unter den Zweigen der Platane in der Stille der Mitternachtsstunde zu harren zwang des Boten, der ihn zu Juda Hallevi geleite.

10.

Juda Hallevi saß in seinem Studierzimmer. Alles um ihn her verkündete die höchste Einfachheit, einen simplen Geschmack, der mit Sinnigkeit auf den Nutzen der Dinge sieht, aber den Glanz verschmäh't, an Ordnung und Gefälligkeit Freude hat, aber den inhaltslosen Pomp vermeidet. An einem großen und breiten gothischen Spitzfenster, dem einzigen des Gemaches, der Morgensonne zugewandt, stand der Arbeitstisch, der einfach an seiner Breitenseite eine Menge Abtheilungen zeigte, in welche die verschiedenen Einkäufe bis zu weiterer Betrachtung gelegt wurden. Sonst enthielt das Zimmer Nichts, was nicht zu den damals und in jenem Lande gewöhnlichen Bequemlichkeiten gehörte. Aber zu beiden Seiten ging durch offene Durchgänge das Zimmer auf zwei Seitengemächer aus, und hier befandete sich der doppelte Mensch, welcher in Juda vereinigt war. Während das Gemach rechts dem Geschäftsmann diente und Cassen, Handelsbücher, Geschäfts-

sachen zc. in Uebermaß enthielt, gehörte das links dem Gelehrten, indem es eine bedeutende, kostbar gebundene Bücher-sammlung, eine Reihe schöner Instrumente und mancherlei Kunstgegenstände umschloß, und die auf Ständern und Gesimsen aufgeschlagenen Bücher von dem eifigen Forschen des Besitzers zeugten. Das Ganze war so ein eigenthümlicher Ausdruck des Mannes, in welchem sich die mannigfaltigsten Beziehungen und Richtungen, die verschiedenartigsten Bestrebungen und Kämpfe einheitlich gestalteten und friedlich zurechtlegten.

Juda war um die Fünfzig. Eine hohe aber hagere Gestalt, eine nur noch mit wenigen, fast schon ergrauten Locken umgebene Stirn, das bleiche, durchfurchte Antlitz, aus welchem die Adlernase scharf und kantig hervortrat, die schmalen Lippen, der kurze, spitze Bart gaben ihm das Aussehen eines zwar scharfen, aber mehr mit den Details sich beschäftigenden Denkers, eines Mannes, der viel gekämpft, ohne einen allgemeinen Sieg erlangt zu haben, sondern viel gewonnen, aber ebenso viel verloren hat — wenn nicht das klare und sanfte, dabei doch feurige graue Auge, beschattet von sehr sein Alter überaus zarten Augenbrauen, bezeugt hätte, daß der Mann noch viel mehr sei, als er unter dieser Hülle verrieth, daß in ihm eine Welt von Empfindung und Phantasie lebe.

Pergamente lagen auf seinem Tische genug. Aber er betrachtete sie nicht. In der Hand hielt er vielmehr ein entfiegeltes Schreiben, dasselbe, welches Abraham durch Mose ihn hatte übergeben lassen. Es war so einsam, so schweigsam im Zimmer, das nur von einer einzigen, von der hohen Decke herabhängenden Ampel erhellt ward; da Juda die Kerzen an seinem Arbeitstische nicht angezündet hatte, füllte eine gewisse Düsternheit das Gemach; ringsum die höchste Stille, in die nur bisweilen aus dem Garten, auf welchen das Fenster des Zimmers hinausging, das Nachtrauschen der Platanen geheimnißvoll flüsterete. Mose hatte erst spät am Tage das Schreiben dem

Ihm übergeben können; erst spät hatte sich Juda zurückziehen können, um es zu lesen; er hatte darauf Mosen sofort den Befehl gegeben, den Fremden zu ihm zu führen, mit aller möglichen Fürsorge ihn in dieses Gemach zu geleiten. Jetzt erwartete er ihn, und er hatte unterdeß den Brief, der ihm aufgefallen, noch einmal durchlesen. Was war es, das ihn so eigenthümlich berührt hatte? Große Geister drücken Allen, was von ihnen ausgeht, einen originalen Stempel auf. Oder war es die Form, die Handschrift? Schien sie ihm bekannt, und er wußte nicht, woran er sich erinnern sollte?.... Abraham hatte geschrieben: „Die Wege des menschlichen Lebens haben sich so mit Dunkel bedeckt, daß sie nicht immer am hellen Mittage über den Markt der Deseffentlichkeit laufen können. Gewalt und Hinterlist haben sich da ohne Scheu auf die Throne der Welt gesetzt, daß die Gerechtigkeit in Umwegen um den Flecken herum schleichen muß. Darum verzeihe, wenn ich nur unter den Schleiern der Mitternacht zu Dir komme. Aber ich würde dies dennoch nicht wagen, wenn nicht die, welche mich gesandt, an einem Orte wohnen, wo sich das Licht der Welt verborgen hat, wo es untergegangen vor vielen Jahrhunderten im Flammenroth der Zerstörung,

„An dem Orte, wo sich Gott
Hell und deutlich offenbarte
Deinen Schern, deinen Boten;....“
„wo die Erde sich geöffnet,
Deine Lade zu empfangen,
Und die Cherubim, die standen
Zu dem Allerheiligsten....“*)

„Diese haben zu Dir gesprochen, aber durch den Mund der Feinde. Jetzt wollen sie ihr Wort an Dich gelangen lassen von den Lippen des Fremdes. Sie haben mich dazu ausersehen. Ja, ich spreche zu Dir:

*) Aus einem Zionsliede von Juda Hallevi.

Würde meines Schmerzes Größe
 Sich im Thränenstrom ergießen,
 Sprich, wo würd' ein Raum zum Ruhen
 Bleiben eines Menschen Füßen?
 Aber wie des Schöpfers Schwur
 Noa's Fluthen gab die Kreuze:
 Also hat er Friedensbogen
 Meinen Zähnen auch gezogen.*)

„Laß, großer Zuda, diesen Friedensbogen um die Mitternacht
 in Deinem Gemache stehen.“

Dieses Schreiben berührte Zuda mannigfach. Das Ver-
 ständniß war ihm leicht, nachdem er des Tages zuvor das
 Schreiben der Väter von Jerusalem aus den Händen des Ge-
 sandten des Großmeisters entgegengenommen. Aber die feine
 Anspielung aus einem Liede, das er selbst für eines seiner
 gelungensten hielt, und das sich bereits bei den Juden des
 ganzen Welttheils verbreitet hatte, so daß sie es am Trauertage
 Jerusalems zu recitiren pflegten, und dann die sehr künstlich
 angelegten Verse des Brieffschreibers selbst, welche — wenn
 sie freilich auch unserm heutigen Geschmacke wenig zusagen —
 der damaligen arabischen und hebräischen Dichtungsweise in
 Form und Ausdruck sehr entsprachen, und eine Meisterhaf-
 tigkeit verriethen, entzückten den Leser und machten ihn um so
 mehr begierig, den geheimnißvollen Voten kennen zu lernen.
 Mehr als jeder Andere mußte der Dichter den Jünger seiner
 Kunst zu würdigen wissen, und nun gar Zuda Hallevi, dessen
 große Seele, weit von allem ausschließenden Meide entfernt,
 für Alles, was die innere Größe seiner Nation, die geistige
 Erweckung derselben berührte, noch wie jugendlich schwärmte.

Die Pforte des Gemaches öffnete sich endlich, und Abraham
 stand fest und männlich vor Zuda's Stuhl.

Nachdem Zuda einen prüfenden Blick auf den jungen Mann
 geworfen, richtete er die Frage an ihn: „Wer bist Du?“

*) Aus einem Gedichte Abraham's.



„Du hast mich schon einmal gesehen, Zuda,“ lautete die Antwort. „Ich stand schon einmal vor Dir, als Du mir das persische Manuscript über den Lauf des Merkurs zur Abschrift übergabst. Du konntest meiner wohl vergessen.“

„Nein, nicht vergessen. Du stehst hier im Schatten und darum erkannte ich Dich nicht. Zum Beweise, daß ich Dich nicht vergessen, Du heißt Abraham. Deine Arbeit gefiel mir damals sehr wohl, ich hatte noch wenig so gute, namentlich so correcte Abschrift erhalten. Ich mußte daraus ersehen, daß Du nicht blos mechanisch abschreibst, sondern sehr genau mit der Sache bekannt seiest. Du machtest sogar einige Randbemerkungen über Irrthümer des Originals, die mich mit Erstannen erfüllten. Sie waren so kurz, so energisch und so scharfsinnig, dabei so bescheiden und gut ausgedrückt, daß ich den Urheber kennen zu lernen wünschte; aber als ich nach Dir sandte — ich hatte die Copie zu durchblicken erst etwas lange nachher Muße — da warst Du nicht mehr aufzufinden. Um so willkommener ist es mir, daß Du mich jetzt aufsuchst, oder vielmehr, daß irgend eine Verwicklung des göttlichen Geschickes Dich zu mir führt. Dein Schreiben von heute hat mir abermals eine Seite der Kunst und des Wissens an Dir offenbart, und da Du also mit jenem Abschreiber Abraham eine und dieselbe Person bist, so sei mir herzlich willkommen, junger Mann!“

Zuda ergriff ihn bei der Hand und führte ihn zum Divan. Abraham fühlte sich tief erschüttert. Bei allem Selbstbewußtsein, das ihm sein unermüdeliches Streben und rastloses Schaffen, so wie die Erfolge seiner ersten Jugend eingedrückt, hatte ihm doch wieder sein trauriges Schicksal, das Fehlschlagen aller Hoffnungen, ja die Verfolgung, der er sich seit seiner frühesten Jugend ausgesetzt gesehen, so viel Zweifel und so viele Resignation gegeben, daß die Freundschaft, die ihm ein Zuda Hallevi entgegenbrachte, wie ein Traum über ihn kommen mußte. Und war nicht Zuda Hulda's Vater? . . . Er hatte den herzlichsten Druck von Zuda's Hand gefühlt — — aber war nicht dieser

Juda auch der Feind seines Vaters, die Ursache des jähen Sturzes seiner ganzen Familie? Abraham ermannte sich schwer unter dem Andrang dieser Gefühle.

Juda hob wieder an. „Was führt Dich zu mir, Abraham? Was bewog Dich, die Schatten der Nacht hierzu zu suchen? Dein Schreiben läßt mich Etwas vermuthen, aber nicht klar sehen.“

„Als Du mich ansuchen liehest, Juda, war ich von hier abwesend. Losgelöst von allen Familienbanden, wie ich war, wollte ich weiteren Widerwärtigkeiten entgehen, indem ich mich nach fernem Gegenden begäbe. Wohin anders aber konnte ich da meine Schritte zuerst lenken, als nach dem Gräberfelde unsers Stammes, nach dem heiligen Lande? Und von dort komme ich jetzt zurück. Und allein um Dir Botschaft zu bringen, kam ich zurück. Mögest Du mich nicht für zubringlich halten. Ich bin nicht aus freien Stücken gekommen....“

„Und warum nicht, Abraham? Stehe ich unter meinen Glaubensbrüdern in dem Hause, daß meine Thüre verschlossen sei für Solche, die zwar arm an irdischen, desto reicher an geistigen Gütern sind?....“

„Nein, Juda. Doch lassen wir dies jetzt und kommen wir zu meiner Botschaft.“ Abraham berichtete ihm hierauf von dem Zwang, welchen der Großmeister an den Vätern in Jerusalem ausgeübt, um den Brief an Juda zu erpressen, den dieser erhalten; wie die Rabbinen in der heiligen Stadt sich nicht anders helfen konnten, als dem Befehl des Tempelritters zu gehorchen; wie sie aber ihn an Juda abgesandt, um diesen mit der ganzen Sachlage bekannt zu machen, damit Juda den rechten Entschluß fassen könne, und wie sie ihn um Alles bäten, sich der bedrängten Nation zu erhalten und vom Pfade der Gerechtigkeit nicht zu weichen.

Juda hörte ihm aufmerksam zu, und schwieg noch lange, als Abraham schon geendigt.

„Die Väter in Jerusalem,“ fuhr Abraham fort, „konnten sich denken, daß Du einem Dir Unbekannten nicht ein volles

Vertrauen schenken werdest; sie haben mir daher ein Erkennungszeichen mitgegeben, welches Dir die Wahrheit meiner Aussagen bezeugen möge." Hiermit holte er das Kleinod, das ihm Rabbi Joseph übergeben, aus dem Busen und reichte es Juda dar.

Juda nahm es, fuhr aber wie vom Blitze getroffen zurück. „Wie?“ stammelte er, „dies bringst Du mir?“

Abraham blickte erstaunt auf Juda. „Was ist Dir, Meister? was betrifft Dich?“

„Wer hat Dir dies übergeben, Abraham?“ frug Juda wie mit tiefer Behmuth.

„Der blinde Rabbi Joseph; er sagte, daß Ihr es einst nach Zion gesandt zur Ausschmückung einer Tora. Und um Euch nun meiner Person ganz gewiß zu machen, gab man es mir mit“

„Es sei so!“ sprach Juda, nachdem er sich gefaßt. „Wisse, Abraham, denn nach dem, was vorgegangen, kann ich offen zu Dir reden, daß dieses Kleinod ein in meiner Familie Jahrhunderte lang vererbtes ist, dessen wir uns in den größten Bedrängnissen nicht entäußerten; ein tief verehrter Lehrer aber, Rabbi Meir aus Grenada, ein großer Astrologe, theilte mir mit, daß ich dieses Kleinod von mir entfernen sollte, es würde mir dann aber wieder zukommen in einer verhängnißvollen Stunde, in einer Zeit der Entscheidung, die über mein und der Meinigen Geschick auf lange hin bestimmend sein würde. Darum sandte ich es nach Zion, mehnend, daß, wenn eine unheimliche Gewalt in dem Kleinode bestehe, sie am Ehesten von dammen weichen würde an der Stätte der Heiligkeit Aber es ist über das Meer zurückgekehrt und in Deiner Hand“

Abraham seufzte. „Und sollte ich auch hier das Werkzeug eines höheren Geschickes sein, ohne daß ich Schuld oder Verdienst trüge? Rabbi, gebt mir es wieder mit; ich habe ja zu Euch gesprochen, was man mir aufgetragen; meine Sendung ist vollendet; ich will den bedeutungsvollen Edelstein wie-

der dahin zurücktragen, wo man ihn mir überlieferte. Die Wissenschaft lehrt ja, daß zwar der Mensch sein Geschick abspiegelt findet in den Bahnen und Constellationen der Gestirne, aber sie lehrt auch, daß der Mann, der thatkräftige, das Geschick machen hilft. Nicht das Schicksal hängt von den Sternen, sondern die Sterne vom Geschicke Gottes ab, und Gott bedient sich der Entschlüsse des Menschen, um das Geschick so zu vollenden, wie Er es entworfen.“

„Nicht doch, Abraham. Von Schuld kann keine Rede sein. Und daß das Kleinod bei mir bleibe oder von mir entfernt werde, kann gleichgültig sein, nun, da es doch, wie es sollte, zurückgekehrt ist. Auch wissen wir ja nicht einmal, ob jene mir verkündete Entscheidung nicht eine glückliche sei. Die verhängnisvolle Zeit ist so schon da. Seit langer Zeit hat sich Vieles aufgehäuft, was mir drohet. Ich weiß es, und es ist besser, daß der Knoten gelöst werde. Da bist Du mir denn sehr willkommen, denn der Mäurer, der treuen, die Einem zur Seite stehen, kann man nicht entrathen. Doch Du hast mir noch nicht einmal Deinen Familiennamen genannt....“

Abraham fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Er senkte das schöne, männliche Antlitz und sprach: „Laßt mich, Diabbi, noch eine Zeit lang im Dunkel der Niedrigkeit. Ich liebe es, mich durch mich selbst zu heben....“

„Ich verstehe Dich nicht ganz, Abraham. Ich fühle, Du stellst Dich so stolz, um vielleicht Andere nicht zu verletzen. Denn sonst paßte dieser Stolz nicht zu Deinem Werthe. Doch ich ehre den Willen Jedes, sobald er seine Person betrifft.... Doch vergessen wir unsere Angelegenheit nicht. Es ist nicht zu verkennen, allem dem liegt ein fein angespannener Plan zu Grunde. Der König betrauet mich mit den Unterhandlungen mit dem Orden. Der Orden macht den Bestand der heiligen Synagoge zu Jerusalem zum Preise einer Verrätherei, die er von mir verlangt. Meinst Du, damit sei die Verwicklung zu Ende? Vielleicht sind Dir die Händel des Königs mit den

Bürgern von Sarragossa bekannt? Diese kühne und tapfere Bürgerschaft will zwar dem Könige huldbig aber unabhängig bleiben, keine königliche Besatzung, keine Beamten des Königs aufnehmen. Nun, da senden sie heute eine Botschaft an mich, und drohen mir, die Judenschaft in ihrer Stadt mit Stumpf und Stiel auszurotten, wenn ich nicht beim Könige für sie wirke. Um dies aber noch verworrener zu machen, tragen mir die Tempelritter für den König an, daß, wenn er sonst ihre Forderungen bewillige, sie von ihrer Burg in Sarragossa aus einen Ausfall auf die Stadt machen und sie für den König händigen wollen. . . . Man will also überall den Juden zwingen, an sich zu denken und seines Königs zu vergessen. Und warum hat der König mir diese Unterhandlungen aufgetragen? Gibt es keine listigeren, schlaueren Hände an seinem Hofe? Ist es reiner Ausfluß des Vertrauens oder Eingebung eines heimlichen Feindes? Sollte der Orden selbst auf Umwegen es bewirkt haben, weil er über mich Herr zu werden glauben konnte? Oder gehört es mit zu den geheimen Partikeln dieses Ordens, nicht bloß mit dem Schwerte, sondern auch durch Tränke Alles zu vernichten, was nicht Christ ist? . . . Fürwahr, es ist ein weites Gebiet der Vermuthungen. . . ."

"Aber, Rabbi," fiel Abraham ein, "die Vermuthungen helfen hier zu Nichts, sind gleichgültig, da wir jedenfalls den Feind kennen. Die Lage ist klar. Der Orden wie die Bürgerschaft Sarragossa's will die Juden tilgen, falls Du ihnen nicht Dienste leistest. Diese Dienste aber laufen der Treue gegen Deinen Herrn zuwider, und, selbst wenn Du auf sie eingehest, läufst Du Gefahr, daß das Spiel dem Könige offenbar wird, und dann bist Du verloren, und wir — das brauchen wir uns nicht zu verhehlen — mit Dir: denn wann hätte man einen Juden allein getroffen? Die Lösung kann daher nur darin zu finden sein: wie ist der größtmöglichste Vortheil des Königs damit zu vereinigen, daß wir unsere Glaubensgenossen nicht den Schlägen ihrer Feinde preisgegeben?"

„Sehr scharfsinnig bezeichnet. Ein Anderes giebt es nicht.“

„Dann, Meister,“ fuhr Abraham fort, „würde ich mir die Forderungen der Gegner auf die eine Seite stellen, und das Geringste, was der König bewilligen könnte, auf die andere Seite. Ich zöge dann eine Linie mitten hindurch und suchte beide Theile zu dieser Mittellinie hinzubewegen.“

„Sehr schön, Abraham. Du betrachtest diplomatische Unterhandlungen wie eine mathematische Figur. Vergiß aber nicht, daß der König verlangt, ich soll das Mindeste bewilligen, nicht ein Mittleres. Indes jedenfalls giebt Dein Vorschlag uns Gelegenheit, die ganze Sachlage uns völlig deutlich zu machen. Ich werde mich sofort an die Arbeit machen. Ich werde auch hier Geradheit und Offenheit mir zur Richtschnur machen, und vielleicht, daß hieran die Pläne meiner Feinde zerpfaffen.“

Abraham erhob sich. Juda fuhr fort: „Abraham! Schwierige Verhältnisse haben uns zusammengeführt. Laß uns so schnell nicht wieder auseinander kommen. Du sagtest mir zuvor, daß die Väter in Jerusalem Dich zu ihrem Boten erkoren, weil unsere Feinde Dich dort nicht bemerkt. Sprich, hast Du hier viele Bekannte?“

„Ich bin allein als der Abschreiber Abraham von den Gelehrten gekannt, und auch diesen bin ich seit Jahr und Tag entschwunden.“

„Gut. So kann es nicht auffallen, wenn Du fortan mein Haus öfter besuchst. Du erscheinst als einer der vielen Jünger der Wissenschaft, die zu mir kommen. Du weißt, ich halte einen besondern Tisch für diese. Mische Dich zuerst unter sie, Du wirst diese Rolle um des höhern Zweckes willen eine kurze Zeit übernehmen. Ich weiß, Du suchst Nichts bei mir, aber ich suche Dich. Erfülle mir diese Bitte. Du wirst nach Sarragossa müssen. Geh, mein Unbekannter, geh im Schatten der Nacht von dannen und kehre im Lichte des Tages wieder zu mir....“

Diese Worte waren mit einer so unendlichen Güte gesprochen, daß sich Abraham, der stolze, unwillkürlich über die Hand Juda's beugte und sie küßte. Juda antwortete ihm durch einen kräftigen Händedruck.

11.

Am andern Mittag begab sich Abraham in das Haus Juda's. Nachdem er sich dem Thürsteher als Scholar kund gethan, wurde er von diesem in einen geräumigen Saal gewiesen. Er fand hier eine lange gedeckte und mit nettem Speisegerath versehenen Tafel, um welche herum eine nicht unbedeutende Zahl Scholaren, in ihren einfachen Talaren und mit Käppchen auf dem Haupte, den runden, breitkrämpigen Hut in der Hand, in Gesprächen standen oder spazierten, des Augenblickes gewärtig, wo die Speisen aufgetragen und sie zum Setzen aufgefordert würden. Abraham trat bescheiden ein, ging um die nächste Gruppe herum und stellte sich in eine Fensterbank. Dennoch wurde sein Eintritt bemerkt, und machte einiges Aufsehen, da man ihn nicht kannte und er doch schon etwas über das Scholarenalter hinaus schien. Man blickte ihn von allen Seiten an und musterte ihn. Nachdem man ihn genugsam beschaut, schwakte man weiter.

„Wer mag der Fremde sein?“ ließ sich in einer Gruppe eine Stimme vernehmen, die einem fuchsbärtigen Jüngling angehörte. „Habe ich ihn doch noch in keinem der Hörsäle bemerkt, und schon drängt er sich hier herein, wo nur die Tüchtigsten von uns aufgenommen werden?“

„Nun, er muß doch von Rabbi Juda die Erlaubniß haben,“ erwiderte ein Anderer.

„Was wird er das!“ entgegnete der Erste. „Meinst Du, der Thürsteher mustert uns so genau, daß nicht ein Langerer, ein Faulenzer und Schmarotzer sich hereinschleichen könnte?“

„So sieht er nun doch nicht aus“, sprach der Andere. „Er ist zwar armselig genug gekleidet, aber sein Angesicht verspricht Etwas.“

„Seit wann, lieber Samuel, bist Du so ein Physiognom, daß Du im offenen Buche des Menschen seine Geschichte zu lesen vermagst? Hat Dir etwa dies Meister Rodrigues offenbart, mit dem Du ja viel verkehrst?“

Ein lautes Gelächter erfolgte aus der ganzen Gruppe.

„Mit dem ehrsamem Vater Rodrigues verkehre ich nicht mehr, als um tüchtig die Lanzette handhaben zu lernen; aber das hat er mir neulichst offenbart, daß es sehr rathsam, jedem von den bekannten Vielwissern, die sich auf ihre gelehrte Vappensammlung allzuviel einbilden, monatlich ein Unzehen Blut abzapfen, damit es sich in der Wonne über ihren eigenen Werth nicht zu stark zu ihrem kleinen und engebaunten Herzen dränge.“

Jetzt waren die Lacher auf des Andern Seite; der suchsbärtige Jüngling entfernte sich mit einem wüthenden Blicke, indem er flüsterete: „Wart', Vater, Dir gedenk' ich es.“

Der junge Mann, der sich so tapfer vertheidigt hatte und den sein Gegner Samuel genannt, schritt auf Abraham los und redete ihn an.

„Du bist wohl ein eben angekommener Fremdling?“ richtete er in der Unbefangenheit der Jugend die Frage an Abraham. „Ich könnte Dir vielleicht in Etwas dienen, denn ich bin bekannt in Cordova.“

„O, ich kenne Cordova auch, nur war ich längere Zeit abwesend. Jedenfalls danke ich sehr für Deine Bereitwilligkeit, und werde sie benutzen, sobald ich ihrer bedarf,“ lautete die Antwort.

„In diesem Saale warst Du noch nicht, aber es wird Dich freuen, den Geist der Wohlthätigkeit zu bewundern, die von unserm großen Rabbi hier geübt wird.“

„Man braucht nicht hierher zu kommen, um von ihr zu hören und sie zu bewundern.“

Während die Weiden das Gespräch so fortspannen, hatte sich ganz in der Nähe eine neue Gruppe um den Fuchsbärtigen gesammelt, und dieser sprach so laut, daß man die Worte in der Fensternische sehr gut vernehmen konnte.

„Für gewisse Menschen“, sagte er, „ist jeder Fremde eine Reimruthe, an der sie sich wie thörichte Vögel hängen und fangen. Dabei ist es ihnen ganz gleich, woher die Reimruthe stammt, und sei es aus einem gärtigen Moraste.“

„Woher hast Du nur, Izaak, das Gleichniß wieder her? Es fließt Dir so vom Munde, wonach wir Anderen lange noch suchen, wenn die Gelegenheit, es anzuwenden, schon vorüber“, sprach ein Zilugerer, der den Angeredeten ehrfurchtsvoll anblickte.

Izaak erhob sein unschönes Haupt und das eben einfallende Sonnenlicht beleuchtete seine braune Stirn und ließ Haupthaar und Bart wie Flammen erglänzen, aus denen das bleiche, magere und mit Sommersprossen bedeckte Gesicht hervorschaute. „Was sollte denn“, erwiderte er, „die Bekanntschaft mit den größten alten und neuen Geistern nützen, wenn sie nicht unserm eigenen Geiste kräftige Schwingen anhefteten. Nur muß man nicht mit Burschen, die nur in gemeinen Regionen verkehren, zu oft zusammenkommen, denn das stumpft ab wie der Essig die Zähne.“

Samuel trat hervor und sagte: „Meinst Du, rothbärtiger Mensch, mich mit Deinen Burschen? So sage ich Dir, daß Du ein erzgemeiner Bursche bist, der als Fanulus des Rabbi David Marboni einen schmutzigen Handel mit den Stützen derer treibt, die zu dessen Füßen sitzen....“

Der Herr Izaak erhob die Faust und ballte sie, aber sei es, daß er die Stärke seines kräftigen Gegners, sei es, daß er den Ort schenete, er ließ sie wieder sinken. „Werde ich es doch erleben“, knirschte er endlich, daß Du aus Cordova herausgepeißelt wirst, wie Du es verdienst, und was ich dazu beitragen kann, werde ich thun....“

„Das glaube ich, und wenn Du das schwärzeste Gift der Verleumdung brauchen solltest aber Du wirfst es nicht erleben“

Der laute Wortwechsel hatte noch mehrere der friedlich im Saale sich Ergelenden herangezogen, und eine Stimme ließ sich vernehmen: „Aber, Menschen, was treibt Ihr? Statt befehrender und unterrichtender Dispute, wie Sie in diesem Saale zu führen, zankt Ihr mit einander? Was soll der Fremde von den Kostgängern Rabbi Juda's denken, wenn er uns Alle nach Euch bemessen sollte?“

„Was der Fremde denkt, ist mir sehr gleich“, wandte Izaak ein, „weiß ich doch nicht, ob er überhaupt denkt; aber der Unverschämtheit muß man steuern, und ich werde mit Rabbi Juda sprechen“

In diesem Augenblicke erschien der Haushofmeister, hinter ihm Diener des Hauses mit Schüsseln; jener winkte, und vergessen war Streit und Disput; die hungrigen Scholaren eilten, einen Platz einzunehmen, doch ließen sie offenbar dem Izaak eine Gasse, daß er einen obern Platz besetzen konnte. Abraham folgte bescheiden dem Haufen, und so blieb ihm nur einer der unteren Sitze übrig. Nach den kurzen Benedictionen war Alles mit Essen beschäftigt, als die Thür sich öffnete und Juda Hallevi eintrat. Die Scholaren fuhren in die Höhe, nahmen aber auf eine einladende Geberde des Rabbi ihre Sitze wieder ein. Das Auge Juda's überflog die Tafel und bemerkte Abraham am andern Ende. Einen kurzen Blick des Einverständnisses schien er mit ihm zu wechseln; dann ließ er sich auf dem obersten Sitze der Tafel nieder und man bediente ihn.

„Meine Geschäfte“, hob Juda an, „haben mich lange Zeit fern gehalten; mein Herz drängte mich, meine jungen Freunde einmal wiederzusehen und nach ihrem Wohlfsein zu fragen.“

Izaak, der dem Rabbi nahe saß, nahm für Alle das Wort und sprach: „Allerdings, Meister, sehnten wir uns nach Dei-

nem Angesichte, wie nach dem Strahle der aufgehenden Sonne, wenn die Nacht voll Dunkels und Sturm war. Indeß, Herr, vermiften wir Dich weniger bei der Spende Deiner Hand, denn diese wird uns stets reichlich gewährt, als bei der Spende Deines großen Geistes auf dem Lehrstuhle. Wir sahen da wohl viele Sterne, aber die Sonne von Cordoba war fern....“

„Ihr versteht die Worte zu fezen, Izaak“, antwortete Juda, „aber nicht so, wie ich sie liebe.... Ihr versteht mich.“

Izaak war nicht beschämt, er hielt sich an den ersten Satz der Antwort und blickte triumphirend umher.

Nach einer Pause begann Juda wieder: „Habt Ihr mir nichts Neues aus den Gebieten des Wissens oder der Kunst zu berichten? Ist nichts Neues Euch bekannt worden, das Beachtung verdient?“

Nach einigem Schweigen hob Izaak zu reden an: „Wenn auch, Rabbi, seitdem Ihr Eure schübubefiederte Feder ruhen lasset, es ziemlich still zu sein scheint in den Gärten Juda's, so machte doch jüngst ein Gedicht viel von sich reden, das unter dem Titel „Charuzim al-Zechel Schach“ bekannt geworden, und das jüngst auch bei uns aufgekommene Spiel, welches man Schach nennt und das einer Menschenschlacht ähnlich sein soll, besingt. Ich habe es nicht gelesen, da mir der Gegenstand doch zu profan erscheint. Wenn man die Gedichte des Abi-Kolha-Meschorrerim*) gelesen, wenn man ein Adon Chasbecha**) studirt hat, so verliert man den Muth, sich an ein Purimlied, wie das über ein loses Spiel, zu machen.“

Der alle Zeit fertige Gegner Izaak's, Sammel, fiel ihm in die Rede: „Ich halte dies für sehr einseitig; man kann ein sehr warmes Herz für religiöse Gesänge haben und sich doch

*) „Vater aller Sängers,“ ein Beiname, den man dem Juda Hallevi gegeben.

**) Ein sehr schönes, ausgebehtes Gedicht Juda's über die Geschichte der Ester, zum Vorabende des Purimfestes.

auch an Gedichten anderer Art ergötzen. In der Schöpfung Gottes giebt es viele Blumen, so auch im Garten der Dichtkunst; wer sich nur an einer ergötzt oder zu ergötzen vorgiebt (setzte er mit Nachdruck hinzu), der zeigt, daß er seine Lieblingsblume auch nicht recht zu würdigen weiß, und sie nur protegirt, weil — hm, ja, weil es ihm Nutzen schafft. . . .“

„Nach harten Urtheilen frage ich Nichts; ich lasse einen Jeden seinen Weg gehen und wandle den meinen; ich habe mich der Religion und dem Studium ihrer Lehrer übergeben, und was davon abseits liegt, überlasse ich denen, die einer andern Kunst obliegen, wie z. B. der Baderkunst, der Mathematik zc.“

Die hitzigen Streiter schwiegen, da sie beide fühlten, daß sie fast schon zu weit gegangen in Gegenwart des Rabbi.

Ein Anderer hob an: „Ich habe die Charuzim gelesen, von denen die Rede ist, und das Gedicht köstlich gefunden. Es ist durch und durch voll tiefen Wises und Scharfsinns und in sehr künstlichen Formen.“

Ein Dritter sprach: „Ich möchte aber doch wissen, ob es der Muse, die die Tochter Zions ist, geziemet, sich auf so profane Gegenstände zu werfen? Wir haben hierfür noch wenig Beispiele, und so scheint es, als ob die hebräische Muse sich lediglich auf die heilige, auf Gebet und Gotteslehre beschränken solle. Entfernt sie sich hiervon, so entsagt sie vielleicht ihrem eigensten Wesen.“

Juda, der dem Gespräche sehr wohl gefolgt war, hob hier seine Augen über die Tafel, und rief Abraham auf, indem er sprach: „Was habt Ihr, Abraham, für eine Ansicht hierüber? Theilt sie uns doch mit, denn die Frage ist bedeutend.“

Aller Augen richteten sich auf Abraham, der bis jetzt, nicht theilnahmlos, aber doch ruhig sich verhalten hatte. Ohne zu zögern antwortete er:

„Man kann durchaus nicht zweifelhaft sein, daß das

religiöse Gebiet das natürliche für Israel ist, das es niemals verlassen darf und kann; also giebt es auch keine andere Mutter der Poesie Israels, als die Religion. Das schließt aber durchaus nicht aus, daß wir zu unserer eigenen Auszubildung nicht auch nach anderen, ja nach allen Seiten hin unsere Aufmerksamkeit richten dürfen. Ja, mich will es bedünken, wir müßten es sogar. Denn ist denn die Religion eine Despotin, welche ihren Jüngern, um sie etwa in ihrer Herrschaft zu behalten, feste, engbegrenzende Schranken zieht? Oder bedarf es, um die Wahrheiten unserer göttlichen Lehre in ihrer Tiefe zu fassen, nicht des entwickelten Geistes? Wie kann aber der Geist entwickelt werden, wenn nicht dadurch, daß er möglichst vieles Wissen sich erwirbt und in vielen Künsten sich übt? Ohne also dem Gedichte, von dem die Rede ist, das Wort zu reden, glaube ich, daß von vorn herein der Gegenstand nicht verurtheilt werden darf, sondern Alles auf die Behandlung und Darstellung ankommt."

Eine lautlose Stille herrschte im Saale, als der Fremde, Vielen so unscheinbar Erschienene gesprochen; insonders konnte man Isaak ein sehr lauges Gesicht ziehen sehen. Einer der Scholaren knüpfte an und sprach:

"Und Beides, Behandlung und Darstellung, ist in den gedachten Charuzim über das Schachspiel, so weit ich urtheilen kann, höchst gelungen. Dann bürgt ja auch der Name des Dichters dafür, es ist *Aben-Esra*...."

"*Aben-Esra*?" fuhr Juda auf. "Und weiß man endlich, wo dieser *Aben-Esra* jetzt weilt?...."

"Nein!" antwortete der Scholar. "Er ist und bleibt verschwunden, seitdem er Toledo verlassen."

"Ich habe viel nach ihm forschen lassen", fuhr Juda fort. "Ich bin seiner Familie viel schuldig und ein Bewunderer alles dessen, was der junge Abraham *Aben-Esra* von den Werken seines Geistes hat bekannt werden lassen. O, daß ich ihn finden könnte...." Und Juda schien in Nachdenken zu versinken.

Als ob es Isaaß unangenehm wäre, das Gespräch länger hierbei verweilen zu lassen, begann er: „Aber um wieder zu der aufgeworfenen Frage zurückzukehren, so muß ich gestehen, daß ich anderer Meinung bin. Ich habe gesehen, daß, je mehr wir uns vom Gebiete der Religion entfernen, desto eher fallen wir dem Zweifel in die Arme, desto leichter ersteht eine Verachtung der heiligen Ueberlieferung, die diese meistern und bekritteln will, und die Schriften Aven=Esra's gerade scheinen mir hiervon nicht ganz frei zu sein.“

Diese Worte regten einen höhern Grad von Aufmerksamkeit auf, und je weniger die meisten Zuhörer den frömmelnden Ton, den Isaaß bei seiner Rede angeschlagen hatte, zu billigen schienen, desto mehr richteten sich die Blicke auf Abraham, von dem sie eine Widerlegung erwarteten. Ganz ruhig erwiderte dieser:

„Ich habe hier natürlich Aven=Esra nicht zu rechtfertigen, noch dazu, da ein allgemeines Urtheil ohne Beweise ebenso leicht verneint, wie ausgesprochen werden kann. Aber ich weise mir auf die vielen Meister unserer heiligen Lehre hin, die sich seit Saadia ha=Gaon s. A. in allen Wissenschaften hervorgethan, welche die Natur in ihren Tiefen erforscht haben, um mit diesem Lichte die Wahrheit unserer Offenbarung nur noch glänzender zu beleuchten. In der Gegenwart des Verfassers des Eufari kann wohl schwerlich gesagt werden: die Wissenschaft jage dem Zweifel in die Arme und erlöse nicht wieder daraus. Was die Tradition betrifft, so hält man sie ebenso heilig, wenn man auch nicht jeden Midrasch, jede Auslegung einer Mikra=stelle für die unumstößlich und allein richtige hält. Das haben unsere Weisen ges. And. nicht gewollt, da sie ja selbst eine und dieselbe Stelle neunundvierzimal auslegen; es ist dies eine blöde Anschauung, die sie in Barfat (Frankreich) behalten mögen, die aber den gesegneten Boden Hispaniens nie betreten darf“.

„Bravo!“ rauschte es von den Lippen der Scholaren und

man sah es den Jünglingen an, sie hätten ihren Beifall noch lauter kund gegeben, wenn sie die Gegenwart Juda's nicht gescheut hätten. „Wer ist denn das?“ flüsternten sie einander in's Ohr, und halb laut rief Samuel dem Isak zu: „Ist das ein Jüngerer, ein Faulenzenzer, ein Schmarotzer?“ Isak murmelte nur: „Pöbel!“ in den Bart und schwieg.

„Ich muß der Ansicht unsers Fremdes Abraham beipflichten“, hob Juda an, „und so wenig man so tiefgreifende Gegenstände in einem Tischgespräche abmachen kann, so will ich nur auf ein Anderes aufmerksam machen. Wir leben nicht mehr in den geheiligten Grenzen des gelobten Landes. Wir leben unter den Völkern. Da ist es unser höchstes Interesse, uns die Achtung derselben zu erwerben, um so mehr, da wir mit der Achtung vor uns auch die Achtung vor unserer heiligen Lehre erlangen. Wie anders können wir aber diese erreichen, als indem wir wetteifern mit Allen in Allem, was den Geist und die Sitte veredelt und ziert. Wir wissen Alle, daß die Muse Zion's seit lange geschwiegen, oder, wenn sie laut wurde, sehr harte Töne aus ihrer Harfe hervorlockte. Wir standen geschmacklos da, den Arabern gegenüber. Um so mehr müssen wir die erst in unserer Zeit wiedererstandene Poesie in unserer heiligen Sprache pflegen, damit wir auch hierin mit Mustern und leuchtenden Beispielen aufzutreten vermögen. Das können wir aber nicht erlangen, wenn wir uns nicht in allen Gattungen üben und nach allen Seiten die Form künstlerisch ausbilden, wodurch dann unsere religiöse Dichtung nur gewinnen kann und sich läutern und ausbilden wird.“

Die Scholaren nickten den Worten des Rabbi mit vielem Eifer ihren Beifall zu.

Nach einer Pause sprach Abraham: „Ich habe im Lande Italia eine neue Art der Dichtkunst kennen gelernt, die zwar niemals die höchste Gattung derselben werden kann, aber jedenfalls den höchsten Grad der dichterischen Fähigkeit und Begeisternng bezeichnet. Man nennt sie dort Improvisation, und

sie besteht darin, daß man dem Dichter Gegenstand und Form aufgibt und er sofort, ohne es niederzuschreiben, ein Gedicht darüber spricht. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, solche Dichter zu hören und war über diese Fertigkeit und Begabung sehr erfreut, von der ich glaube, daß, wenn sie sich ausbreitet, auf Sprache und Geschmack des ganzen Volkes sehr vorthellhaft wirken muß."

"Das ist erstaunlich", rief ein Scholar aus, "aber ob dies in der heiligen Sprache möglich ist?"

"Auch ich möchte zweifeln, ob Jemand unsers Volkes es vermöchte?" fügte Juda hinzu.

"Ich glaube es, denn ich habe es selbst versucht, ob zwar es noch sehr schwach ausgefallen", erwiderte Abraham.

"Nun so wünsche ich", fiel Isaaq ein, der dem verhassten Fremden eine Niederlage zu bereiten gedachte, "Rabbi Juda gäbe dem Herrn jetzt gleich eine Gelegenheit, uns den Beweis zu liefern."

Juda sagte: "Ich muß gestehen, eine solche Probe wäre mir eine große Freude; doch das, Abraham, kommt auf Euren freien Willen und Eure Stimmung an."

Abraham erwiderte nach einigem Zögern: "Ich bin bereit, weil es Euch, Rabbi, eine Freude wäre, doch rechne ich auf Eure Nachsicht. Vielleicht gelingt es mir, und das würde ein Sporn für diese meine jugendlichen Genossen sein."

"Nun, so sei's!" antwortete Juda. "Doch müßtet Ihr so gut sein und hier in meine Nähe kommen, um Euch nicht anstrengen zu dürfen. Behandelt, wenn Ihr wollt, ungefähr den Gegenstand des eben gepflogenen Gesprächs und zwar in drei Strophen zu zwei Versen, von denen jeder aus zwei Halbversen besteht, die sich reimen. Ihr seht, ich mache Euch die Sache nicht allzu leicht."

Abraham stand auf, nahm den Platz neben Juda ein, den man ihm bereitwillig einräumte, saß eine kurze Weile nach, erhob sich dann, und sprach:

Es schweigt die Nacht, doch nicht der lichte Morgen,
Wenn vor dem goldnen Strahle Nichts verborgen;
Es schweigt der Winter, wenn aus starren Banden
Der Lenz, der lächelnde, noch nicht erstanden.

Die Trauer schweigt, des tiefen Schmerzes Wehe,
Indeß die Lust auffauchzt zur Himmelsöhhe;
Laut ruft die Kraft ihr Machtgebot in's Weite,
Doch flieht die Ohnmacht schweigend vor dem Streite —

Drum, Israel, hinweg mit Deiner Fülle,
Laß fröhlich strömen Deines Geistes Fülle;
Laß Tag und Lenz, laß Lust und Kraft auf Schwingen
Aus Deiner Harfe goldnen Saiten dringen!

Abraham sprach diese seinem Munde entströmenden Verse zwar einfach und mit auf sich selbst beruhender Gestalt, aber tief innigen und zuletzt gehobenen Tones, mit der vollen Färbung der Bilder durch den Klang der Stimme. Die Bewunderung fesselte alle Zuhörer, die in ihren Sesseln zurückgelehnt seinen Worten lauschten — da erhob sich Juda und rief aus der Fülle des Herzens aus:

„Wer bist Du, Abraham? Ja, Du bist entweder Aben-Isra oder der Satan!...“

„Ich bin Abraham Aben-Isra aus Toledo...“ antwortete gesenkten Hauptes und mit bescheidenem, würdevollem Ausdruck Abraham.

Da konnte Juda nicht an sich halten, er ergriff den Arm Abraham's, zog ihn an seine Brust, küßte seine Stirn, und sprach leise: „Abraham, Du mußt mein Sohn werden.... ich habe keinen andern....“

12.

Es war kein dem Munde im Augenblicke der Erregtheit entflohenes Wort, wenn Juda Halsevi dem Abraham Aben-Isra zugerufen: „Du mußt mein Sohn werden!“ Es kam vielmehr aus dem Innersten seines Herzens. Die hohe Ach-

tung, die er durch die Schriften des jungen Aben-Esra vor diesem hegte, die Bewunderung, die er seinen erprobten Talenten und Geistesgaben zollte, die Freude, die er an der auch äußerlich so hohen und charakteristischen Erscheinung des jungen Mannes hatte, diese allein wären für Juda schon Bewegungsgründe genug gewesen, da zu aller Zeit in Israel, und bei Halsevi ganz besonders, der Werth des Geistes den des Reichthums überwog. Allein es kam bei ihm noch der lang gehegte Wunsch dazu, den der Familie Aben-Esra zugefügten Nachtheil, so wenig er ihn auch verschuldet hatte, möglichst auszugleichen. Darum hatte er Abraham so lange schon aufsuchen lassen, ihm nachgeforscht — nun war ihm Alles erfüllt und er konnte sich selbst sagen, einen höhern Schatz könne er seinem Hause nicht erwerben.

Auf Abraham selbst mußte dieser Ausruf Juda's einen tiefen Eindruck machen. Wir kennen seinen Seelenzustand, seine stille, aber tief gewurzelte Neigung zu Hulda . . . so schnell sollte er nun am Ziele, am Eingang zum höchsten Glück stehen? Aber er wußte ja auch um die Unbestimmtheit des jungen Mädchens, ihre kleinen Eitelkeiten neben ihren großen Vorzügen; er wußte, daß er dieses Herz noch nicht sein nennen könne. Er sagte sich, ich habe schon einiges Anrecht auf dasselbe, ja ich habe auch eine Verpflichtung, es zu gewinnen, und daß der Vater es wünscht, es heischt, legt noch mehr Gewicht in meine Waagschale, aber . . .

Juda hatte, unbekümmert um den Eindruck, den dieser Vorgang auf die Herren Scholaren machen mußte, und um den wir hier ebenso unbekümmert sein wollen — obgleich der Name Aben-Esra's von so großer Wirkung sein mußte, daß er alle Bemerkungen niederschlug — Abraham's Hand ergriffen und führte ihn in seine Studirstube hinauf. Nachdem sie Platz genommen, sprach er:

„Mein theurer Abraham, Du begreifst sicher, daß zwei Menschen wie wir, wenn sie sich einmal gefunden, sich nicht

wieder verlassen dürfen. Ja, ich wiederhole es, ein festeres Band noch als die Freundschaft muß uns vereinen, ja, so weit es von mir abhängt, mußt Du mein Sohn werden! Kennst Du meine Hulda?"

„Ich kenne sie, verehrter Mann! Und warum sollte ich in dieser hehren Stunde, wo Du mir mit so vieler Liebe entgegenkommst, mich mit so vielem Glücke überschüttest, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten? Ich gestehe, sie kennen und sie lieben, aus dem tiefsten Grunde des Herzens sie lieben, war für mich Eines . . .“

„O so sei der Herr gepriesen!“ rief Juda aus, „das macht sich ja herrlich! Fürwahr, das Kleinod hat gut gebedeutet. So komm, lieber Abraham, ich will Dich zu ihr führen . . .“

„Bitte, bitte“, unterbrach ihn Abraham, „nur noch Eines. Wenn es auch mehr ist, als meine höchsten Wünsche je zu erreichen trachteten, Hulda aus Deinen, aus ihres Vaters Händen zu erhalten, wenn dies der Preis meines Lebens ist: so fühlst Du doch mit mir, daß es nicht so geschehen darf, daß wir Hulda nicht überraschen und ihre Entschlüsse nicht überwältigen dürfen. Laß, Gütiger, ich bitte, der Sache ihren natürlichen Verlauf; mögest Du Deiner Tochter die Zuneigung, die Du mir geschenkt, und die fortan das Glück meines Lebens ausmachen wird, immerhin zeigen und offen legen; aber deute ihr mit Nichts Deine Absichten an. Ich will sie mir selbst zu erwerben suchen, um dann mit zweifellosem Herzen diese köstliche Gabe aus Deinen Händen entgegenzunehmen.“

„Gut, Abraham. Es ist dies ein kleiner Umweg, aber ich hoffe und weiß es, Du bist der Mann, meine Hulda zu beglücken und ihr Herz und ihren Geist auszufüllen.“

Er ließ sich wieder nieder auf den Divan, von dem er sich bereits erhoben hatte, gab auf einer silbernen Pfeife einem draußen harrenden Diener ein Zeichen, befahl ihm, ihn und seinen Freund Aben-Ödra bei seiner Tochter anzumelden, und sprach dann zu Abraham: „Indeß müssen wir uns näher kennen

lernen. Erzähle mir von Deinen bisherigen Schicksalen, damit wir das Weitere, was zu beginnen, in nähere Erwägung ziehen können.“

Abraham erfüllte das Verlangen Juda's und berichtete ihm in gebrängten Zügen von seinen Jugendjahren. Daß er ihm von seinem Bittbrief an Juda und dessen Stillschweigen darauf, so wie von seinem Begegniß mit Hulda am Ufer des übergetretenen Waldstroms schwieg, wird der Leser voraussetzen. Oft standen Juda Thränen in den Augen und drückte er die Hand Abraham's mit Innigkeit. Als dieser geendet, sagte er: „Du bist sehr grausam, Abraham, in diesem Augenblicke. Ich hatte mir eingeredet, daß kein Verdienst im hispanischen Israel sei, das in der Stunde der Noth zögern sollte, sich an Juda Hallevi zu wenden, um Abhülfe, so weit sie ihm möglich, zu erlangen. Du hast mich enttäuscht.“

Abraham war in Verlegenheit; doch sagte er zögernd: „Ich habe nie von Jemandem Wohlthaten empfangen wollen, mit dem mich nicht ein persönliches Band verknüpft.“

Der Diener meldete, daß Hulda bereit sei, sie zu empfangen.

Sie begaben sich hinauf. Juda trat zuerst ein und Hulda kam ihm freudig entgegen. Da erblickte sie hinter ihm Abraham, und wie von einem Zauber gebannt blieb sie plötzlich stehen. Juda erschrak und rief ihr zu: „Was ist Dir?“ Da fand Hulda das Wort und sprach: „Dies ist ja der Retter meines Lebens! Derselbe, der sich in den wüthenden Strom warf, um mein schon verlorenes Leben den Wogen zu entreißen! . . .“

„Abraham, Du? . . .“ stammelte Juda vor Ueberraschung.

„Ich war der Glückliche, dem der Herr es in die Hand gegeben. Doch was ist es Großes, wenn nicht in dem Gegenstande, den es betraf?“

„Glaub ihm nicht, Vater!“ rief Hulda. „Es drohte ihm dieselbe Gefahr wie mir. Ich habe später die Stelle noch mehrmal aufgesucht und die scharfen Kanten der Klippen und die

herabgerollten Steine und die dahingeschleuderten Baumstämme bezeugten mir, wie hundertfach der Tod in diesem Wasser-
schlunde lauerte. Nein! Vater, ich habe es mir wohl klar gemacht, er hat sein Leben daran gesetzt, um das meinige zu retten. Könnten wir es ihm je vergelten?" Und sie trat mit hochgerötheten Wangen und flammendem Auge zu Abraham hin und sprach: „Und dennoch konnten Sie so grausam sein, sich uns zu entziehen? Müßten Sie nicht fühlen, daß ich und mein Vater kein größeres Bedürfniß hatten, als Ihnen zu danken? daß es uns sehr schmerzen mußte, von dem verschmäht zu sein, der uns so tief zu verpflichten nicht angestanden? . . . Doch was thue ich, Vorwürfe in dem Augenblicke, wo ich voll Freude sein sollte. Es ist ja vorüber, wir haben Sie ja, und lassen Sie nicht wieder los . . . nicht wahr, Vater?"

Abraham war in den Anblick des lebenswürdigen Geschöpfes versunken, das vor ihm mit Liebreiz übergossen stand und ihn herauszufordern schien: „Widerstehe mir!“ . . . Da hob Juda an: „Abraham, seitdem Du die Schwelle meines Hauses überschritten, komme ich aus den Ueberraschungen nicht heraus und jede Stunde wirft einen neuen Glanz, einen neuen unbegrenzten Werth auf Dich. Fast kann ich jetzt nicht mehr begreifen, daß wir ohne Dich gelebt, so schnell bist Du ein untrennbares Glied meiner Familie geworden . . .“ Er sah hierbei bedeutungsvoll Abraham an, dieser aber schüttelte sanft das Haupt . . . Juda verstand ihn und fuhr fort: „Ja, Hulda, wir lassen ihn nicht wieder, und Du, meine Tochter, wirst sicherlich das Deinige dazu thun . . .“ Hulda erröthete. „Weißt Du denn aber auch, wen Du vor Dir hast?“ — „Was brauche ich wohl den Namen zu haben, da ich den Retter meines Lebens vor mir habe!“ — „Nun, Hulda“, erwiderte Juda, „wenn nun aber dennoch in dem Namen noch ein bedeutend Mehr läge? wenn es ein Name, der eine höhere Bedeutung, der . . .“ „Beschäme mich nicht, Rabbi“, fiel Abraham ein.

„Nun gut, Hulda, es bedarf auch der vielen Worte nicht.

Es ist genug, wenn ich Dir sage, es ist Abraham Aben-Esra, der vor Dir steht....“

„Aben-Esra!“ rief Hulda aus, „der Dichter! dessen schöne, gedanken- und lehrreiche Gesänge mich, die Schülerin Juda Hallevi's, so tief entzückt....“ und sie trat einige Schritte zurück.

„Du mußt wissen, Abraham, daß ich, da mir der Sohn fehlte, meine Hulda auch in die Sprache und dichterischen Schätze unserer Nation eingeweiht, und sie kennt Dein Ornat-ha-Megima und Deinen Schir recht wohl und ist begeistert für sie eingenommen.“

„Es kommt mir heute des Glückes zu viel zu“, sagte Abraham, „als daß ich Alles ertragen könnte. Was sind die Mühsale der Vergangenheit gegen die se Stunde der Gegenwart? was die geringen Anstrengungen meiner Jugend gegen diesen Preis? Hulda, wie hoch beglückt es mich, daß Du Kenntniß von meinen schwachen Arbeiten hast. Es soll mich dies zu immer Größerem anfeuern....“

„Sag nicht schwache Arbeiten, Abraham!“ erwiderte Hulda, die von einem tiefen Ernste ergriffen schien. „Du hast in jungen Jahren die Krone von dem Gipfel der Palme abgebrochen und Dir zugeeignet, und das Höchste, was Du noch in Deiner Zukunft thun kannst, ist: Dir gleich zu bleiben.... Aber ich schaue jetzt auf mich selbst zurück und fühle mich wie ein Räthsel.... Einen Juda Hallevi zum Vater, einen Abraham Aben-Esra zum Lebensretter zu haben.... und was bin ich?.... Abraham, wenn Du Dein Leben um meinetwillen in den Wellen verloren hättest.... mein Name wäre zum Fluche der Nachwelt geworden....“ Eine Todtenblässe überzog das Antlitz der Jungfrau. Die beiden Männer standen bewegt da und blickten auf sie....

Endlich ergriff Juda das Wort: „Kinder, wir sind Thoren. Lassen wir den allzu strengen Ernst, sondern freuen wir uns aneinander. Wir haben uns, was wollen wir mehr?....“

Er umarmte Hulda, legte ihr schönes Haupt an seine Brust und küßte ihre weiße Stirn. „Hulda, laß diese Bewegung; mache unserm Freunde den Aufenthalt bei uns angenehm, zeigen wir uns von der lebenswürdigsten Seite, damit er Gefallen an uns finde.“

So verweilten die beiden Männer noch eine Stunde bei Hulda und in geist- und gemüthvollen Gesprächen verging diese Zeit wie im Fluge. Es war eine Stunde süßer Befriedigung, welche die Drei immer näher zu einander führte.

Das Geschick hatte sie ihnen gewährt: sollte sie ein Entgelt sein für die Tage, die da kamen?

13.

Abraham mußte in das Haus Juda Hallevi's ziehen. Dieser ließ ihn wenig von seiner Seite. Zu viele Anziehungspunkte fanden sich zwischen Beiden: Gelehrsamkeit, Geist, Sittenreinheit, gemeinsame Gluth für die Erhebung Israels, Besorgniß für die augenblickliche Lage der Dinge. Waren sie im Einzelnen verschiedener Meinung, so machte dies die Unterhaltung und den Verkehr nur desto belebter, aber die Urbanität, die Beide besaß, und das väterliche Ansehen, welches Juda zur Seite stand, führte die Ausgleichung ohne Kunst und Verstellung von selbst herbei. Je näher Abraham Juda kennen lernte, desto mehr schwand auch der letzte Schatten aus seinem Gemüthe, den Abraham's Vater über das Bild Juda's in seines Sohnes Geist gebreitet. Er sah ein, daß es nur die finstere, aus seinem Unglück hervorgegangene Stimmung seines Vaters gewesen, die ihn die Dinge so ansehen gelassen. Aber dieser Verkehr in Juda's Hause führte ihn täglich wiederholt mit Hulda zusammen, und wenn auch die kleinen Schattenseiten dieses edlen Geschöpfes ihm desto erklärlicher wurden, so traten doch ihre großen Vorzüge um so lebendiger hervor und füllten

um so mehr sein ganzes Herz aus. Noch aber schwebte er in derselben Bangigkeit, in demselben Zweifel, ob Hulda ihm ihre Neigung, und eine volle, zugewendet? Ein Geist wie Aben-Isra begnügte sich nicht mit einem Wohlgefallen, mit freundschaftlichem Entgegenkommen, ungern Entlassenwerden, mit einem Erröthen und sanftem Blicke — der wollte ganz oder gar nicht besitzen, er duldete neben sich keinen Götzen.

Mose, der zarte, aber doch feurige Jüngling, schloß sich ganz an Abraham an; er sah zu diesem hinauf, wie zu einem Ideale; er folgte ihm auf Schritt und Tritt, ja bediente ihn eifrig, und seine Bewunderung ließ eine etwaige kleine Eifersucht auf die Gunst seiner schönen Vase nicht in ihm aufkommen. Dadurch wurde er geheilt, wurde ernster und männlicher, Hulda unterließ es, ihn mit Neckereien zu verfolgen.

Aber Hulda selbst? Wir sehen sie in ihrem Closet auf- und niedergehen. Sie scheint mit sich selbst zu kämpfen. Oder sie ist auch schon entschlossen, aber sie weiß nicht, wie sie es anzufangen habe, um zu Ende zu kommen.

Wlicken wir in ihre Seele hinein, in den jungfräulichen Schrein ihres Herzens. Dem Dichter ist es erlaubt, da er zunächst das Vorrecht hat, aus den nachherigen Handlungen seiner Helden und Heldinnen auf die vorhergegangenen Regungen ihrer Geister zu schließen. Er kann daher diese schildern, da jene ihm früher bekannt sind als dem Leser.

Nachdem die herrliche Erscheinung Abraham Aben-Isra's ihr so nahe getreten, nachdem sie in ihm den Retter ihres Lebens und ihren geheimen Mahner erkannt, nachdem sie die Liebe ihres Vaters zu ihm beobachtet, konnte sie über zwei Dinge nicht im Zweifel bleiben: zuerst, daß Abraham sie liebe, und dann, daß ihr Vater sie für ihn bestimmt habe. Da erwachte sie aus ihrem Traume. Wie wenn Jemand seinem häuslichen Kreise eine Zeit lang entzogen und rauschenden

Genüssen in der Ferne hingegeben war; er kehrt nun heim und begrüßt gern den eigenen Herd und seine liebliche Ruhe, aber die Erinnerung weist ihn auch gern bei dem draußen Erfahrenen; bisweilen zieht ihn noch ein Drang des Herzens dahin, wo er gewesen und genossen; bald aber überkömmt ihn die Gewohnheit und Neigung zur Heimath wieder ganz und gar und fesselt ihn, daß er ungern wieder hinausträte — so erging es Hulda. Juda, Abraham, Mose, das war ihre Heimath, wohin sie gehörte, aus der doch für das Leben nicht herauszutreten zu können ihr ganzes Gefühl ihr sagte — Arthur de Beaumont, der Hof, die Königin, die Feste, es waren die ferne Fremde, in der sie wohl eine Zeit lang weilen und unschuldig genießen konnte, die sie aber dennoch verlassen, vergessen mußte. So gab sie diese mit der Geisteskraft, die ihr eigen war, auf, und wandte sich voll Liebe zu den Ahrigen. Ja, sie erkannte es, noch liebte sie Abraham nicht; aber noch kurze Zeit, noch einige wenige Zeit an dem Busen seines großen Geistes gelegen, an dem Arme seines reichen Herzens gewandelt — und sie werde sich nimmer von ihm losreißen können, von ihm losreißen wollen....

Aber die Zeit drängte. Noch zwei Tage und das Stiergefecht, zu dem sie, vom Augenblick überrascht, dem Ritter Arthur zugesagt, fand statt. Schon wiederholt hatte Arthur ihr Anweisungen deshalb zukommen lassen, und sie hatte den Muth nicht gehabt, sie abzulehnen, sie hatte die Kraft nicht gefunden, wenigstens ihrem Vater davon zu sagen. Aber um so mehr empfand sie, ob auch das Wort noch nicht ausgesprochen war, welches ihrem Vater und Abraham auf den Lippen schwebte, aber erkenntlich aus ihren Augen blickte, das Wort der Entscheidung, daß, sobald sie mit Arthur zum Stiergefecht ginge, so unschuldig es an sich war, Abraham es doch als eine Antwort auf seine geheime Frage betrachten mußte, und für einen Mann wie Abraham gab es nur eine einmalige Antwort; eine andere würde er nie wieder annehmen.

Damit kämpfte sie in ihrem Herzen; darum wankelte sie immer wiederholt in ihrem Closet auf und nieder. Sie war entschlossen, das Stiergefecht abzulehnen. Ein Vorwand wäre nicht zu schwer zu finden. Aber Lügen? Lügen konnte sie nicht, eine Lüge verdiente der offenerherzige und freundliche Ritter nicht....

Noch eine kurze Zeit des Kampfes.... sie hatte Alles erwogen, Alles bedacht.... sie war sich aller Folgen bewußt.... Ja, sie sah mit der Klarheit ihres Geistes, mit dem scharfen und zugleich zarten Gefühl, das der entfalteten Jungfrau innewohnt, sie stehe jetzt an einem Scheidewege, und was sie ohne Absicht und Gedanken gethan, das dränge sie jetzt zu einer bestimmten Wahl; sie könne dem Ritter nicht ohne entschiedenen Grund absagen, sie müsse ihm absagen, um nicht Abraham zu verlieren, und sie fühle.... sie könne, sie dürfe ihn nicht verlieren....

Da ließ sie sich an ihrem Tische nieder, nahm einen Pergamentstreifen, einen Griffel, und schrieb. Nach freundlichen Worten des Eingangs erklärte sie dem Ritter: daß sie, wegen einer bestimmten Veränderung im Schooße ihrer Familie nicht im Stande sei, die ihr dargebotene Ehre anzunehmen, von ihm zum Stiergefechte begleitet zu werden. Wohl wisse sie das Glück zu schätzen, seiner ehrenvollen Aufmerksamkeit gewürdigt gewesen zu sein, und um so mehr würde er gewiß sein, daß sie ihm stets eine dankbare Erinnerung widmen werde. Sie schloß sorgfältig das Schreiben und übergab es einem Diener, es sofort zu besorgen.

Dann stieg sie zu dem Zimmer ihres Vaters hinauf....

14.

Juda empfing seine Tochter, wie immer, liebevoll, küßte sie auf die Stirn und befragte sie um die Ursache ihres Kommens.

Hulda hat nun eine Viertelstunde Gehör; er entfernte die Schreiber und schloß die Thür.

„Vater“, sagte sie, „ich komme Dir zu beichten und zugleich begangene Fehler durch eine aufrichtige That wieder gut zu machen. Du bist ein zu liebevoller Vater, um Deiner Tochter jene nicht zu verzeihen und in dieser mit Deinem ganzen väterlichen Herzen zu rathen.“

„Du suchst vergebens mich zu erschrecken, geliebte Hulda“, erwiderte Juda, „ich kenne mein Mädchen. Indesß beichte nur, doch erwarte eine tüchtige Buße, bevor ich Dir Absolution ertheile.“

„Vater, und es ist doch eine sehr ernste Angelegenheit, in der ich zu Dir komme, vielleicht die ernsteste meines Lebens....“

„Nun, geliebte Tochter, ich gehöre Dir an, ich bin gespannt, sprich nur....“

„Ich hatte vor ungefähr zwölf Tagen, am Morgen nach dem letzten Hoffeste, dem jungen Ritter de Beaumont auf sein dringendes Gesuch bewilligt, mich von ihm zum übermorgenden Stiergefechte geleiten zu lassen.... und soeben habe ich es ihm abgeschrieben....“

Juda schwieg überrascht. „Dies ist allerdings ernst, Hulda“, antwortete Juda eublich. „Ernstes, als Du es vielleicht glaubst, denn der Ritter hat seine Hand im Spiele bei einer überaus wichtigen Angelegenheit. Warum hast Du es ihm zugesagt, da Du ihn doch zunächst an mich weisen mußtest? Ich hätte es ihm abgeschlagen, ich hätte ihn auf seine und meine Stellung hingewiesen, und daß er unseres Glaubens und unseres Stammes nicht uneingedenk sein solle.... oder hast Du dies gerade gefürchtet, Hulda?....“ fügte er mit etwas strenger Betonung hinzu.

„Ich muß Deinen gerechten Unwillen als Strafe für meinen Leichtsinns hinnehmen, lieber Vater; aber was Du da berührt, war es nicht. Es war Flattersinn, vielleicht fühlte

ich mir auch zu sehr geschmeichelt. Aber ich sagte, Vater, daß es vielleicht die ernsteste Angelegenheit meines Lebens bestrafe.... und das ist dies doch nicht...."

Juda schien dies zu überhören, denn er fuhr hastig fort: „Und warum hast Du es ihm nun abgeschrieben? Und was hast Du als Entschuldigungsgrund angegeben? Sprich....“

„Vater, Du hast mich die Wahrheit über Alles lieben und wahren gelehrt; ich möchte durch eine Lüge auch den größten Vortheil nicht erringen, den größten Nachtheil nicht abwenden; die Wahrheit daher offen Dir und ihm gegenüber — ich habe ihm geschrieben, Vater: eine Veränderung im Schooße meiner Familie nöthige mich dazu....“

„Nun, Hulda, wie habe ich dies zu verstehen?....“

„Du hast, geliebter Vater, sicher, ich habe es erkannt, Du hast die Absicht, Abraham Uben-Esra noch durch festere Bande an Dich zu fesseln, und siehe, ich bin bereit — er ist der Retter meines Lebens, er besann sich nicht, dem Tode ins Angesicht zu schauen um meinetwillen, wie sollt ich anstehen, dem Leben es zu thun um seinetwillen?....“

„Hulda, Tochter, geliebte Tochter....“ fuhr Juda freudig auf und ergriff ihre Hand.

„Daß ich so den ersten Schritt thue, daß ich wider das Gefühl der Jungfrau hiervon zuerst zu Dir spreche, siehe, dies ist die Strafe, die ich mir für meinen Fehltritt auferlegt.“

„O sei gesegnet für Deinen Fehler, und Deine Strafe sei ebenedelt. Mädchen, es ist dies einer meiner glücklichsten Augenblicke, und meine Hulda hat ihn mir bereitet.... Doch nein! Hulda, so weit noch nicht.... zuvor.... meine Tochter, willst Du mir damit ein Opfer bringen, einen, ich gestehe es, tief gewurzelten Wunsch, den Du mir abgelauscht, erfüllen? Dies würde ich nimmer annehmen! Gesteh es, offenbar es mir. Dein Herz....“

„Es ist dabei, geliebter Vater, beruhige Dich. Ja, in diesem Augenblicke fühl' ich es erst recht, an der süßen, stillen

Wonne, die mich erfüllt, an der Befriedigung, die mein ganzes Wesen durchströmt, und Nichts, Nichts übrig läßt an Wunsch und Sehnsucht: ich liebe Abraham; wenn nicht mit jener verzehrenden Gluth, von der öfter die Dichter singen, doch mit der ganzen, vollen Hingebung, die ebenso von der innigen Zuneigung wie von der hohen Verehrung für den zeugt, welchem ich angehören werde...."

„Gulda“, sprach der entzückte Vater, „ich kenne Dich kaum wieder, Du, stets das leichte, fröhliche, scherzende Mädchen mit dieser tiefen Sinnigkeit.... doch nein, was will ich denn, Du bist, was Du immer warst, was Du stets unter dem leichten Schaum des jugendlichen Sinnes trugst.... wie werde ich es Abraham mittheilen?....“

„Vater, überlaß dies mir. Es war eine Nothwendigkeit, mich mit Dir darüber auszusprechen, da ich es selbst dem Mitter angedeutet. Nun aber laß die Entwicklung sich von selbst machen, laß Abraham und mich uns nochmals prüfen aneinander; verschweig ihm, was ich Dir, dem väterlichen Herzen, kund gethan....“

„So sei es, Gulda. Ich überlasse es meiner geliebten Tochter.“

Und es umarmte, bevor sie schied, der glückliche Vater seine Tochter; sie fühlte ein erfreutes Vaterherz an dem ihrigen schlagen — und wie hoch gehoben empfand sie sich!

15.

Wir haben es Alle schon erfahren, wie bisweilen im Leben sich die glücklichsten Ereignisse zusammendrängen, wie Schlag auf Schlag die kühnsten Wünsche des Herzens erfüllt werden, daß das höchste Ziel bald erreicht zu werden scheint. Der Mensch kommt da sich und Andern wie ein Günstling des Geschickes vor, das für ihn seine reichsten Gaben bereitet und ihm Alles gelingen läßt, wozu sein Geist kräftig genug ist, den Ent-

wurf zu bilden. Wohl dem, der sich in solcher Gunst des Schicksals nicht verblenden läßt, daß ihm sein Glück zur stellen Höhe werde, von welcher er rettungslos herabstürze; wohl ihm, wenn das Bewußtsein des irdischen Wechsels auch auf der Sonnenhöhe seines Lebens nicht aus seinem Geiste weicht.

Juda Halevi fand in seinem Hause alle seine Wünsche erfüllt. Er sah in Aben-Isra eine Stütze seines Strebens, einen neuen Edelstein in der Krone seines Hauses, und daß Hulda sich diesem zugeneigt fühlte, stellte die Erfüllung seiner Absichten in nahe Aussicht.

Unterdess hatten sich aber auch in seinen äußeren Verhältnissen die Dinge so geordnet, daß der wirre Knoten einer Lösung sich zu nahen schien. Juda kannte die Verhältnisse zu Saragossa sehr genau und rieth seinem Könige, sowohl den Anträgen der Bürger als der Tempel zuvorkommen, durch Ueberrumpelung eine Besatzung in die Stadt hineinzuwerfen, und so Bürger und Tempel im Zaum zu halten. Es gelang über alle Erwartung. Die Soldaten des Königs, als Bauern verkleidet, kamen an einem Markttage zu allen Thoren der Stadt nach und nach herein, sammelten sich, ohne Argwohn zu erregen, auf den Marktplätzen selbst, überfielen dann plötzlich, die verborgenen Waffen hervorholend, die Wachen, besetzten diese in starker Anzahl, nahmen die Führer des Bürgerheeres in ihren Häusern gefangen und ließen durch das Westthor einen starken Trupp königlicher Soldaten herein. Es war dies Alles so durchdacht und mit genauer Kenntniß der Personen und Verhältnisse angelegt und so pünktlich und kräftig ausgeführt, daß kaum in einigen entlegenen Theilen der Stadt das Hülftthorn die Bürger zusammenrufen konnte, als diese schon entwaffnet und nach ihren Häusern zurückgeschickt wurden. Mit Reid sahen die Tempel, mit jurchtbarem Ingrimm die Bürger das Gelingen dieses kühnen Handstreichs. Da aber der König auf das Gemessenste befohlen hatte, Niemanden an Person und Eigenthum zu kränken, aber auf das Schonungs-

lofeste Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, so mußten sich Alle in das Geschehene finden, wenn auch mit dem geheimen Vorbehalt, die erste Gelegenheit zu benutzen, das Joch wieder abzuschütteln. Die Bürger täuschten sich nicht über die erste Quelle dieses Ereignisses und wandten daher ihren bittersten Haß gegen die Juden Saragossa's. Hier aber trat der königliche Commandant aufs Entschiedenste ein, und erklärte jede Mißhandlung eines einzelnen Juden nach der Strenge der Gesetze, jeden Zusammenlauf aber an der ganzen Stadt strafen zu wollen. Auch hierüber beruhigten sich allmählig die Weisheit.

Bei den Nachrichten über diesen glücklichen Ausgang schwoll das Herz Juda's voll Freude. Es war ihm so ausnehmend gelungen, den Vortheil seines Königs mit der Rettung seiner Glaubensgenossen, und ohne daß die Templer sich verletzt fühlen durften, zu verbinden, daß die Freude eine ganz ungeschmälerte sein durfte. Um so eifriger nahm er nun die Verhandlungen mit dem Gesandten des Ordens, dem Ritter von Hersford, auf. Auch hier fand sein an Hilfsmitteln unerschöpflicher Geist eine glückliche Auskunft. Er hatte die Karte von Hispanien vor sich ausgebreitet, und sein Geist erwog, welchen Theil man wohl der Befriedigung des Ordens mit der geringsten Gefahr für die Ehre und die Größe seines Herrschers opfern könnte. Sein Blick fiel — auf die Balearenischen Inseln. Diese halbwilligen Inseln an der Ostküste Hispaniens waren für dieses zu einer Zeit, wo es gar keine Schiffsmacht besaß, sondern nur kleine Fahrzeuge die Küstenstrecken mit einander verbanden, ganz ohne Bedeutung, während die Templer daraus ein mächtiges Bollwerk gegen ihre ungläubigen und gläubigen Feinde machen konnten, von dem sie aus die Herrschaft des Mittelmeeres zu erringen vermochten. Sie waren zugleich damit von der Macht auf dem Festlande ausgeschlossen und konnten Alphons in den ewigen Kämpfen gegen die Mauren sogar Weistand leisten. Wenn irgend eine Möglichkeit

vorhanden, die Interessen beider Gegner zu verbinden, so war es auf diesem Wege. Als in Juda dieser Gedanke aufblühte, kam es ihm vor wie eine Eingebung Gottes, der Israel wohl erniedrigt, aber niemals verworfen hatte. Eine Ahnung, als ob doch noch Alles gut werden könne, durchschauerte seine empfindungsvolle Seele; er sank auf sein Knie und dankte dem Herrn voll Inbrunst. Noch um Mitternacht eilte er zu dem Lager seines theuren Abraham, theilte ihm diesen Vorschlag mit und besprach denselben mit ihm nach allen Seiten. Der kühlere Aben-Esra fand ihn höchst geeignet zum Vorschlage, aber täuschte sich auch nicht über die vielen Schwierigkeiten, die noch zu überwinden.

Vor Allem eilte Juda am anderen Morgen zum Könige, um ihm diesen Entwurf vorzulegen. Mit beredten Worten stellte er ihm die Nothwendigkeit vor, den Orden mit Etwas zu befriedigen, der mit einer Menge Besitzthümern, Burgen und Flecken auch durch die Länder des Königs verbreitet, in vorkommenden Fällen der noch lange nicht festgewurzelten Macht Alfons' großen Schaden, und durch seinen Einfluß an andern Höfen viele Feinde wecken konnte; mit großem Scharfsinn setzte er ihm die Vortheile seines Vorschlags auseinander und hob selbst klüglich die Schattenseiten hervor, um nicht in dem Herzen des Königs einen Argwohn von Parteilichkeit entstehen zu lassen.

Es gelang ihm vollkommen. Der König erklärte sich nach einigen Tagen und nach Berathung mit seinen übrigen Räten damit einverstanden und beauftragte Juda, mit dem alten Ritter in diesem Sinne zu verhandeln. So sehr dieser auch sich anfangs sträubte und den Orden für nicht befriedigt erklärte, so sah doch Juda bald heraus, daß des Ritters Instructionen mit diesem Antrage wohl zu vereinbaren wären, und nach ungefähr einem Monate willigte der Orden ein, wenn auch immer mit der Versicherung, daß es seinerseits die edelmüthigste Hin-

gebung sei. Juda erhielt den Auftrag, den Friedenstractat zu entwerfen.

Hier aber war es, wo Juda auf den ersten Wendepunkt seines Glückes in diesen Angelegenheiten traf. Der König verlangte, daß in dem Vertrage die Abtretung der Balearen Inseln einfach als eine Schenkung seiner königlichen Huld und seines christlichen Eifers, die Bekämpfer der Ungläubigen zu stärken, dargestellt werde. Er wollte in keiner Weise von einem Rechte des Ordens aus dem Testamente Alphons' des Schlachtengewinners Etwas wissen, und erklärte, den erbittertesten Kampf vorzuziehen, als jenes Testament anzuerkennen. Er wollte eben so wenig einem sterbenden Könige das Recht zugestehen, seine Länder zu verschenken, als dem Orden den Anknüpfungspunkt, immer größere Forderungen zu stellen. Gerade im Gegentheil wollte der Orden von der ausdrücklichen Erklärung im Vertrage, daß die Uebergabe jener Inseln aus dem Testamente des Schlachtengewinners geflossen, auch nicht ein Wort fallen lassen. So schwankten die Verhandlungen über diesen Punkt hin und her, und man erschöpfte allen möglichen Scharfsinn, um solche Ausdrücke zu finden, die in diplomatischer Weise Alles und Nichts sagen möchten. Während nun Freund und Feind sich dennoch dem Ziele nahe glaubten, geschah Etwas, was, wie es so oft im Menschlichen begegnet, unerwartet und entscheidend dazwischen trat.

16.

Hulda saß in ihrem Closet. Sie hatte aus der Truhe, welche ihre kleinen Schätze enthielt, die lange Zeit vergessene Scharpe hervorgeholt, welche sie für den Ritter ihres Lebens begonnen hatte. Sie wollte jetzt den Denkvers zu Ende stücken, welchen er ihr damals zugerufen. Ihr Geist war abwesend, ihr Herz voll bangender Gefühle. Bei aller entschiedenen Verehrung und Zuneigung mit inniger Dankbarkeit verbunden,

welche sie für Abraham Allen-Esra erfüllten, war ihr jugendliches Herz doch noch zu sehr auch von einem anderen Zuge bewegt, dessen Glanz und Duft ihren Sinnen so wohl thaten. Halevi hatte seiner Tochter einmal eine zwiefache Richtung gegeben und es als das Ziel ihrer Erziehung angesehen, beide harmonisch zu verbinden. Er hatte sie mit lebhaftester Empfindung für das religiöse Leben der Israeliten erfüllt, mit den Schätzen der jüdischen Literatur, mit den Gedanken der jüdischen Geschichte vertraut gemacht; er hatte sie zugleich in das weltliche Leben eingeführt, für die höhere Gesellschaft gebildet, und wie wir gesehen, hatte die Königin ein freundliches Auge auf sie geworfen. Das Leben am Hofe hatte sie oft entzückt, die schöne Gestalt Arthur's von Beaumont schwebte vor ihrer Einbildungskraft, die Harmonie, welche Juda bezweckt und erwartet hatte, war nicht vorhanden.

Als sie in solches Sinnen unbewußt verloren, von so verschiedenen Bildern in ihrem Geiste umgeben saß, öffnete sich etwas ungestüm die Thür, ihre Jose trat herein, aber fast auf dem Fuße folgte ihr Arthur von Beaumont. Sein Antlitz war von einer hellen Röthe entflammt, sein Auge sprühte. Tief verbeugte er sich vor der überraschten Hulda und hob mit bewegter Stimme an; „Sie haben mich, mein Fräulein, mit einigen Zeilen Ihrer Hand beglückt, aber deren Inhalt zwingt mich, eine Erklärung zu fordern und einen Widerruf zu bewirken. Sie hatten mir auf meine Bitten gewährt, Sie als meine Dame zum großen Stiergefechte zu führen und unter dem Schutze Ihrer Farben einen siegreichen Kampf zu bestehen — alle Vorbereitungen sind getroffen... und zwei Tage vor dem Feste schreiben Sie es mir ab....“

„Es war mir allerdings, Herr Ritter, sehr schmerzlich, aber....“

„Kein Aber, Fräulein, es kann, es darf kein Aber eintreten“, unterbrach sie Arthur.... „bedenken Sie die Schmach, die mich treffen, der bittere Schmerz, der mich erfüllen würde....“

am ganzen Hofe ist es bereits bekannt, und was würde man vermuthen, wie mich verhöhnen, wenn es sich anders zeigen würde“

„Wenn aber,“ erwiderte Hulda, „Ereignisse eingetreten, die nicht aus meinem Willen geflossen und zu ändern nicht in meiner Macht stehen? giebt es doch dergleichen schon im gewöhnlichen Laufe der Dinge, eine Erkrankung oder dergleichen, warum sollte nicht Außergewöhnliches geschehen können, was eine solche Aenderung, ohne Jemanden zu beschämen, herbeiführen könnte?“

Der Ritter trat näher, warf einen zärtlichen Blick auf das junge Mädchen und sprach mit sanfterer Stimme: „Und schätzen Sie, verehrte Hulda, das große Glück für Nichts, welches mein Herz mit dem Gedanken beseligte, mich als Ihren Ritter vor Ihnen und vor aller Welt zu fühlen und zu bewähren?“ Er ergriff ihre Hand, die sie unbewußt ihm ließ, und fuhr fort: „Hulda, gönnen Sie mir diese selige Empfindung, lassen Sie mich diesen herrlichen Tag genießen, wie Sie ihn mir verheißen hatten — Sie gaben ihn mir, und ich lasse ihn mir nicht wieder rauben“

Hulda erröthete und zog ihre Hand zurück; dann faßte sie sich, trat einige Schritte zurück und sprach ernst und kräftig: „Dies ist es gerade, Herr Ritter, was uns bewegen muß, die Sache fallen zu lassen. Ich bin nahe daran, den ernstesten Weg des Lebens zu beschreiten, meine Entscheidung ist getroffen, und da muß jede Zerstreuung, welche einen Abweg verhüllt, vermieden werden. Unsere Wege, Herr Ritter, liegen auseinander; der Ihrige führt zu Glanz und Ehren, die Sie sicher erwerben werden, der meinige in den stillen Frieden des Hauses. Es war sehr leichtsinnig von mir, Ihnen vor vierzehn Tagen zugesagt zu haben, und wenn, wie es scheint, Sie mir etwas gewogen sind, so werden Sie darenin willigen, meinen Fehl durch die Erfüllung meiner Zusage nicht zu verdoppeln.“

Der junge Ritter hatte diese Worte und Geberden des schönen Mädchens mit Staunen, ja man konnte sagen mit Entsetzen wahrgenommen. Ein Sturm erhob sich in seiner Brust. Endlich kam er zu Worten. „Wie,“ rief er aus, „habe ich recht verstanden, Sie haben über Ihr Leben, über Ihre Hand entschieden, oder wollen es? Nun wohlau, so will auch ich mich entscheiden, auch ich kann um diesen Preis ringen, auch ich meine Hand darnach ausstrecken.... mich fesselt Nichts, und was mich bände, schüttelt' ich ab wie zerrissene Fäden....“ und in leidenschaftlicher Aufregung erhob er die Rechte und bewegte sie.... „Hulda, es kann Ihnen nicht entgangen sein, wie theuer Sie meinem Herzen geworden, und ich habe sicherlich mich nicht getäuscht, daß ich Ihnen nicht gleichgültig geblieben.... Sie sagen, Sie stehen am ernstesten Wege des Lebens, wohl, auch ich stelle mich dahin und sage: laß ihn uns gemeinsam gehen, hier ist meine Hand....“

Hulda erbehte.... ein Schauer flog über ihre Gestalt.... ein unendliches Bangen füllte die Tiefe ihres Herzens.... sie empfand, daß ein unmenbares Glück ihr nahe, aber sie empfand es zugleich als ein ihr fremdes, fernes, das nicht für sie bestimmt, für das sie nicht geschaffen.... ihre Hand drückte sich auf ihre Brust.... sie erhob ihr Auge, da fiel es auf die Worte, die ihre Hand in die Schärpe gestickt:

„Fliehe zu Deinem Gebirge, wie ein Vogel —
Denn der Bogen ist....“

Der Strahl der Sonne fiel golden durch die Fensterscheiben, fiel auf die silbernen Buchstaben, die funkelnd aus dem blauen Grunde sich erhoben. Die Worte trafen die Seele unsrer Hulda wie ein Blitz; es ward Licht in dem Chaos ihres bewegten Herzens; Begeisterung überkam ihren Geist; sie sprach leise vor sich hin:

„... ist gespannt
Und gerichtet der Pfeil auf der Sehne.“

Dann erhob sie muthig das schöne Haupt, aller Zweifel war gewichen, alle Bangniß geschwunden. „Arthur“, hob sie an, „was Sie mir da sagen, kann nicht sein. Es ist ein großes, bedeutungsvolles Wort, das sehr beglücken könnte, aber es kann nicht in Erfüllung gehen. Ueberwinden wir es, denn noch ist Zeit dazu; wissen Sie nicht, was uns trennt, auf immer trennt? . . .“

„Daß Sie Jüdin sind, Hulda“, fiel ihr der Ritter ins Wort, „was macht dies aus, was macht dies in Hispanien aus, wo Christ, Jude und Maure neben einander wohnen, wo Juda Hallewi der höchste Rath des christlichen Königs ist, und der christliche und maurische Ritter, wann sie ihre Lanzen aneinander zerpsplittert, die Schwerter wechseln zum Zeichen der Freundschaft. . . . Meinest Du, Hulda, daß ich verlange, Du solltest Deinen Glauben aufgeben? So wenig wie ich den meinen; aber was thut dies? Auf der Erde überall Eines, nur in der Kirche verschieden, überlasse ich Gott die Sorge, uns im Jenseits auch darin zu vereinen. . . . Siehe, Mädchen, ich will um Deinetwillen Alles von mir werfen; Eltern habe ich nicht, meine Sippschaft achte ich nicht; Kampf und Kampfesgenossen, die Ehren der Welt und die Freuden der Höfe lasse ich hinter mir; wir ziehen nach meinem Erb-schloß und verbringen mit einander das Leben im friedlichen Stillte. . . .“

„Nein“, antwortete sie; „lassen Sie diese Traumbilder fahren; nicht lange und vor dem glühenden Strahl des Lebens würden sie doch zerfließen. Ich bin anders gestellt; ich kann meinen Vater nicht verlassen, der in mir den ganzen Schatz seines Lebens sieht; ich kann mich von dem Leben nicht trennen, welches seit meiner frühesten Kindheit mit allen Fäden heiliger Befriedigung mich umspinnen; Euch Christen gehört die Welt, und darum könnet Ihr hinziehen, wohin Ihr wollt — wir, die Wenigen und Bedrängten, bauen uns eine eigene Welt, aber aus der können wir nicht hinaus. . . . Trennen wir uns,

Arthur, und bewahren wir uns unser Andenken lauter und heilig....“

„Nimmermehr, Hulda“, rief stürmisch der Büngling, „nimmermehr gebe ich Dich so leichten Kaufes los.... ich ringe Dich trotzdem und Allen ab....“

„Nun, Ritter von Beaumont, so erfahren Sie es denn: wenn auch noch nicht mit Worten, doch im Entschluß bin ich bereits versprochen, bin die Braut Abraham Aben-Isra's....“

Diese Worte trafen den jungen Ritter wie ein Donner- schlag; Reichenblässe überzog sein Angesicht; sein Auge füllte sich mit unheimlichem Feuer, seine Züge verzerrten sich.... Er stand einen Augenblick unbeweglich, dann stampfte er mit dem Fuße auf den Boden, wandte sich und verließ ohne Laut, ohne Geberde das Gemach.

17.

Auf der Alameda von Cordova ging es lebhaft zu. Die Sonne senkte sich schon zum Westen, und die Einwohner der berühmten Stadt benutzten die bereits beginnende Kühle zu ihrem täglichen Spaziergang. Reiter und Reiterinnen auf Rossen und Mäulern, Säufsten aller Art wogten in der mitt- leren Allee in solcher Menge, daß es fast gefährlich war, sie zu durchschreiten; während rechts und links die breiten, geeb- neten Wege von den Fußgängern jeglichen Standes, Alters und Geschlechts belebt waren. Hier und da erklang eine Zither unter dem Balcone einer bekannten Schönen; hier und da lauter Gesang, in welchen andere Stimmen mehr oder weniger har- monisch einfielen; überall Gespräch, Gelächter, das Klatschen der Menge. Die Alleen endeten auf das königliche Schloß, vor welchem ein großer kreisrunder Platz, innen mit Rasen und Blumenrabatten bedeckt; hier war es, wo die Spaziergänger,

welche auf dem Wege rechts sich zum Schlosse hingeschlagen, umlenkten und auf dem Wege links wieder zurückkehrten. Die Zahl der Spaziergänger war gerade auf das Höchste geschwollen, als eine einfach geschmückte Sänfte durch das Portal des Schlosses heraustram, über die Zugbrücke schritt, welche das Schloß mit dem Plage verband, und, da sie nicht vermochte durch den Strom der Fußgänger nach der Mittelallee zu gelangen, eine Seitenstraße einschlug, welche bald in eine der Alameda parallel laufende führte. Die Straße war einsam, fast ganz verlassen, winkelig und düster. Die Sänfte war nur von einem Diener begleitet, der zur Seite derselben hinschritt.

Tief erschüttert war Hulda in ihrem Closset zurückgeblieben; der Sturm in ihrer Brust hatte sich völlig gelegt; in voller Klarheit sah sie, daß sie das Rechte gethan, daß sie mit dem Wege des Heils auch zugleich den ihres wahren Glückes eingeschlagen. Sie fühlte sich ruhig über sich selbst und ihre Zukunft. Mit desto größerem Bangen blickte sie auf den jungen Ritter, sie fürchtete sich vor ihm. Sein Abschied verrieth, daß er noch nicht abgeschlossen. Noch war sie in dieses Sinnen versunken, als ein Diener der Königin sie zu dieser beschied, wie es schon öfter geschehen. Sie folgte dem Rufe augenblicklich, und verbrachte einige Stunden bei der freundlichen Herrin, welche gern mit dem jungen Mädchen plauderte, sich Stadtneuigkeiten erzählen ließ und neugierig nach den Bräuchen und Sitten der Juden fragte. Sehr oft hatte sie sich dann an der hohen Begeisterung ergötzt, welche die Seele des Mädchens bei solchen Fragen überkam, die ihren Mund beredt, ihre Züge noch schöner und edler machte. Der tiefsinnige und gefühlvolle Jnda hatte seine Tochter gewöhnt, die Form nicht bloß um der Form willen zu üben, sondern als den Schlüssel zu den lebendigen Quellen der Gefühle und Gedanken; er hatte ihr Sinn und Inhalt des geschichtlich Gewordenen erschlossen. Jetzt kehrte sie gnädig entlassen aus dem Schlosse nach ihrem väter-

lichen Hause zurück. Still war es in der menschenleeren Straße; nur von fern scholl das Getöse der Mameda herüber. Kaum hatte aber die Sänfte einige hundert Schritte zurückgelegt, als aus der Pforte eines alten, stattlichen Hauses ein junger Ritter mit gezogenem Degen und von einer Anzahl Diener begleitet auf die Sänfte losstürzte, den Trägern gebieterisch befahl, zu halten, und den Diener von der Thüre der Sänfte hinwegstieß. Er riß die Thüre auf, und die erschreckte Hulda sah noch einmal den Ritter von Beaumont vor sich, aber als eine ganz andere Erscheinung wie vordem.

„Hulda“, rief er, „ich bin hier, um Dich noch einmal aufzufordern, am morgenden Tage Dich von mir zum Stiergefechte führen zu lassen; Du hast jetzt dies bei Allem, was Dir heilig ist, mir zuzuschwören, oder Du kommst nicht wieder aus meinen Händen, ich nehme Dich mit mir....“

Hulda hatte sich schnell gefaßt; mit fester Stimme sprach sie: „Ritter von Beaumont, wisset Ihr, was Ihr thut? Es ist eben so feige, ein schutzloses Weib zu überfallen, wie gefährlich, denn der König....“

„Weber Vorwürfe noch Drohungen!“ unterbrach sie der Ritter. „Mag erstehen daraus, was da wolle; jetzt hast Du zu schwören oder....“

„Ich werde nimmer schwören, Nichts zusagen; ich gehöre einem Andern an und kann nicht!“

„Nun so....“

„So laffet Ihr die Sänfte ruhig ziehen,“ sprach eine kräftige, männliche Stimme. „Ihr werdet den Gottesfrieden der Königsstadt und Eure Ritterehre nicht verletzen; laffet meine Verlobte, Hulda Hallevi, in Ruhe, sie hat Nichts mit Euch gemein.“

„So seid Ihr Abraham Aben-Esra; aber ein Ritter von Beaumont läßt sich von einem Juden Nichts vorschreiben; hinweg da, oder Ihr seid des Todes.“

Abraham Aben-Esra stellte sich muthig vor die bebende Hulda. „Mein Traum, mein Traum“, rief diese. Abraham aber hatte seinen großen Knotenstock erhoben, um sie und sich vor dem andrängenden Ritter zu schützen. Dieser, wüthend vor Zorn, schwang sein mächtiges Schwert und hieb auf Abraham ein. Aber Aben-Esra war nicht unerfahren in der Fechtkunst; geübt und gewandt sah er den Schlag voraus und parirte ihn rechtzeitig mit dem Stabe. Das Schwert ward abgelenkt von seinem Haupte, zerhieb den Stab und fuhr in den Oberarm des Mannes. In diesem höchsten Augenblicke der Gefahr eilte von dem andern Ende der Straße, laut Mord und Hülfe schreiend, ein Trupp Männer herbei, an deren Spitze Mose Hallevi. Die Diener des Ritters machten diesen darauf aufmerksam, schnell wollte er nach der halb ohnmächtigen Hulda greifen, um sie mit sich fortzuziehen; aber der blutende Abraham warf sich mit aller seiner Kraft dazwischen, hielt den Arm des Ritters, daß er des Schwertes sich nicht bedienen konnte, und da so Zeit gewonnen ward, daß die Männer immer näher kamen, und da hier und da schon Fenster und Thüren sich öffneten, um zu schauen, was es draußen gäbe — so sah sich Arthur genöthigt, sein Vorhaben aufzugeben, riß sich von Abraham los und eilte mit seinen Leuten von dannen.

Mose half den zusammenbrechenden Aben-Esra in die Sänfte legen, Hulda stieg hinein, um ihm Beistand zu leisten, die Diener und Männer ergriffen statt der geflohenen Träger die Sänfte, und so bewegte sich der Zug mit möglichster Eile nach dem Hause Hallevi's.

Die Wunde Aben-Esra's war nicht gefährlich, aber der große Blutverlust und die gewaltige Aufregung fesselten ihn eine längere Zeit ans Siechbett. Hulda fühlte sich tief beschämt; sie mußte sich gestehen, daß sie nicht ohne Schuld, daß ihr Leichtsinm sie und den geliebten Mann, den Retter ihrer Ehre, wie früher ihres Lebens, in diese Lage gebracht. Das Bewußtsein, zugleich der Gegenstand des Gespräches in der

ganzen Stadt geworden, an ihrer jungfräulichen Keuschheit in den Augen der Menschen durch dieses Abenteuer mit dem jungen, schönen Ritter nicht unverletzt geblieben zu sein, beugte sie tief. Viele Stunden verbrachte sie einsam auf ihrem Zimmer und nahm weder Vater noch Tante an. Als aber am andern Morgen die Sonne heraufgestiegen, schritt sie nach dem Zimmer, in welchem Aben-Isra lag. Sie sank an seinem Lager nieder, barg ihr Angesicht in seine ihr entgegengestreckte Hand und benetzte diese mit Thränen.

„Wirfst Du mir verzeihen, Abraham?“ sprach sie, „kannst Du mich noch achten? Liebst Du mich noch?“

„Wie fragst Du, Hulda? Hast Du Dich mir nicht ganz bewährt? Was vielleicht noch lange nicht aus dem zagenden Herzen über die stockenden Lippen gekommen wäre, was wir im Augenblicke der Gefahr unumwunden und ohne Zögern vor Gott und den Menschen ausgesprochen, das laß uns nunmehr sein heute und für das ganze Leben.“

Hulda sprang auf, sie sank dem verehrten Manne an die Brust, der mit der gesunden Rechten sie umfaßte und an sich schloß. „Siehst Du, meine Hulda“, flüsterte er ihr zu, „ich habe Dich mir doch errungen; vor Allem aber der gütigen Vorsehung unsern heißen Dank. Ich kannte des Ritters Liebe zu Dir; ich ließ ihn und Dich, wenn auch nicht ungewarnt, eure Wege gehen, überwachte aber mit Hilfe Deines jungen Veters jeden Deiner und seiner Schritte. So konnte ich Dir zur rechten Zeit zur Hülfe kommen. Jetzt ist es klar in Dir und zwischen uns, und was einmal so in der Seele meiner Hulda steht, wird sich niemals wieder ändern.“

In diesem schönen, fast heiligen Augenblicke trat Juda Hallewi in das Zimmer; sein Auge gewahrte die Scene, das Ziel seiner Wünsche; er trat hinzu und legte seine segnende Hand auf die Häupter des herrlichen Paares.

Ja, es beglückte ihn ganz — aber warum war dennoch sein Auge umflort, seine Stirne umwölkt?

18.

Das Gerücht von dem Ueberfall Hulda's durch Arthur von Beaumont verbreitete sich schnell und gelangte zu den Ohren des Königs. Alphons zeigte sich, sei es, daß er den Vorgang als einen willkommenen Vorwand benutzen wollte, sei es, daß er ihn wirklich als eine ihm angethane Schmach ansah, außerordentlich ergrimmt über die Frevelthat des zum Gefolge des Templerordens gehörigen Ritters. Noch zur spätesten Abendstunde eilte ein königlicher Bote zu Juda, und befahl ihm, vor dem Könige zu erscheinen.

„Wie“, rief ihm Alphons heftig entgegen, „in meiner guten Stadt Cordova wagt es ein Heerling dieses übermüthigen Ordens, eine Jungfrau zu überfallen, welche soeben von meiner Königin entlassen worden? Wagt es am lichten Tage, kaum hundert Schritte von meiner Residenz? Hast Du nun, Juda, an Deiner eigenen Familie erfahren, weß Geistes Kind dieser Orden ist, wie er nicht Recht und Gesetz, nicht König und Basall scheuet? Hast Du nun eingesehen, zu welchem Fehltritt Du uns überredetest, daß Wir diesen Templern nur eine Hand breit Unseres guten Hispaniens zugestehen, daß sie sich einmisten und in sein Mark einsaugen könnten, bis sie es verzehrt?! Gott verzeih' es Dir, der Uns noch zur rechten Zeit diesen Abgrund hat schauen lassen, an dessen Rand Deine übergroße Besonnenheit uns geführt. Wohlau, die Sache ist abgethan. Dieses frechen Herrleins können Wir nicht habhaft werden, denn Wir wollen Uns nicht verleiten lassen, so viel Grund Wir auch hätten, das Mylrecht der Comthurei zu verlegen. Auch hat derselbe, wie Uns von Unsern Dienern berichtet worden, bereits Cordova hinter sich. Wir aber geben Dir auf, dem Abgeordneten des Ordens, dem Ritter von Hersford, morgen in der Frühe aufzugeben, binnen drei Tagen mit Allem, was dem Orden angehört, Cordova zu verlassen; und Du wirfst das Dir übergebene Mandat zu den Verhandlungen

mit dem Orden in die Hände Meines obersten Rathes zurückgeben.“

Sprach's, und bevor Juda antworten konnte, gab er ihm das Zeichen der Entlassung.

Das war es, was die Stirn Juda Hallevi's unmvölkte. Aber mehr noch als die Ungnade des Königs — er kannte Alphons zu gut, um nicht zu wissen, daß dieses Benehmen absichtsvoll war — mehr noch, als daß das scharfsinnig entworfene Gebäude seiner Verhandlungen mit dem Orden durch die täppische Hand eines übermüthigen Knaben zusammengestürzt worden, beunruhigte seine Seele der Gedanke an das Geschick seiner Brüder in Jerusalem und der leyten, geringen, aber um so höher verehrten Heiligthümer Israels in der heiligen Stadt. Sein schwärmerischer Geist hing zu sehr an der Stätte seiner Väter, auf welcher einst der Tempel des Herrn gestanden und das Wort Gottes durch den Mund der Propheten ertönte, um nicht aufs Tiefste erschüttert zu sein durch die Befürchtungen, welche in ihrer ganzen Schreckhaftigkeit vor ihm wieder erstanden waren. Er kannte den eisernen Willen des Großmeisters zu genau, um nicht gewiß zu sein, daß er seine Drohungen verwirklichen würde. Und mußte nicht gerade der Umstand, daß die bereits bis zum Abschluß gebiehenen Verhandlungen durch die Tochter Juda's selbst zum Abbruch kamen, auf den Haß der Templer gegen die Juden um so mehr einwirken?

Mit diesen Gefühlen und Gedanken trat Juda am Morgen in das Zimmer Abraham's. Was er hier gefunden, tröstete und beglückte ihn gar sehr, aber erleichterte die Last seines Geistes nicht. Er wollte die Sache mit dem scharfblickenden Abraham erwägen: es war ein Entschluß in ihm aufgetaucht, den er ihm zuvor mittheilen wollte. Aber theils mißfiel es ihm, Alben-Esra in seinem jungen Glück zu stören, theils war dieser durch das Vorgegangene so erschöpft, daß er nothwendig der Ruhe bedurfte. In den nächsten Stunden und Tagen gesellte sich auch ein ziemlich heftiges Fieber zu den Schmerzen seiner

Wunde. Hulda verließ das Lager ihres Verlobten keinen Augenblick.

Juda Hallewi verließ daher bald darauf in vollem Galia seines Amtes, begleitet von Schreibern und Dienern, sein Haus, und begab sich nach jenem alten, stattlichen Gebäude, aus welchem Beaumont Hulda überfallen, nach der Comthurei des Tempelordens. Er ließ sich beim Ritter von Hersford melden und trat, seine Begleiter im Vorfaal lassend, in das Geheimszimmer des Ritters. Er fand diesen in voller Rüstung am Tische stehend, mit ernster, strenger, aber ruhiger Miene. Mit feiner Wendung beginnend, und die Worte mildernd, wie er vermochte, entlud sich Juda seines peinlichen Auftrages, und überreichte am Schlusse ein vom Könige unterzeichnetes Document, welches den Abbruch der Verhandlungen und den Befehl, die Stadt in drei Tagen zu verlassen, aussprach.

Der Ritter nahm die Schrift an und sprach gemessen: „Wir Beide, Herr Rath, sind an diesem Ausgange nicht schuldig. Schlimm genug, wenn man so thöricht, Unbesonnenheiten von Kindern in das ernste Werk von Männern eingreifen zu lassen. Die Folgen aber kommen auf Alle, die daran theilhaftig sind, ich sage auf Alle.“ —

Juda hielt dies für einen Wink; er trat näher und sprach: „Ihr sprachtet, Herr Ritter, daß es thöricht, Unberufene in das Werk von Männern eingreifen zu lassen; wäre es nicht eben so thöricht und ungerecht, die Folgen nicht aufzuhalten, wo sie aufgehalten werden können?“

„Was meint Ihr damit, Juda?“

„Ich will ohne Umschweif reden; ich meine, was haben meine Brüder in Jerusalem, was habe ich verschuldet in dieser Sache, daß ein so schweres Verhängniß jene treffen soll, weil der Ausgang hier ungünstig, wider unser Wollen und Bemühen?“

„Was der Großmeister ausgesprochen,“ erwiderte der alte Hersford, „das fürchte ich, wird er nun ausführen in dem

ganzen Umfange seiner Drohung. Es sollte dies an sich geschehen, die heilige Stadt sollte von keinem Ungläubigen mehr bewohnt werden. Gute Erfolge durch Euch würden ihm ein Wink von oben gewesen sein, Eure Brüder um Zion zu dulden. Da aber Alles fehlgeschlagen, was wir von Euch erwartet, in Saragossa und in Cordova, so ist es ein Wink von oben, den Dingen den beschlossenen Lauf zu lassen.“

„Wohl,“ sagte Juda, „so will ich einen anderen Wink geben, vielleicht genügt der, um der Grausamkeit Einhalt zu thun. Ich bin entschlossen, dem Orden 30,000 Goldgülden zu zahlen, wenn er den Juden in Jerusalem die bisherigen Gerechtsame bestätigt.“

Der alte Temppler wich erstaunt zurück; das Anerbieten einer damals für einen Privatmann unermesslich großen Summe, eine so ungewöhnliche und unerwartete Großmuth und Aufopferung versetzte ihn in eine so große Verwunderung, daß er, den Blick starr auf Juda gerichtet, einige Minuten still schwieg.

„Ihr habt ein großes Herz, Juda“, sprach er endlich, „für Eure Stammesgenossen; ich werde dies Anerbieten dem Großmeister kund thun, und das Weitere wird sich finden.“

Noch wurden einige Worte gewechselt und Juda schied. Aber er schied nicht mit Befriedigung. Wenn eine große Seele einen bedeutsamen Entschluß gefaßt und damit hinausgetreten zu den gewöhnlichen Menschen: dann pflegt in der begeisterten Brust die Gewißheit des Sieges eine farbige Flamme sicheren Triumphes zu leben. So war es diesmal Juda nicht. Er fühlte, daß er zu schnell und zu weit vorgegangen, daß er sich wehrlos in die Hände seiner Feinde gegeben. Statt der Hoffnung erfüllte ihn Angst, statt der farbigen Flamme des Sieges breitete dunkle Nacht des Schreckens in seinem Herzen sich aus. —

Nach wenigen Tagen erfüllte es sich. Die Temppler waren abgezogen, aber in der Frühe des vierten Morgens traten drei Männer schwarz gekleidet in das Haus und Zimmer Juda

Hallevi's ein. Sie kündeten ihm an, daß er angeklagt sei, den Feinden des Königs eine ungeheure Summe zur Bestreitung der Kriegskosten gegen denselben angeboten zu haben, um Vortheile dafür für sich und seine Glaubensgenossen zu erlangen; die Gnade des Königs belasse ihm, während der Untersuchung Stadt und Haus nicht zu verlassen.

Es kamen trübe Tage über das Haus Juda's. Seine Feinde strengten Alles an, ihn zu stürzen; aus Jerusalem langten Schreiben voll ärgster Befürchtungen und trüber Kunde an. Aber das Glück seiner Kinder, das lautere Glück, welches Abraham und Hulda genossen, so wie die Studien und die heiligen Stunden der Dichtung, denen er sich in Verbindung mit Aben-Isra überließ, schafften Frieden, Trost und Genuß in seine Seele.

19.

Folget mir noch einmal über die breite Wölbung des Meeres. Langsam bewegt sich das Schiff. Aber wohler ist uns mitten im wilden Stürmen der See, wenn die Masten des schwachen Fahrzeuges knarrend vor dem Winde sich biegen, als ob sie wie Glas zerspringen wollen, und die Wogen klopfen an die Planken, als ob sie Einlaß begehrt in den engen Raum des Schiffes — wohler, als wo Haß die Arme der Menschen bewaffnet, und mehr Mordlust aus den gerötheten Augen sprüht, denn aus den Blicken des hungrigen Tiegers. Es war eine schreckliche Zeit für die Erde gekommen. Seit Jahrhunderten hatten die Mohamedaner die heiligen Stätten Jerusalems in Besitz gehabt. Plötzlich hatte sich, vor noch nicht einem halben Jahrhundert, in der europäischen Christenheit das Verlangen erhoben, jene den Anhängern Mahom's wieder zu entreißen. Von wannen kommt so ein Funken, der jach zur Flamme angezündet, einen Weltbrand bewirkt? Millionen zogen von West nach Ost; Millionen fielen auf dem Wege in den blutigsten Schlachten, nach den schrecklichsten Niederlagen. Wo die Bilge

ihren Fuß hingesezt, da war es öber und verheerter, als wo die Schwärme der Heuschrecken geweilt. Wo sie aber auf die Befenner des Islam nicht trafen, da spritzten die entarteten Pilger ihr Gift über die harmlosen Söhne Zuda's, überfielen sie in ihren friedlichen Wohnungen, plünderten ihre Habe, mordeten ihre Frauen und Kinder. Erst von da ab begann die unheilvolle Zeit für unsere Väter; denn während sie bis jetzt in der Mitte der Völker, schaffend und genießend, gebend und empfangend, rechtlich und berechtigt gelebt, geduldet in ihren Eigenthümlichkeiten und die der anderen Menschen ehrend, wurde jetzt Verachtung und Haß gegen sie in die Herzen ihrer Mitbürger gepflanzt. Ach! und während die Saat der Liebe so langsam sprießt und aller Gunst des Glückes bedarf, um ihre paradiesischen Früchte zu reifen — geht es schnell mit der Saat des Hasses, sie sprießt auf über Nacht und wölbt sich über die Häupter der Menschen, wie der Wunderbaum Zona's. — Hunderttausende waren schon auf den ersten Zügen untergegangen, als Gottfried von Bouillon die Schaaren der Kreuzfahrer in den Ebenen Syriens musterte. 100,000 Reiter und 200,000 Fußgänger standen unter seinem Befehl. Es begann ein furchtbarer Kampf. Denn die Söhne des Ostens waren nicht jene entarteten Römlinge, jene versclavten Westeuropäer, welche die rohen Väter der Kreuzfahrer einst so leicht überwältigten. Unter den Manern von Jerusalem fanden sich nur noch 60,000 Kampffähige in den Reihen des Kreuzheeres, so Viele hatte die Beschwerde des Weges und die Wuth des Kampfes verzehrt. Aber der flammenden Begeisterung und der ungestümen Tapferkeit der Christen konnte die Befestigung Jerusalems nicht widerstehen. Als nun die Fahne mit dem Kreuze auf dem Thore von Salem flatterte: da begann ein Schauspiel, wie kaum jemals eine eroberte Stadt es dargeboten. Die Kämpfer Des, welcher gelehrt haben soll: „liebe Deine Feinde!“ wütheten mit cannibalscher Lust unter den Einwohnern, mordeten Greis und Kind, Mann und Frau,

Bewaffnete und Unbewaffnete, Alles, was da athmete. — Die Chroniken melden: die Ritter sanken auf ihren Pferden bis zu deren Bäuchen in Menschenblut. War dies das Sühnopfer auf dem Grabe ihres Erlösers? . . . Gottfried von Bouillon nahm die Königskrone von Jerusalem nicht an; aber sein Bruder nach ihm nannte sich König von Zion, und stellte seinen Stuhl, wo einst der Stuhl David's gestanden. Sieben solcher Könige folgten auf einander, aber gering war ihre Macht und wurde immer geringer, denn von außen hatten die Ungläubigen Stadt nach Stadt, Landstrich nach Landstrich wieder eingenommen und immer engere Kreise um die heilige Stadt gezogen, und innen in der Stadt erhoben die Templer ihr mächtiges Haupt und rissen die Herrschaft an sich, während sie das Scepter dem schwachen Balduin ließen. —

Folget mir noch einmal über die breite Wölbung des Meeres, langsam bewegt sich das Schiff. Aber da wir das gastliche Hispanien verlassen, laudet nirgends an, denn überall schlagen die Herzen feindlich uns entgegen; führet das Fahrzeug bis an die Küste des Ostlandes; wir steigen in Soppe aus Land, ziehen über die Blumentrist Sarons, wandern durch die Wüste, ersteigen die dürren Höhen — da liegt Jerusalem. Von den Hügeln und Felsen steigt es hinunter in die Schluchten und Thäler, weit sich dehrend. Drinnen aber, Trümmer bei Trümmer; verfallene Häuser, schmutzige Gassen; aus der weiten Oede heben sich nur hier und da Burgen und Thürme und Kirchen; lautes Waffengetöse aller Orten; ringsum stattliche Mauern, stark befestigt, reich mit Bewaffneten besetzt. Ist das Jerusalem, wo Salomo den königlichen Bau und die erhabenen Zinnen des Tempels mit Gold deckte? wo zwei halbe Jahrtausende hindurch die Herrlichkeit des Ewigen thronte? wo der hohe Priester den Namen des Einigen nannte, und ein Volk von Millionen beugte das Knie? Mehr noch, wo der Mund der Propheten das schreckende Mahnwort an König und Volk richtete, und König und Volk erbeben und riefen: der

Ewige ist Gott, der Ewige ist Gott!? Ja, das ist Jerusalem, wo ein entartetes Volk Jeschajah getödtet und Sirmejah gezeißelt, wo Nebukadnezar das Straßschwert des vergeltenden Gottes geschwungen, wo der wuthentbraunte Römer die Fackel in das Allerheiligste warf; das ist Jerusalem, über welches Habrian den Pflug der Verdammniß gezogen und das Salz des Fluches gestreut; wo vergebens Kampfhäufen nach Kampfhäufen erstanden, um das verlorene Vaterland und das Heiligthum und die Freiheit wieder zu erobern; und der wilde Araber zog ein nach dem feigen Griechen, und der noch wildere Kreuzfahrer nach dem Sohne von Kebar Jetzt ruhet die Stadt — aber schon sammelt sich dort am östlichen Himmel eine neue Wolke, noch klein und unscheinbar; bald aber größer und dunkler, wird sie heraufkommen und das schwarze Unheil aus ihrem Schooße entladen Jetzt ruhet die Stadt — sie ruhet? Als ob jemals in den Straßen von Zion Ruhe und Sicherheit wohnen könnten, seitdem die Erde das Blut der Kinder Juda's getrunken

In dem engen und winkeligen Judenviertel von Jerusalem war es heute überaus lebendig. Männer in den verschiedensten Trachten — denn es waren Männer aus den verschiedensten Ländern, liefen eilig hin und her; die sonst in den Häusern gehaltenen Frauen quollen aus den engen Pforten der Häusermauern, ihnen folgten Kinder jeglichen Alters, und wo Frauen und Kinder, da erkönt bald Geschrei und Getöse. Es war auch nicht die Eile der Geschäftigkeit, welche die Schritte der Männer beflügelte, sondern Angst und Schrecken waren in ihren Zügen zu lesen. Sie eilten nach den fünf Synagogen, welche damals bestanden, denn die Gemeindebotsen hatten Alt und Jung dahin berufen. Die Weiber folgten ihnen nach und füllten zum Erdrücken die engen Frauenschulen, und füllten die Treppen und Höfe der Synagogen. Es ist keine Zeit, diese Wetstätten zu beschreiben, die mehr unterirdischen Höhlen glichen, als Kammern, in welchen der Mensch den Gott des Lichtes und der

Luft lobpreisend anbeten will. Als die Menge versammelt war, trat in jeder Synagoge je der Rabbiner derselben vor die heilige Lade und sprach ungefähr zu der ängstlich lauschenden Menge: „Es ist Alles vorbei, geliebte Brüder und Schwestern, ihr wißt, womit schon vor drei Jahren jener furchtbare Großmeister, jener Ritter mit dem weißen Mantel und den blutrothen Zeichen, uns bedroht hat. Es ist geschehen, was geschehen konnte. Haben wir ihm doch noch heute früh 30,000 Goldgülden geboten, die ein großer Sohn Israels in Bizanz für uns niedergelegt, um den Großmeister zu erweichen. Er aber ist unerbittlich und sagt, er habe es geschworen bei den Gebeinen seines Vaters. So haben wir denn nur noch eine Zuflucht, geliebte Brüder und Schwestern, das ist der Fels Israels, der nimmer wanket und weicht. Drei Tage sind uns gestattet; was wir tragen können, sollen wir mitnehmen, das Uebrige aber wird Edom an sich nehmen. Wohin wir ziehen sollen und wo eine Herberge für uns, das weiß nur der Allwissende. Er aber ist gerecht, und sicher ist es die Schuld der Sünden, die in unserer Mitte geschehen, welche seinen Zorn abermals über uns heraufgerufen. Darum hat das Beth = Din beschlossen: morgen und übermorgen soll ein großes Fasten gehalten werden von Abend zu Abend und wieder von Abend zu Abend, nicht Kind und Greis, nicht Schwangere und Kranke sollen ausgeschlossen sein. Alle sollen sich versammeln vor dem Rathal Maarabi, vor den letzten Ueberrest des Heiligthums, vor der westlichen Tempelwand. Da sollen sie beten und weinen, bekennen und büßen; wer weiß, ob der Allmächtige sich nicht unser erbarmet und uns Hülfe schickt, denn er ist der lebendige Erlöser — Amen!“ Aus der Menge erscholl Heulen und Wehklagen, Gruppen bildeten sich und disputirten laut miteinander, bis endlich die Schaaren sich lösten und immer noch schreiend und rufend durch die engen Gassen in die Häuser sich verliefen. Am andern Morgen geschah es also. Wo die westliche Mauer des ehemaligen Tempels sich erhebt, die einzig übrig gebliebene,

23 Steinschichten übereinander, wovon aber nur die unteren neun, aus großen, breiten Quadern bestehend, echt sind, davor ein geräumiger Platz, da stand am andern Morgen die ganze Menge des kleinen Nestes Derer, welche einst hier Herren des Landes und der Stadt gewesen — meist abgerissene, verkommene Gestalten mit mageren, durchfurchten Augesichtern. Die Einen standen mit thränenvollem Blick bald gen die Wand, den Zeugen vergangener Größe, bald gen Himmel, den Zeugen der furchtbaren Gegenwart, gerichtet; die Andern lagen auf den Knien, das Haupt auf die Brust gesenkt und die Arme darum geschlungen; den Einen entflohen die Worte des Gebetes leise von den zitternden Lippen, die Andern schrien mit aller Kraft ihrer Stimme ihr: „Wie lange noch, o Gott?“ „Warum sollen die Heiden sprechen: wo ist denn nun ihr Gott?“ hinauf! Das waren keine Thränen aus schwärmerischer, erhitzter Phantasie, welche über die Trümmer der Vergangenheit das Licht der Gegenwart vergißt und höchstens in den Bildern einer erträumten Zukunft schwelgt — das waren Thränen des Elends, das über die unglücklichen Söhne Juda's in unermesslicher Fülle gekommen, das war der Weheruf des Vammers, der sie von Land zu Land, von Kiste zu Kiste verfolgte. „Groß, wie das Meer, ist deine Wunde; wer kann dich heilen?! —“ So beteten und weluten, bekannten und blüßten, fasteten und riefen sie, Mann und Weib, Greis und Kind, vom Morgen bis zum Abend, und wieder vom Morgen bis zum Abend. Als die Strahlen der untergehenden Sonne die höchste Steinschicht der „Klagemauer“ vergolbeten: da trat Rabbi Mose auf einen Stein vor der Mauer; seine weißen, flatternden Locken und sein silberner Bart und das begeisterte Angesicht erhoben sich hoch über die Menge. Und als der letzte Strahl zu weichen begann und oben über der Mauer hoch am lichtblauen Himmel ein silberner Stern hinunter schaute, da stimmte er an mit mächtiger Stimme: „Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einig!“ Und das ganze

Volk wiederholte die Worte. Und: „Gepriesen sei der Name der Herrlichkeit seines Reiches immer und ewig!“ Und das ganze Volk wiederholte die Worte drei Male. Und: „Der Ewige ist Gott! Der Ewige ist Gott!“ Und das ganze Volk wiederholte die Worte sieben Male. Und die Nacht senkte leise ihren Schleier auf die Erde nieder, und die trauernde Gemeinde Israels ging auseinander schweigend wie die Nacht. Nur noch einmal sollte die Sonne auf- und niedergehen über sie in der Stadt ihrer Väter.

Und an diesem lichtblauen Himmel fuhr die dunkle Wolke immer höher und entlud sich um Mitternacht.

Während die Juden noch an der alten Mauer versammelt waren, hatte sich in den andern Theilen der Stadt ein eigenthümliches Leben kund gethan. Es waren Besorgniß erregende Nachrichten eingetroffen, es hieß, es sei ein neuer Volksstamm durch die syrische Wüste angelangt, furchtbar an Aussehen, unermesslich an Zahl. Die Selbstschucken ihr Name. Vore auf Vore kam in der Stadt an, daß eine große Bewegung in dem durch die Selbstschucken verstärkten Heere der Sarazenen jenseit des Jordans stattfinde. Alles eilte zu den Waffen, man rüstete sich, so gut es in der Eile geschehen konnte, man sandte Voten um Hülfstruppen nach Akko, doch hielt man die Gefahr für nicht so nahe und stellte nur verdoppelte Wachen aus. Um Mitternacht aber erhob sich ein großes Getöse. Die Sarazenen waren an zwei Punkten über den Jordan gegangen, der eine Theil hatte die Stadt umzogen und mit gewaltigen Heermassen griffen sie von der West- und Ostseite die Stadt zugleich an. Die Nacht war hell, der Mond goß sein volles Licht über die furchtbaren Scenen, die folgten; über der „Klagemauer“ strahlte ein silberner Stern. Die Wachen hatten die Heere nahen sehen. Die Hülfhörner und Trompeten durchschallten die Straßen der Stadt; bald waren alle Sammelplätze mit Bewaffneten bedeckt; die Truppen marschirten in hellen Haufen nach den bedrohten Seiten. Der Kampf begann, aber die Angreifenden

waren besser mit Kampfmitteln aller Art versehen, als die Vertheidiger, und an Menge zahllos. Jeder Einzelne unter den Christen that seine Pflicht, aber schon herrschte Fagen und Schrecken in ihren Reihen. Die Sarazenen erstiegen die Mauer. Man kämpfte Mann gegen Mann. Der Großmeister der Templer fiel von der Hand eines selbstmüthigen Anführers, der König Balduin durch den Stahl eines Türken. Da, als noch der Kampf zweifelhaft schwankte, ertönte furchtbares Geschrei aus der Stadt: der Feind ist in der Stadt! In das Thal Ben-Hinnom führen unterirdische Canäle in die Stadt, durch welche unreines Gewässer seinen Abzug findet. Längst waren diese Canäle verfallen und vergessen und von der Stadt aus mit Steinen zugedeckt. Der Feind kannte sie. Ein Haufen Bewaffneter drang hinein, entfernte die Steine und gelangte in die Stadt. Sie überfielen von hinten die Wache am Thore. Dab el Mugharibeh, sprengten dieses auf und ließen ihre Genossen herein. Breit schwoh der Strom der Sarazenen durch die Stadt: der Kampf war entschieden.

Mit der Morgenröthe hörte die Schlacht auf. Tausende der Streiter schliefen den längsten Schlaf; Tausende der Christen waren gefallen. Der Anführer der Saracenen machte bekannt, daß er die Gräueltthaten der Kreuzfahrer nicht vergelten wolle, daß die Christen mit Ausnahme der gefangenen Krieger binnen 24 Stunden die Stadt verlassen sollten, die Juden aber ungestört jetzt und fortan in ihrem Viertel ansässig bleiben könnten, denn der Koran befehle: „Schone der Kinder Abraham's, sie sind eure Brüder“.

Einmal stand der Engel des Herrn auf den Höhen um Jerusalem und streckte das Schwert aus über die Lager Sanherib's zur Vernichtung; in einer Nacht ward Israel gerettet. Abermals war Rettung gekommen in einer Nacht und das Fasten und Weinen an der Klagemauer war erhört worden.

20.

Es war wieder ein schöner Frühlingstag, als aus dem Westthore Cordova's den uns wohlbekannten Weg eine Cavalcade zog, diesmal aus mehreren Personen bestehend, als beim Beginne unsrer Erzählung. Denn waren auch die beiden Frauen dieselben und hatte Mose Hallevi wiederum die Stelle neben seiner schönen Base eingenommen, so ritten doch zwei stattliche Männer neben der Muhme, der eine am Beginne des Greifen-, der andere des kräftigen Mannesalters. Einige zwanzig Schritte hinter ihnen folgte eine große Schaar wohlbewaffneter Diener, von einigen königlichen Reitern begleitet, welche eine ziemliche Zahl schwer belasteter Mäuler umgaben.

Die Stimmung unter den ersteren schien eine ernste, wenn nicht traurige. Aber der heitere Himmel, die balsamische Strömung der Luft, das leuchtende Aussehen der herrlichen Gegend hoben den Geist der Reisenden bald.

Mose sumnte ein Viechchen zwischen den Zähnen. „Ha“, rief Hulda, „unser Mose scheint sehr vergnügt, uns nach unsrer glücklichen Zukunft in Toledo bald verlassen und nach dem lust- und schätzerreichen Venezia sich begeben zu können.“

„Was sollte ich auch nicht?“ antwortete Mose; „ward doch meine heitere Base Hulda so ernst und besonnen, seitdem sie das ehrbare Ehegespoußt des gelehrten Abraham Aben-Esra geworden.“

„Nun“, sprach Abraham, und wandte sein Pferd an die Seite seiner schönen Gattin, wo ihm die Muhme gefällig Platz machte und neben Juda Hallevi ritt, „nun, wir gedenken in unsrem Hause zu Toledo auch des Scherzes und Spieles zu pflegen, gerade weil wir durch Gottes Hilfe so trübberuste Zeit

hinter uns haben“. Er blickte zärtlich auf seine junge Gattin, welche ihm den Blick voll innigster Liebe zurückgab.

„Und dann“, sprach Mose, „hat mir ja mein verehrter Oheim Don Juda verheißen, mich nach Jahr und Tag in Venezia aufzusuchen, wenn er seine Wallfahrt nach der heiligen Stadt vollführt.“

„Daran, lieber Mose, werden wir ihn zu verhindern suchen aus aller Kraft“, sprach Hulda ernst.

„Nicht doch, liebe Tochter, dies ist mein Gelübniß, und wenn die Zeit der Erfüllung kommen wird, werde ich „mein Gelübde bezahlen dem Herrn wie gern doch vor seinem ganzen Volke.“ Als jener Proceß, den meine zahlreichen Feinde am Hofe des Königs mir zugezogen, noch schwebte und eine gefährliche Lösung zu nehmen schien, da gelobte ich es mir in meiner Seele: und als ich im kühnen Entschluß vor den König selbst trat, ihn an meine vieljährigen Dienste erinnerte, und um derechtwillen um ein gerechtes Urtheil aus seinem eignen, geheiligten Munde stehete, und als mir darauf eine feierliche Vossprechung geworden: da wiederholte ich mein Gelübde, wenn Alles geordnet worden, auf dem heiligen Boden von Zion mein Knie vor dem ewigen Retter der Unschuld zu beugen. Ihr wisset, ich zahlte alsdann freiwillig die 30,000 Goldgülden, welche der Großmeister der Tempel zurückgewiesen, in die Schatzkammer des Königs, und nahm meine Entlassung von allen Würden und Aemtern. Wir haben nun den brennenden Boden des Hofes verlassen, siedeln uns in der Stadt, von welcher wir ausgegangen, in dem alten Stammsitz unsrer Familien, in dem ehrwürdigen Toledo, wieder an. Einige Jahre, Abraham, wollen wir da im süßen Genuße des Friedens zusammen in Studien und Arbeiten verbringen. Dann, wenn das, was ich noch zu wünschen habe in meinem Leben, in Erfüllung gegangen, werde ich freudig und dankbar mein Haupt nach dem heiligen Osten tragen.“

Abraham warf noch einmal einen Blick der Liebe auf seine Gattin.

Was Juda Hallewi noch in seinem Leben gewünscht, es ging in Erfüllung. Das Geschlecht Aben-Esra's blühte noch lange Zeit im spanischen Israel. Juda Hallewi trug sein Haupt nach dem heiligen Osten.



Förderung und Hemmnis.

Eine Skizze aus dem Leben.





Förderung und Hemmniß.

Eine Skizze aus dem Leben.

1.

Im Bade E. sollte ich die Hypochondrie los werden und sitzen lassen, die seit Jahren von mir Besitz genommen hatte. Die Verheißung hatte mir mein Arzt gegeben, der mich wenigstens eben so gern los sein wollte, wie ich die Hypochondrie. Ich war voll Hoffnung hergeeilt. Aber wie ich von den nächsten Bergen das Städtchen in der Feier des Sonnenuntergangs reglos, und nahe daran die Badegebäude still wie eine Dorfkirche am Wochentage liegen sah, entfiel mir Glaube und Muth, ich verzweifelte das Leben zu finden, wo Alles todt schien, und wünschte mich schon wieder weit hinweg.

Doch was quälte ich mich mit der Wiederholung der Qualen, die nur verschiedene Abdrücke eines und desselben Leidens sind? Ein Sonnenblick in meiner Badesaison war die Bekanntschaft eines Mannes, dessen Andenken mir so lichter in meinen wirren Seelenzustand hineinfällt, weil er selbst licht wie der Strahl der Sonne am Frühlingmorgen ist, und, da sich gerade die Extreme suchen, desto besonnener auf mein eigenes Bild fiel, das sich meinem Auge nur als Silhouette, also als Schatten, darstellt.

Und warum schloß er sich so freudig mir an? Je weniger ich ihm glich, je verschiedener unsere Charaktere waren und sich erkannten, desto enger umfaßte seine Seele die meine, und wir

wurden Freunde. Und welche Bedeutung hat dieses Wort bei Männern, die schon auf die Höhe des Lebens gerückt sind! Hatte er Mitleid mit mir, der sich unter dem Drucke einer Krankheit wand, welcher man immer als Boden die Einbildung zuschreibt, und die mir die bitterste Wesenheit dünkt? Oder bleibet unter den Narben und Brandmalen des Lebens doch noch so viel Ueberrest der himmlischen Psyche, daß sie sich zu erkennen und in schweesterlicher Einigung die Staublasten der Erde abzuschütteln vermag? Oder war ganz äußerlich nur der Umstand schuld unserer Annäherung, daß wir beide allein unter den Badegästen und im Städtchen Juden waren? Doch wenn dies die Brücke war, auf der wir zu einander heranschritten, so hätten wir ja wieder vorübergehen können, wie ich so manchem Glaubensgenossen vorübergegangen, weil er eben nur im Glauben, und auch da nur eine kurze Strecke mein Genosse war.

Dennoch kam dieser Umstand mehrere Male unter uns zur Sprache, denn er liebte, mehr als ich, Gegenstände aus dem Bereiche des Judenthums zu besprechen, weniger transcendente, als historische und sociale.

Ich sprach mich oft darüber aus, daß wir jeden Separatismus vermeiden und zurückweisen müßten, daß wir die Verschiedenheit der Ansichten durch die Gleichheit der Lebensweise und materiellen Interessen verwischen müßten, und verurtheilte hart alle die mancherlei Versuche in neuerer Zeit bei den Juden, sich mitten im neuern Leben wieder ein besonderes Plätzchen zu schaffen, wo man unter sich sei, und mit neugierig-scheuen Blicken über die Umzäunung blicke.

Er lächelte und fragte mich einst auf solche Expectoration: warum ich denn nun schon acht Tage auf Spaziergängen, im Bade, in Gesellschaft immer mit ihm, dem Juden, zusammenträfe, so daß die anderen Badegäste uns eine jüdische Gesellschaft en miniature nennen könnten und vielleicht schon nennen? Meinem Grundsätze gemäß müßte ich, wenn ich auch,

wie er sich schmeichle, ein wenig Gefallen an ihm fände, wie er so vieles an mir, dies opfern, ihn vermeiden und die Andern, von christlichem Glauben und Ursprung, auffuchen.

Ich gestehe, dieses argumentum ad hominem frappirte mich, und da ich just nichts zu sagen pflege, was ich nicht wirklich zu meinen glaube, schwieg ich still, und forschte bei mir selbst nach der Ursache. Und ich gestehe ferner, daß ich fand, eine Hauptursache sei gewesen — weil die Andern mich nicht haben wollten. Da ich nämlich, gerade weil ich Jude bin, zurückhaltend, fast möchte ich sagen stolz mich benehme, um nicht oft gehörten Vorwurf über Zudringlichkeit der Juden meinerseits zu rechtfertigen, und daher im strengsten Sinne mich auffuchen lasse, und selten Jemanden auffuche — so hatte mich eben Niemand gesucht, als mein Freund und Glaubensgenosse. — Ich glaube — der Leser rechne diesen Glauben unter die Fehler meiner Hypochondrie — ein ganz reputirlicher Mann zu sein. Auch verberge ich meine Leiden vor der Welt, und falle Niemandem damit zur Last. Auch bin ich dienstfertig in hohem Grade, meine schönste Freude ist, Einem einen Dienst zu erweisen, der mir recht sauer wird. Die gesellschaftliche Sitte kenne und beachte ich sorgfältig, und eine reife Erfahrung mit stetem Streben der Fortbildung kömmt mir zur Hülfe, meinen genügenden Theil zu einer Unterhaltung beitragen zu können. Selbst einige Empfehlungsschreiben hatte ich mitgebracht von gewichtigen Personen, und dennoch suchte mich keiner, als — mein Freund und Glaubensgenosse.

Ich begann, mich zu ängstigen darüber, unruhig und unsicher zu werden, ich blickte mich in der Gesellschaft um, welche Blicke man auf mich werfe, ich glaubte schon, nicht bloß kalte, sondern verächtliche zu gewahren; schon wollte ich bemerkt haben, daß man sich von unserm Paffectische zurückgezogen, daß der Kellner erst auf zweimaligen Ruf zu uns käme, und uns weniger prompt bediene; es fing an mich zu drücken, die Luft ward mir schwill im Saale, ich athmete hörbar, ich sprang

endlich auf, und flüsterte dem Freunde zu: Freund, führen Sie mich hinaus, ich sinke um!

Da lag es vor mir, das sonnige Thal, in Blüten- und Sonnenpracht. Mein Blick stieg schnell zu den Höhen der grünen Berge umher, die in grotesken, aber scharfen Linien das blaue Himmelsgewölbe abschnitten. Auf den Matten des Thales weideten die zerstreuten Heerden und arbeiteten die Landleute. Ein Silberband schlängte sich der kleine Fluß um die Wurzel der Höhen, und dort links im Winkel drängten sich die rothen Dächer des Städtchens zusammen.

Ich athmete freier, meine Brust entfaltete, meine Gestalt hob sich, und in dem leidengetriebnen Auge zerbrückte sich eine Thräne. Doch gewahrte mein Freund nichts von ihr, als einen Händedruck.

Freund, sagte Bernhard (die Leser werden mir gestatten, ihn nur bei seinem Vornamen zu nennen) zu mir, es ist ein großes Unglück für den Menschen, wenn er zu viel in Vergangenheit und Zukunft lebt. Habe ich die Vergangenheit kräftig abgethan, so ist sie mir nichts mehr, als der Kalender eines frühern Jahres, den man liegen läßt in seinem Winkel. Woher aber kömmt diese Unsicherheit, diese Furcht des gebildeten Juden in geselliger Beziehung, wenn nicht, weil er zu viel rückwärts schaut, zu viel des Juden früherer Zeit gedenkt? Ich sehe, in der Dessenlichkeit läßt man mich ungestört und ungehört weilen, alle öffentlichen Plätze stehen mir so gut offen, wie jedem Christen. Man weicht mir eben so höflich aus, macht mir seine Verbengung, respectirt meinen Platz. Was will ich mehr? Was den persönlichen Umgang betrifft: nun, da leitet mich und jeden Andern Stand, Bildung und Charakter, Ruf, Familie &c., warum soll der Glaube nicht auch ein Moment der Wahl für denselben sein? Ist der Glaube so nichts-sagend, so unbedeutend, so einflußlos für den Menschen, daß er sich in seinem persönlichen Umgang nicht von ihm sollte bestimmen lassen? Wir müssen dies dem Christen zugestehen.

Und warum sollten wir es dem Juden verargen, um so mehr, da es ihm, gerade wegen des Zurückziehens der Christen, noch eher zur Nothwendigkeit werden kann? Ich kann nur darüber das Verdammungsurtheil aussprechen, wenn man von öffentlichen Vereinen und Plätzen den Juden ausschließen will, bloß weil er Jude ist. Im Uebrigen liebe ich, wer mir mit Liebe naht, behandle offen, wer sich mir offen zeigt, und bleibe kalt, wo man kalt geblieben ist. Die Zukunft wird wahrscheinlich Manches ändern. Nun, so sei dies der Zukunft überlassen. Der Jude hat jetzt nur eine Aufgabe: sich zu bilden, und sich überall auf gebildete Weise zu benehmen, daher weder zudringlich, noch theilnahmslos zu sein und zu erscheinen. Dann aber zähle ich meine Lieben nicht nach dem Glauben, sondern bin seelensfroh, daß ich nur noch welche habe.

Ich fühlte mich frei und gehoben unter den Worten meines Freundes, aber antwortete: Wir können jedoch nicht leugnen, daß der Glaube oder die Confession noch immer im praktischen Leben so viele Einwirkung auf die Schicksale der Individuen hat, also in eine Region herabgezogen wird, wohin sie gar nicht gehören sollte. Sie, die der höchste Friede sein, die Religion, die den Hauch des Friedens in die Kämpfe der Menschen bringen, die alles Irdische ausglätten und abplaniren sollte — wird nicht bloß zum Zankapfel der Ideen, sondern wirkt auch Hemmiß und Schranke in das bürgerliche Leben, so daß das Individuum das Heiligste, das an ihm haftet, oft verwünschen, die religiöse Ueberzeugung, zu der er herangewachsen ist, beklagen muß, so sie doch das theuerste Besitztum sein müßte? Wie oft verleugnen Juden augenblicklich ihren Glauben, um ungestört Städte und Länder passiren, in nothgedrungener Gesellschaft, z. B. auf Postwägen, ungeschoren zu bleiben. Ja, das Alles ist sehr traurig. Ich selbst, es sei Ihnen offen gestanden, habe zu tiefes Leid, hervorgegangen aus diesen Verhältnissen, empfunden während meines Lebens — o, mein Theuerstes ist hieran zu Grunde gegangen — als daß

ich es nicht mit voller Geisteskraft anders wünschen sollte für die kommenden Geschlechter.

Die Sonne war untergegangen. Wir wandelten einsam durch die Laubgänge, während die Musik aus dem Gesellschaftssaale lustig herüberscholl. Tausend Leuchtkäfer durchschwirrten das Gebüsch, und ein balsamischer Luftstrom zog von den nahen Zierbeeten durch die Boskets. Mein Freund antwortete mir:

Ich ehre diesen Wunsch, und theile ihn. Noch mehr achte ich Ihre Gefühle, wie diese aus ihrem Lebensgange sich entwickelt haben. Aber, da wir vom Allgemeinen und im Allgemeinen einmal sprechen, so dürfen wir uns gerade von individuenellen Gefühlen nicht hinreißen, unsern Blick durch sie nicht trüben lassen, und die Landschaft nicht durch farbige Gläser betrachten. Ich kann Ihnen sofort einen Gegenbeweis geben, und diesen Gegenbeweis sehen Sie lebendig und verkörpert — in meiner Wenigkeit. Wenn ich zurückschane auf die Lebensbahn, die mir zu durchschreiten die gütige Vorsehung gestattet hat — so gewahre ich, daß gerade mein Dasein in den verhängnißvollsten Augenblicken für mich eingeschritten, daß meine Religion mir mehre Male als glücklicher Talisman gebient, ja, daß mein Lebensglück allein auf dieser Basis sich erhoben. Soll ich es leugnen, daß es mir dadurch noch theurer geworden? daß ich unzählige Male dem Herrn auf den Knien gedankt, daß er mich in diesem Glauben hat geboren werden lassen? Nun werden Sie zwar sagen, auch das sollte nicht sein, die Religion sollte so objectiver Haltung sein, daß die irdischen Lebenswege ganz darunter weglausen, ohne daß die Strickleiter der Schicksale an ihr hinauf- und herabfielen. Aber, Freund, wie wäre das möglich! Das heiligste, edelste, beseligendste Gefühl nächst der Religion ist — die Liebe. Und nun schauen Sie sich um, welches Gefühl hat den meisten Einfluß auf das wirkliche Leben, welches wird mehr gemißhandelt vom wirklichen Leben, welches öfter verleugnet, verdrängt, ge-

mißbraucht vom Leben, als die Liebe? Es liegt durchaus nicht in der Natur des Menschen, seine höheren Prädicate so in ein Sanctuarium seines Innersten zu verschließen, daß sie auf seine Handlungsweise, folglich auf die Gestaltung seines Lebens, auf seine ganze gesellige Stellung, auf sein Geschick keinen Einfluß üben. Und sollte dies denn geschehen? Bringen Sie die Religion nicht auf diese Weise in eine ganz schiefe Stellung? Wir sollen uns ja von ihr durchdringen und beherrschen lassen, als die höchste Mission der Religion wird anerkannt, daß sie uns leiten soll, und unser Thun bestimme. Sie soll kein Gedanke bleiben, sie soll auch zur That werden. Und wie können Sie es dann dem Menschen verdenken, wenn er, von seiner Religion und ihrer Wahrhaftigkeit überzeugt, zweifelnd und zurückhaltend auf die Religion eines Andern schaut, von dem er glaubt, daß er sich eben so von der seinigen bestimmen läßt? Dies kann und soll zwar durchaus nicht den Zustand der jetzigen Wirklichkeit rechtfertigen, aber einen aufhellenden Blick wirft es jedenfalls hinein. Doch lassen Sie uns von diesem Felde endlich weichen. Schlagen wir diesen Seitenvog ein, der zum Flusse führt, und lassen Sie uns so vom Gebiete des Allgemeinen in ein Nebengäßchen einklinken. Ich fühle mich berufen, meinen ersten Worten als einen Commentar eine gedrängte Skizze meines Lebenswandels zuzufügen. Ich glaube so, daß dies uns noch näher bringen und Ihnen einige Erheiterung gewähren wird. Einem Freunde aber solche zu bereiten, halte ich mich stets zunächst verpflichtet.

Sie werden mir ein werthvolles Geschenk machen, antwortete ich, und es wird mir sehr angenehm sein, wenn ich es werde zurückgeben können.

Wollen Sie in meine frühesten Jugendjahre hinabsteigen, so lassen Sie mich Ihnen ein Bild aus denselben vorführen. Sie sehen mich als Knaben von zehn Jahren in einer elenden Hütte, die zu einem armseligen Dorfe im Elsaß gehörte, auf niedrigem Schemel sitzen. Ein brennendes Menschheit ist in eine

Spalte der Lehmwand gesteckt, und wirft ein flackerndes Licht umher, denn ein starker Nordwind pfeift durch die Lücher der den Einsturz drohenden Wände. Alles ist armselig, eine Streu das Lager, ein paar zerbrochene Stühle und ein Kasten als Tisch das ganze Meublement, wenn man nicht einiges alte Küchengeräthe dazu rechnen will. Mein ziemlich starker Körper ist mit Lumpen behangen, die als Kleider verschiedenen Jahrhundertens und Ständen angehört hatten. Und in der dunkeln, stürmischen Nacht ist nur ein lebendiges Wesen um mich, eine Waterschwester, taub und fast gelähmt. Meinen Vater hatte man denselben Tag hinausgetragen zur ewigen Ruhstätte, und meine Mutter zwei Tage früher, ein hitziges Fieber hatte sie beide hingerafft. Eine Brodkruste lag in meiner Hand, und meine Thränen erweichten sie, daß ich des Wasserkruges nicht bedurfte. Ich hatte schon begriffen — denn ein Judenknabe von zehn Jahren, der täglich eine Stunde weit in einem Nachbardorfe ins Ehedar gegangen, und schon sein Stück Mischnajot verstand, was sollte der nicht begreifen — ich hatte schon die Frage begriffen: was soll nun aus mir werden? Nichts gehörte mir, denn meinem Vater hatte auch Nichts gehört, und wir waren die Miethelohn für die elende Hütte noch schuldig. Womit sollte ich haushalten? Und die alte Tante, sollte sie mein Schutz, oder ich der ihrige sein? Sollte ich zum Bauer als Bursche, als Hirtenjunge gehen? Wo bliebe der Sabbath? Was sollt' ich da essen? Und in diese Sorgen, die den kindlichen Geist in dumpfes Grübeln versenkten, mischte sich immer wieder der letzte Schaufelton vom Grabe meiner Eltern, und überschauerte mich mit dem feuchten Nieseln des Verlassenseins. Ich begann einige hebräische Gebete zu flüpseln, aber die Lippen bewegten sich nur, und die Angst stieg mir dabei immer höher. Schatten huschten an mir vorüber, wenn der Wind durch die Flamme der Kleusackel fuhr, die Bilder des Sterbens, die ich so eben erlebt hatte, stellten sich um mich; ich schloß die Augen und fing an zu wimmern, aber niemand hörte mich,

die taube Tante war wohl hinter dem Ofen in Schlaf gesunken. Fieberfrost schüttelte mich, mein Wimmern ward zum Wehklagen und Schreien, und mitten drein ward mir's so dumpf im Kopfe, daß ich Nichts mehr dachte, Nichts empfand, als einen großen, schweren Druck im Herzen. Wie lange dieser Zustand dauerte, weiß ich nicht — plößlich wurde stark an die Thüre geschlagen, ich fuhr auf, und hörte Rufen, Pochen, Pferdewiehern und Hundegebell. Ich sprang zur Thüre und öffnete.

Ein stattlicher Herr in grünem Fianschrock, Lederhosen und Reittiefeln sprang draußen vom Pferde, befahl einem Knechte, die Pferde fest zu halten, und trat ein. Er sah sich in der Hütte um, ich hatte an der Sprache schon den Elsasser Juden erkannt.

Wist Du allein, mein Junge, und warst Du es, der so jammerte? frug er mich, und der Ton seiner Stimme gewann schnell mein Herz. Bald hatte ich ihm meine Schicksale erzählt und sein Mitleid geweckt. Ich mußte ihm noch berichten, wie das Dorf heiße, denn er war vom Wege abgekommen. Er war ein Pferdehändler, der im Lande umherzog, Pferde von den Bauern für die Remonte aufzukaufen. Seinem Knecht befahl er, seinen Mantelsack hereinzubringen und mit den Pferden sich nach der Schenke zu begeben. Der Mantelsack entlud sich von Fleisch, Wurst und Brot, ich griff wacker zu, und auch die taube Tante, die vom Lärmen erwacht war, fiel gierig über die seltenen Speisen. Alsdann holte ich ein Bünd Stroh vom Nachbar, und schüttete ihm ein Lager auf. Der Sturm hatte sich gelegt, und er streckte sich behaglich nieder.

Nun, mein Junge, fing er an, was soll aus Dir werden? Darauf wußte ich nicht zu antworten, und begann wieder zu weinen.

Halt, sagte er, grein' mir Nichts vor, das kann ich nicht vertragen. Willst Du mit mir kommen? Ich habe keine Kinder, freilich auch kein Weib, aber wir wollen uns schon ein-

richten. Du sollst auch dein Brot nicht umsonst verzehren, ich brauche eine treue Seele zu Hause, wenn ich auf Reisen bin. Du gefällst mir, und da Du so wacker „lernen“ kannst, wie ich merke und Du sagst, so denk' ich, du bist ganz gescheidt.

Und die Babe? — Für die muß die nächste Rehilla sorgen, und ich will morgen dem Parnesß drüben in M. schon zusehen.

Centnerlasten fielen mir vom Kindesherzen, schon tanzten fröhliche Bilder von Pferden und Gänken, von Städten und Flecken vor meiner Einbildungskraft, ich vergaß selbst das Nachtgebet.

Wie schnell heilen die Wunden eines Kindes! Ich fühlte mich wohl im Hause meines neuen Vaters, der mich sehr verhätschelte, und da ich der alten Sara, die das Regiment führte, zu schmeicheln wußte, wurde ich auf Händen getragen. Selten gedachte ich der verfallenen Hütte, fern vom Dorfe, selten selbst der einsamen Gräber meiner Eltern. Aber ich war mir ganz überlassen, mein Pflegevater meist entfernt vom Hause, und mich schon für gelehrt haltend, die alte Sara nur besorgt, wenn ich zu kühn auf den Pferden mich tummelte. Für meine Erziehung geschah daher Nichts, als eine unbegrenzte Güte. Doch auch hier stellte sich ein schützender Genius ein. In unserm Hause wohnte ein Candidat der Theologie, der mich zufällig einmal in einem hebräischen Buche lesend fand. Er wollte selbst gar zu gern diese Sprache tüchtig kennen lernen, und so nahm er mich zum Mentor an. Freilich mußte er selbst geschickt genug sein, aus mir herauszulocken, was er wissen wollte, aber es ging, und zum Lohne unterrichtete er mich dafür einige Stunden des Tages. Er war dabei weit entfernt von jener Lust, die den christlichen Lehrer jetzt so häufig stachelt, den Missionär bei den Indianern zu spielen, sondern mahnte mich im Gegentheil zur Treue und Gewissenhaftigkeit in meiner Religion. Ich lernte schnell Lesen, Schreiben, die Landessprache und die deutsche und allerhand Wissenswerthes. Bald erntete mein Pflegevater die Frucht davon, denn ich schrieb

ihm, der nicht schreiben konnte und dessen Gedächtniß anfang schwach zu werden, seine Rechnungen auf, und stand ihm überall zur Hand. Drei glückliche Jahre waren mir im Hause dieses edelherzigen Mannes vergangen, als die Scene schrecklich sich änderte.

Eben war ich Bar Mizwa geworden, mein Pflegevater hatte mir eine silberne Uhr, seine Freunde eine Menge von Schaufstücken, die alte Sara einen kleinen Goldreif geschenkt. Da hatten die Verbündeten den Champagneseldzug gegen die französische Republik eröffnet. Wir nahmen an allem Dem wenigen Theil, als plötzlich — es war wenige Tage vor dem Besatzfeste — die Gegend sich mit Soldaten füllte, nahe unserer Stadt schlugen sich zwei Corps, die Republikaner wichen, die Feinde rückten auf die Stadt los, und da diese sich vertheidigte, berannten sie dieselbe. Sie wurden abgeschlagen; aber am andern Morgen spielte das feindliche Geschütz ohne Aufhören, Tumult tobte durch alle Straßen, die Franzosen verließen die Stadt, und mitten in diesem Tosen, während dessen wir uns in einer Stube verbarricadirten, fiel eine Bombe in das Haus, in das Zimmer, und tödtete — meinen Wohlthäter. Ich und Sara eilten hinaus, aber die Flamme loderte schnell auf. Sara wollte ihre Ersparnisse retten und eilte die Treppe hinauf — ich sah sie nicht wieder, in einer Stunde lag das Haus in Asche. Uuterdeß rückten die Feinde in die Stadt, es wurde geplündert, die Einwohner flüchteten sich, und die Stadt verbrannte zum größten Theile.

Ich hatte Nichts gerettet, als meine silberne Uhr und den kleinen Goldreif der alten Sara. Die Angst verdrängte den Schmerz um meine Verlorenen, aber ich schwor mich nie von diesen Andenken zu trennen, sie sollten meine Heiligthümer, die einzigen Bande sein, die mich noch auch an diese Vergangenheit knüpfen.

Mitten durch die Feinde, mitten durch die flüchtigen Schaaren führte mich die Hand der Vorsehung unbeschädigt.

Die Angst beflügelte meine Schritte, bald kam ich vom Heerwege ab, der Lärm der Flucht blieb hinter mir, ich floh auf ungebahnten Wegen. So irrte ich umher, bettete mich in Dörfern ein wenig Brod, übernachtete in den Forsten, als ich am dritten Tage, nachdem ich einen Hügel überschritten, eine kleine, aber zierliche Stadt vor mir liegen sah.

Eine freundige Zuversicht durchzog mich bei diesem Anblick wie von selbst. Ich wanderte durch das Thor, auf der ersten Straße begegnete ich einem sauber gekleideten Juden. Da es Vortag des Festes war, redete ich ihn an, und befragte ihn um den Vorsteher der Gemeinde. Er war es selbst. Ich bat um Ostersuchen und eine Herberge während des Festes. Ich mußte ihm meine Umstände näher schildern, und da ich unter der Anleitung meines Candidaten richtig französisch sprechen gelernt, so schien mein Ausdruck, im Verein mit meiner traurigen Lage, seine Theilnahme zu wecken. Ich mußte ihn nach seinem Hause begleiten, und während des Festes bei ihm meinen Aufenthalt nehmen. Ich fand eine anständige in Eintracht und Liebe einige Familie, die aus einer würdigen Frau und zwei erwachsenen, gebildeten Töchtern bestand. Nach dem Feste schlug er mir vor, bei ihm die Handlung zu erlernen. Er fand mich höchst bereitwillig, ich lag meinen Pflichten treulich ob, man ließ mich meine untergeordnete Stellung nicht fühlen, sondern behandelte mich stets liebevoll, und wenn auch oft mein Alleinstehen in der Welt schmerzlich zu meinem Bewußtsein kam, so mußte ich doch mit meiner Lage zufrieden sein, und fühlte, daß mein Fortkommen für die Zukunft begründet werde.

Ich übergehe die nächsten Jahre; ich ward Diener, unabhängiger, aber blieb bei meinem Herrn. Die größten Kämpfe gingen über die Welt, unser Städtchen empfand wenig davon. Ich hatte die Zwanzig überschritten, und sehnte mich nach keiner Veränderung. Die Töchter hatten längst das Haus ihres Vaters verlassen, es war so still und einsam geworden, aber ich blieb gern, in der Stadt liebte man mich, zu allen Festlich-

keiten ward ich meiner gemessenen Heiterkeit wegen gezogen, mein Herr hatte mir die Nachfolge in seinem Geschäfte gesichert.

Aber es sollte anders kommen. Eines Tages — es war bei dem neuen Ausbruch des Krieges nach dem kurzen Frieden von Amiens — wurde die Trommel gerührt, auch ich zum Stadthause gefordert und — eingekleidet. Mit Thränen verließ ich meinen alten Herrn, der mir weinend seinen Segen und eine ansehnliche Vaarschaft übergab, mit Thränen das Städtchen, das mir eine so still-fröhliche, ungetrübte Jugend geschaffen — aber die Welt, eine kämpfende Welt, rollte ihre großen Bilder vor mir auf, und vor dem Getöse der Waffenplätze zerrann das Gedächtniß der entwichenen Idylle.

Ich kämpfte wacker mit. Schlachten schlug ich mit, die auf die Tafeln der Geschichte ihre Namen unverwischlich eingezeichnet, leichte Wunden verharsteten wieder, Beschwerden verschwanden im Lärmel des Sieges. Das Nähere kann sich Jeder ausmalen, der solchem Leben einmal nahe stand. Lassen Sie mich nur eine Begebenheit hervorheben.

Es war im Jahre 1807. Wir hatten die Preußen bei Jena geschlagen, bei Halle allen Widerstand vernichtet, wir waren triumphirend in Berlin eingezogen und nach kurzer Rast auf die Verfolgung des Feindes ausgezogen. Bei Eylau hatten die Franzosen eine tüchtige Scharte bekommen. Aber wir waren mehr als je entschlossen, dieselbe bei erster Gelegenheit wieder auszuwetzen. Es war am 23. Juni, als die Feinde sich wieder gegenüberstanden, und am folgenden Tage sollte der Schlachtengott abermals die eisernen Würfel werfen. Mein Regiment lag gerade dem feindlichen Lager am nächsten gegenüber, die Bedetten konnten gegenseitig den Anruf ihrer Feinde hören. Ich stand mit einem lieben Kameraden auf einem entfernten Posten, es war die erste Stunde der Nacht. Noch sehe ich vom Hügel, der mit Eschen umwachsen war, herab die weite Ebene, vom Mondesglanz beschienen, vor mir liegen. Ich stand auf mein Mordgewehr gestützt und betrachtete das Thal.

Weithin erstreckten sich in zwei Schlangenlinien die Wachtfeuer, Alles war still, nur aus einem nahen Cavallerielager hörte man das Stampfen und Wiehern der Streitrosse.

Ernste Gedanken zogen durch meine Seele, ernster als je. Es war mir, als kämen auf den Flügeln des Nachtwindes die Geister der verlebten Zeiten zurück, um meinem einsamen Herzen einen lang entwöhnten Besuch abzustatten. Begebenheiten, an die ich ewig lang nicht gedacht, traten verkörpert aus Wind und Wolke, Mondesglanz und Baumeschatten an mich heran. Ich sah wieder den Leichnam meiner Mutter vor mir liegen, den Vater das schweißkalte Haupt röchelnd auf die Brust senken; ich sah die taube Tante hinter dem Ofen gekauert; die Bombe schlug auf das greise Haupt meines Wohltäters ein, und Sara jagte in Todesangst die Stiegen hinauf; dann kamen die Freunde, denen ich auf dem Schlachtfelde die Augen zugebrückt; in weite Todtenhemden gekleidet zogen Schaaren in öde Lazarethsäle ein, und nickten vorüberwandelnd mir zu; brennende Städte gingen am Horizonte auf, Schlachtgetöse unntvogte mich, und — als Alles um mich versammelt war, riefen sie im Chorus mir zu: Morgen bist Du . . . „unser!“ glaubte ich in den Lüften zu hören — als mein Camerad meinen Arm ergriff und mich schüttelte, mit dem Ausruf: Schläfst Du, Veruhard? stehst Du doch eine halbe Stunde schon, als hätte der Mond dich zur Salzsäule gewandelt, und rülhst Dich nicht!

Kein heiteres Lied diese Nacht zur Beschleunigung der trägen Zeit, kein Scherz, kein muthiger Kampfesdrang. Ich trug die Ahnung des Todes in meiner Brust. Als ich abgeldöst ward, eröffnete ich meinem Freunde meine Gefühle, und trug ihm die Verwendung meines kleinen Nachlasses auf. Ach, ich hatte Keinen, dem ich ihn überantworten konnte zum heiligen Andenken, er sollte ihn für verwundete Kammeraden verwenden. Mein Freund lachte mich aus, aber an meinem Ernste wurde auch er ernst.

Trilbe drangen die Sonnenstrahlen durch die Wolken, zu denen sich bald die Dampfwolken des donnernden Geschützes gesellten. Ich war gefaßt, ruhig, fast heiter. Ich hatte meine Rechnung geschlossen, und gefunden, daß ich mich der Gnade des Allerbarmer's ohne Zagen übergeben konnte ob meines Lebenswandels.

Mein Regiment ward beordert, die Stellung des Feindes zu umgehen und einer Batterie in die Seite zu fallen. Wir mußten hin und her marschiren und kamen nicht zum Ziel. Es war schon Mittag und rechts hörten wir immerfort das Schlachtgetöse. Endlich erreichte uns wieder ein kaiserlicher Adjutant, und befahl uns, im Geschwindigkeit'sschritt rechts abzuschwenken. Wir jagten durch ein Gebüsch, und als wir heraustraten — lag die Batterie, die Schlacht, die ganze durchwühlte Ebene vor uns. Doch wir besaamen uns nicht, und hinauf ging es den Hügel, von dessen Höhe die Batterie herabdonnerte. Kartätschen wütheten unter uns, aber wir gewahrten es nicht. Immer hinaus, Kameraden, zum Tanz! rief ich, und war Allen voran. Da fühlte ich einen dröhnenden Stoß auf meine Hüfte, ein stechender Schmerz folgte, ich sank zusammen, eine Gewehrkugel hatte mich getroffen.

Als ich erwachte, war es still um mich, und der Abend sank feucht herab. Es mußte hier noch einen harten Strauß gekostet haben, denn um mich, vor mir, neben, hinter mir lagen die Leichen aufgehäuft. Von der Schlacht war nichts mehr zu vernehmen auf dem fernen Hügel, es hatte sich Alles verzogen. Ich fühlte eine tödliche Ermattung, ich konnte mich nicht regen, die Zunge klebte am Gaumen; auf meiner Wunde mußte das Blut geronnen sein, denn ich fühlte es nicht rieseln, der Schmerz war dumpf und allgemein. Ich glaubte, erwacht zu sein, um noch einmal zu sterben. Eine Stunde mochte ich schon so gelegen haben, und es begann zu dämmern. Wenigstens dämmerte es vor meinem Geiste, die Gedanken und Bilder verwirrten sich. So habt ihr nicht gelogen, Geister meiner

Jugend, und ich sterbe! rief es in meinem Innern. Und wieder kam der Zug heran, von der Spitze des Hügels, aber langsam diesmal, gemessenen Schrittes, in einer langen Linie. Doch Alles wich vor mir aus, und nur mein Vater, meine Mutter, mein Pflegevater und Sara sonderten sich aus dem Zuge, und stellten sich um mich. Sie neigten ihre Häupter nieder zu mir, immer tiefer und tiefer, und ich sah in ihre glanzlosen Todtenaugen hinein, die geronnen waren. Wir wollen Dich, wir wollen Dich! sprachen sie. Aber Du bist ja Jude, und wenn Du nicht stirbst wie ein Jude, können wir Dich nicht hinaustragen! Ja, ich bin ein Jude! rief es in mir, und das langvergeßne Wort war wieder lebendig worden in mir. Und ich schaute mich, ihre Hände zu fassen. Da begann ich das jüdische Sündenbekenntniß eifrig, eifrig herzusagen, meine Zunge stammelte geläufig die alten Laute. Oschamnu, bogadnu und sofort begann ich immer wieder, bis zu Ende. Da war meine ermattete Seele wieder kräftig geworden. Weiter, weiter! riefen die Geister mir zu. Noch eine Erinnerung blühte mir durch die Seele. Schema, Jsrael, kreischte ich auf, Adonai Elohenu, Adonai eehod! Und ich sank in die Arme des Todes. — — —

Aber ich kehrte dennoch zum Leben wieder. Ich erwachte auf einem ärmlichen Lager in einem niedern Zimmer. Wie lang ich da gelegen hatte, wußte ich nicht. Ich sammelte mein Bewußtsein. Ich sah mich im Zimmer um, und erblickte einen Greis mit langem Silberbarte, stierend in einen großen Follanten. Dort an der Wand hing ein schlecht gerahmtes Papier, auf welchem mit großen Buchstaben — Misrach stand. Daneben ein großer und ein kleiner Beutel. An der Thürpfoste war ein länglicher Blechkasten befestigt, aus dessen Oeffnung das heilige Wort Schaddai entgegenschaute. Ich wußte, ich war bei Juden.

Doch ich will Sie nicht anhalten. Später theilte man mir mit, daß einige polnische Juden unter dem Schutze der

Dämmerung auf dem entlegenern Theile des Schlachtfeldes herumgestreift, um Beute zu suchen. Da hörten sie ein lautes Schema, und überzeugt, daß hier ein sterbender Jude läge, waren sie herangeeilt. Sie fanden mich, als ich eben bei dem Worte echod wieder zusammenank. Darauf hatten sie mich aufgenommen, in das nahe Städtchen getragen und bei einem aus ihrer Mitte niedergelegt. Sie hatten mich verbunden, so gut sie konnten, und später einen Wundarzt gewonnen. Ich war bald in ein heftiges Wundfieber verfallen, und aus diesem in todesähnlichen Schlaf. Doch ich war gerettet.

Mehrere Wochen blieb ich bei meinen polnischen Juden, und erfuhr auch hier, welch falsches Bild wir uns von dem Volksleben dieser Schattirung unsrer Glaubensgenossen zu machen pflegen, indem wir die Farben von den vagabundirenden Subjecten, die uns behelligen, leihen. Ein tiefes Gemüthsleben, ein raffinirter Witz, eine Scharfsicht in den drückendsten Lebensverhältnissen, dieses sind ihre Mittel, ihre Waffen, ihre Wehr. Erst nach Jahren gelang es mir, meiner Dankbarkeit in Etwas Genüge thun zu können. Damals hatte ich ihnen Nichts zu bieten, als den Segen Gottes, denn mein Soldatenkleid war Alles, was ich hatte.

Ich führe Sie schnell wieder über die nächsten Kriegsjahre hinweg und all ihren Wandel, um zu dem entscheidendsten Momente meines Lebens zu kommen. Mein Regiment hatte in Spanien blutige Lorbeeren geerntet, ich war zum Sergeanten avancirt. Jetzt wollte Napoleon an den nördlichen Polosß all' seine Kräfte wagen. Wir wurden beordert, Spanien zu verlassen, durch Frankreich nach dem Rhein zu ziehen, weiter durch Deutschland nach dem Norden zu folgen. Der Befehl war erst spät bei unserm Regiment eingetroffen, es befand sich gerade im elendesten Zustande der Equipirung, weshalb einige Zeit verlief, bevor wir wieder einigermaßen montirt waren, dazu kam der weite Marsch. Kurz, diese Umstände verursachten, daß wir im nördlichen Deutschland anlangten, als die

große Armee bereits in voller Flucht aus Rußland begriffen war. Als bald wurden wir gebrannt, die Stellung in Deutschland bis zum Frühjahr 1813 behaupten zu helfen.

Einige Monate später zog der Kaiser seine Heere auf Leipzig zusammen, wohin ihm die Armeen der Allirten nachdrangen. Es war im September, gegen Ende des Monats, als mein Regiment in dem kleinen D. eintraf, um einige Masttage zu halten. Es war am Vortage des Versöhnungstages, und ich erhielt die Erlaubniß, mich in die Mitte meiner Glaubensgenossen zu begeben. Aus dem Innersten meines Herzens quollen die Gebete, die ich nachlas. Ich hatte das dreißigste Jahr meines Lebens erreicht, unsägliche Strapazen lagen zwischen damals und jenen stillen, heiteren Jahren meines Kaufmannsstandes, aber sie hatten nicht hingereicht, mir einen bestimmten Standpunkt für das Leben zu erringen, und die unglücklichen Zeitverhältnisse konnten nur meine Aussichten trüben. Wie ich so unter den mit Todtenhemden bekleideten Vetern weilte, ergriff mich das Gefühl, wie ich so nirgends hingehörte, und Alle bei den Todten weilten, die je Theil an mir genommen. So überließ ich mich ganz dem Strome der Empfindungen, die mich überwältigten und über den Augenblick und seinen Inhalt hinwegführten. Ich vernahm nicht, wie schon seit geraumer Zeit zu der hinter Wärten und Hintergebäuden versteckten Synagoge Getöse und Waffenlärm herüberschallte. Plötzlich erschienen einige Glaubensgenossen, die meldeten, daß die Preußen das Städtchen überfallen, viele Franzosen gefangen genommen, die anderen vertrieben hätten, so daß sie sich in schleunigster Flucht unter dem Schutze der Nacht entfernten. Dies Alles war das Werk einer kurzen Stunde, die wir im lauten Gebet verbracht hatten. Aller Blicke wandten sich auf mich; eben wollte ich mich rathlos entfernen, als der Vorsteher der Gemeinde und die angesehensten Mitglieder über mich herfielen, mir die Montirungsstücke in aller Eile vom Leibe rissen, diese in den Stätten und Pulken ver-

steckten, mir einen schnell herbeigeholten Civilrock anzogen, während Einer aus Fürsorge sogar sich seines Todtenhemdes entkleidete und mir es überwarf. Trotz des heiligen Festes wurde bald eine Scheere herbeigeholt und der Schnauzbart mir unerbittlich heruntergeschnitten. So war ich im Nu aus einem kaiserlichen Soldaten in ein jüdisches Gemeindeglied verwandelt. Ich mußte mich in mein Schicksal ergeben, und dem Herrn, wie diesen braven Glaubensgenossen, die sich an meiner Zubruust erbaut hatten, danken. Denn, wie ich später erfaß, konnte nur drückende Gefangenschaft mein Loos sein, da ich von meinem Corps völlig abgeschnitten war. Bald darauf ward die Schlacht bei Leipzig geschlagen und die Trümmer des französischen Heeres eilten im Fluge zum Rheine.

So hatte mich abermals mein Glaube aus großer Gefahr gerettet. Aber was nun? Zehn Kriegsjahre ließen mich hilflos zurück, als sie mich beim Beginne gefunden hatten.

Die Gemeinde, mit der ich mich offen über meine Lage besprach, gelobte einstimmig, mich nicht zu verlassen, sie wollte mich als gemeinfamen Sohn annehmen. Vorerst wurde ich vom Vorsteher willig und gastfreundlich empfangen.. Dieser biedere Mann, der vom heimlichen Kamin aus für sein Leben gern in das wechselnde Spiel des Krieges hinausrückte, fand den Lohn seiner Gastfreundschaft in der Erzählung meiner Kriegsabenteuer. Abends, wenn seine Familie um den Tisch sich versammelt hatte, mußte ich erzählen, und mein Stoff ging so wenig aus, wie die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer. So verging das Laubhüttenfest, und schon hatte ich alle Herzen im Hause gewonnen.

Mein Wirth war Kaufmann. Als daher die Werkeltage begannen, bat ich ihn, mir zu gestatten, mit Hand aus Werk zu legen, und ehe ich es mich versah, hatte ich alle meine kaufmännischen Künste wieder hervorgeholt. Mein Eifer, meine gute Handschrift, die dem Alten sehr zu Statten kam, machten mich bald unentbehrlich. Was soll ich Sie lange aufhalten?

Ich blieb. Ich gewann bald das Herz der ältesten Tochter des Hauses, die durch ihr liebenswürdiges Aeußeres, durch die Sanftmuth ihres Charakters, durch die Treue und Reinheit, die aus ihren blauen Augen sprachen, auch mich fesselte. Der Vater war es zufrieden, er erwirkte mir durch seine Connexionen das Einwohnerrecht, und als der Frühling kam, sah ich mich in einer Gegend, an die ich nie gedacht, in einem Städtchen, das ich nicht dem Namen nach gekannt, als Chemann und etablirten Kaufmann, glücklich und beglückend. Mein Geschäft hatte guten Fortgang, meine Familie mehrte sich.

Als nach Verlauf einiger Jahre mein Vater zu seinen Vätern versammelt worden, erwählte mich die Gemeinde zu ihrem Vorsteher. Auch dies sollte von wesentlichem Einfluß auf mein Schicksal sein. Es war jene betäubende Zeit, wo eine allgemeine Reaction in den Weltthändeln sich bemerklich machte. Volk und Regierung strebten auf ihre, allerdings verschiedene Weise nach früherem Zustande der Dinge zurück. Die deutschen Altterthümeler begannen ihre weltbeglückenden Proceuduren mit der gehässigsten Behandlung der Juden, aber auch von oben herab, obgleich man die Juden an Leib und Eigenthum schützte, führte man alte Verhältnisse größerer Abhängigkeit und benachtheiligter Stellung für die Juden wieder zurück. Auch in unsrer Gegend äußerten sich helle Symptome dieses Geistes. Da nun unser Städtchen die Hauptstadt eines großen Kreises war, so führten mich diese Umstände oft zu unserm Landrathе persönlich. Bald mußte ich bei ihm Beleidigungen von außen zur Klage bringen, bald gegen Beschränkungen protestiren. Ich fand an ihm einen humanen, aufgeklärten, billig denkenden Mann, dem aber, zu eignem Mißbehagen, die Hände vielfach gebunden waren. Er war nicht Herr der Verhältnisse, sondern mußte nach Instructionen handeln, und ging offen in meine Klagen ein.

Doch auch diese Zeiten vergingen, und man beruhigte sich wieder. Der kurze Tummel verschwand, und Viele wollten

wieder gut machen, was sie in der Verblendung des Augenblicks Bedauerter gethan. Da erging plötzlich der Ruf des obengedachten Landraths an mich, an die Spitze eines großartigen Fabrikgeschäftes zu treten, das dem Kreise eine lebensdigere Nahrungsquelle eröffnen sollte, und zu welchem die Mittel herbeigeschafft worden. Er hatte, wie er sich ausdrückte, bei mannigfachen Verührungen mich als pünktlichen, ordnungsliebenden, umsichtigen und vielerfahrenen Mann kennen gelernt, und ich sollte dem äußern Vertriebsgeschäfte der Fabrikate mit großem Abzance vorstehen. Voll Muthes und Eifers gab ich mich meiner neuen Bestimmung hin, nachdem ich mein Geschäft einem jüngern Schwager überlassen. Ich ward in zwölf Jahren eifriger Geschäftsthätigkeit ein wohlhabender Mann und habe wegen vorgerückten Alters im vorigen Jahre meine Stellung mit vielen Ehren verlassen. Ein schöner Kreis von Söhnen, Töchtern und Enkeln umgiebt mich, ungetrübt sind die Jahre verfloßen, und nur einige aus den Soldatenjahren zurückgebliebene Schäden, die mit dem Alter wieder zum Vorschein kamen, haben mich hierhergeführt, wo ich das Glück habe, Ihre Freundschaft mir zu gewinnen.

Dies sind in der Kürze die einfachen, aber doch vielbewegten Lebensbegebenheiten meines Freundes Bernhard, der ein offenes, gemüthliches, sonnenklares Herz als Preis eines reinen Lebens in das Grau des Alters hinübergerettet hat. Er sprach noch mit wenigen, aber kräftigen Worten sich darüber aus, wie allerdings das Judenthum in allen diesen seinen Ereignissen offenbar das Werk der Vermittelung übernommen, und ihn vom Abgrunde des Verderbens immer wieder zurückgezogen hatte. In dem Zauber, den ein gleiches Bekenntniß, gleiche Religionsceremonie, gleiches Gebetwort ausübt vom Süd zum Nord, vom Ost zum West, hatte die Vorsehung immer wieder das Mittel gefunden, ihn aus bodenloser Tiefe zu erheben. Was er sei, was er habe, seinem Glauben allein habe er es zu danken, und vor solchem Gewinn schwänden ihm irgend kleine

Schäden und Benachtheiligungen wie Nichts auseinander. Rächelnd endete er, daß es Schade sei, daß er kein großer Mann in Israel geworden, weil er dann Alles als unmittelbaren Wink der Vorsehung hätte zurecht legen können. Nichts desto weniger liebe er seinen Glauben ebenso stark, wie nur irgend ein großer Mann, mit ganzer Seele und mit allen Lebensfasern. Dieselbe Liebe habe er in seinen Kindern, insonders durch Erzählung seiner Schicksale, geweckt und genährt. Was einmal der Mensch sei, müsse er ganz und ungetheilt sein.

Nachdem mein Freund geschlossen, dankte ich ihm innigst für den genußreichen Abend, und verließ ihm meine Gegengabe in der offenmüthigen Darlegung meiner Lebensverhältnisse, die leider! ein so entgegengesetztes Bild darbieten. Ich will sie dem Leser nicht vorenthalten, da ich ihn einmal so weit geführt habe.

2.

Es war einige Tage später. Nach einem schwülen Vormittage war Nachmittags frühzeitig ein Gewitter heraufgezogen und hatte sich mit Blitz und Donner und dann in einem starken Landregen entladen. Eine Stunde später befand ich mich mit Bernhard lustwandelnd am Flusse. Die Sonne warf milde Strahlen herab, die Flur war erfrischt, die Pflanzenwelt hatte sich mit flimmernden Thautropfen bekränzt. Etwas angeschwollen rauschte der Bach stärker als gewöhnlich, und warf leicht und kräftig seine Wellen über die kleinen Hindernisse, die ihm das Gerölle der nahen Felsen schuf.

Sehen Sie, Freund, sprach ich, das Bild Ihres Lebens, das mir um so näher tritt, je mehr ich mich gedrungen fühle, Ihnen Ihr Geschenk verheißener Mosen heute zurückzugeben. Munter und frisch, wie dieser Bach, floß es hin, und die vom Schicksal hineingeworfenen Hindernisse dienten nur dazu, es lebendiger fortschießen zu lassen. Vom elsassischen Pferdejuden

an haben Menschen, Religion und Gott wie ein freundliches Dreigestirn Ihren Pfad beleuchtet, und für jede Zeit des Kampfes ward Ihnen ein reicher Sieg und eine lange Benutzung desselben. Leider! kann ich dies nicht sagen von meinen Erlebnissen! Glauben Sie, nicht der Hypochonder spricht so, Sie werden es mir bald zugestehen. Und gehört dieses Leiden, das ich mit mir herumtrage, nicht auch mit zu den Ergebnissen meines Lebens? Mag es nun zum Theile in der gestörten Stimmung des Sonnengeslechts, mag es zum Theil in psychischer Complication seinen Boden haben, immer bleibt es doch auch Wirkung von vorausgegangenen Ursachen, und wird es so zum schattenreichen Hintergrunde, auf welchem sich die dunklen Gestalten des Lebensgemäldes ohne scharfen Umriss herstellen. Doch wozu schon wieder Reflexionen darüber! Also, ich finde mich heute gestimmt, Ihnen als Entgelt eine Skizze meines Lebenswandels zu geben. Mangelhaft bleiben solche Erzählungen immer. Denn das Beste und Tiefste verleben wir in uns ohne Bewußtsein, folglich ohne Erinnerung. Und nicht Jedem wird das Leben von einigen bedeutsamen Momenten so keck hingezeichnet, wie Ihnen. Doch ich habe überhaupt vielmehr auf Ihre Rücksicht zu rechnen, denn wahrscheinlich werden Sie mehr verstimmt als erbaut davon.

Nun, lassen Sie einmal Ihre Kengstlichkeit, fiel mir Bernhard ein, und fangen Sie frischweg an. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich ziehe mir nur das Beste heraus.

Wir schlenderten langsam quer durch das Thal zu einem Dörfchen hin, dessen Scheuke auf einem Hügel lag. Hier, unter mächtigen Bänden, von der untergehenden Sonne beschienen, wollten wir unser Abendbrod einnehmen. Ich begann.

Ich bin in der Provinz Posen geboren, der erste und einzige Sohn meiner Eltern, denn meine Geburt hatte meiner Mutter das Leben gekostet. So ist sie für mich immer nur ein in die Nebel des Jenseits gekleideter Engel geblieben, der in meiner Idee recht lebhaft existirte und vielen Verkehr mit mir

hatte bis in mein Mannesalter. Mein Vater war ein reicher Gutbesitzer, der sich aus einem habelosen Bachur durch Fleiß und redliche Anstrengung, durch kluge Benutzung der Umstände und unbefchränktes Zutrauen so hoch gehoben hatte. Das Gut war ihm vom frühern Besitzer überlassen worden, als dieser vor dem Arm der politischen Gewalt flüchtig werden mußte. So wohl aber mein Vater sich emporzuheben verstanden hatte, so wenig wußte er sich zu behaupten. Er war ungemessen fromm und als er daher Gutsherr geworden, konnte die Wirthschaft nur Rückschritte machen. Von Freitag Mittag bis Montag früh, es mochte Saat- oder Erntezeit *) sein, ruheten Vieh und Leute; die Zehnten, die Ecken &c. nahmen kein Ende und brachten den Ertrag herunter; die Benutzung des Bodens bewegte sich in tausend Schranken; dazu kamen andere Verluste, wie einmal ein Kornmagazin, dessen Schlüssel vor dem Beschafte nicht verkauft worden &c. Kurz, so schön sich die Capitalien meines Vaters früher verdoppelt und verdreifacht hatten, so schnell verkürzten sie sich, als er selbst Landwirth geworden. Wie es aber zu geschehen pflegt, daß aus einem einmal verwirrten Verhältniß selbstthätig nicht herauszukommen ist, so ging es auch meinem Vater. Er hatte zu viel Umsicht, als daß er das Uebel nicht erkennen sollte, aber er blieb unwunden von den Umständen, die ihn einmal umstrickt hatten, um so mehr, da er nur durch Betrug sich hätte frei machen können. Er ging mit vollem Bewußtsein dem Abgrunde zu und sah nun mit der Abnahme seines Vermögens auch seine körperlichen Kräfte abnehmen. Sorgenvoll weilte sein Blick allein auf mir.

Was ich Ihnen da in wenige Worte zusammengebrängt, war das Ergebniß vieler Jahre. Ich war schon ein straffer Junge, als das Unglück zum Ausbruch kam. Meine Erziehung bestand, wie es sich leicht denken läßt, nur in der orthodoxen Weise. Denn was war von jener Zeit in der Gegend von

*) 2. Mose.

Gnafen wohl zu erwarten? Ich lernte Talmud und die Commentare bei einem eigenen Rabbi, und hatte es im fünfzehnten Jahre gewiß schon weit gebracht. Meine natürlichen Anlagen waren nicht gering und ich sollte Rabbiner werden. Doch ich gestehe es, das Eine ließ mein Vater zu, ich mußte heimlich einige Stunden die Woche zum Geistlichen des Dorfes gehen, um dort lesen und schreiben und einiges Elementarische zu erlernen. Das Bestreben meines Vaters ging nun dahin, sich so lange halten zu können, bis ich seiner Unterstützung nicht mehr bedürfte.

Aber es brach abermals ein Mißjahr herein, und dies vollendete das Unglück meines Vaters. Vergebens hatte er bei Vielen, denen er früher oft beigestanden und ihr Glück begründet, um Vorschüsse angepocht, sie ließen ihn rathlos ziehen. Dazu kam noch, daß ein Nachbar, auch ein Jude, auf meines Vaters Gut brannte; dieser hatte alle Obligationen auf meinen Vater aufgekauft, und die Verfallzeit war nahe. Ich sehe noch wie heute eines Morgens den ehrwürdigen Greis, bleich wie der Tod, aber stolz aufgerichtet, wie immer, in mein Zimmer treten, den großen Folianten, in welchem ich gerade mit meinem Lehrer las, zuklappen, dem Rabbi winken und seinen Quartallohn auszahlen. Der Rabbi ging mit mittheilsvollem Blicke davon, nachdem er die Hand segnend auf mein Haupt gelegt. Jetzt nahm mich mein Vater an der Hand und führte mich zum Sopha. — Samuel, sagte er feierlich, heute Abend um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr bist Du eine Waise. Still, glaube nicht, daß ich meinem Leben ein Ende mache. Aber Du weißt, daß es in unserer Familie erblich ist, die Todesstunde voranzuzempfinden. Dein Großvater und Dein Urgroßvater starben zur voransbestimmten Stunde, und ich fühle, auch meine Ahnung wird mich nicht täuschen. Dort in der grünen Stube auf dem Feldebette werde ich meine letzten Seufzer aushauchen. Morgen früh kommen die Gerichtskente und werden Alles in Beschlag nehmen. Es bleibt Dir Nichts übrig, als dieser

Brief. Mit dem gehst Du nach P. zum Dufel. Alles, was ich habe, gehört meinen Gläubigern, Sie werden, Gott sei Dank, finden, daß sie wenig durch mich verlieren. Nur Deiner Mutter Heirathsgut habe ich für Dich zurückbehalten, es sind 50 Thlr., sie liegen in dem Briefe. Mein Segen wird auf Dir ruhen und Dich geleiten.

Wer beschreibt die Gefühle, die bei Anhörung dieser Worte mein jugendliches Herz zerrissen! Wer beschreibt die Stunden, die wir nach dieser Eröffnung mit einander verlebten. Mein Vater besaß die Kraft der Rede in einem hohen Grade. An diesem Tage schien ein Ausfluß des Jenseits schon von seiner Zunge zu fließen. Ich fühlte mich bald in eine himmlische Sphäre versetzt, von der aus die Erde so klein, das Leben so kurz erschien, daß ich morgen schon dem Vater in die Versammlung der Geister zu folgen glaubte. Mit der sinkenden Sonne nahmen die Kräfte meines Vaters merklich ab. Um nichts Irdisches zu verabsäumen, hatte er schon früher nach einem Arzte gesandt. Dieser kam, ließ den Vater auf das Fesb-
bett in der grünen Stube legen — es war die Stelle, wo auch meine Mutter verschied — und gegen 9 Uhr, da der Tod wirklich sich auf das Antlitz des Vaters legte, Leute unfres Glaubens holen. Die Todtenwägel kamen und füllten das Zimmer. Sie wollten mich entfernen, aber ich sträubte mich mit aller Kraft, und mein Vater winkte mir; ich setzte mich an sein Bett, er faßte meine Hand. Noch einige Mal neigte er sein Haupt mir zu und murmelte Worte des Segens in mein Ohr. Seine Hand erkaltete, und die meine in seiner, daß sie auch abstarb. Um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr riß man mich gewaltsam von der Stelle, ein leises Aufschreien, und er war nicht mehr!

Lange lag ich auf der Schwelle des Sterbezimmers, und nur über meinen Körper sollte man den seinen entfernen. Aber man hob mich auf, und trug mich auf ein Bett, wo mich Jammern den Schlaf überwältigte. Lassen Sie mich die nächsten Wochen übergehen. Es kam Alles, wie mein Vater gesagt.

Man lobte seine Rechtlichkeit, aber stellte mich vor die Hausthüre, mit dem Wanderstab in der Hand.

Ich war in das Marktgewühl von P. eingezogen. Mein Onkel hatte geschrien über das Unglück seines Bruders, und sich eben so schnell wieder beruhigt. Er hatte ein zänkisches Weib, ein Haus voll ungewaschener Kinder und ein lebhaftes Geschäft. Welche Veränderung! Aber ich war Mann geworden. Mein Oheim verwandte die 50 Thaler, die mein Vater mir hinterlassen, gewissenhaft. Er berechnete, wie viele Monate er mich dafür zu einem billigen Preise erhalten könnte. Es waren neun Monate. Er gab mich daher bei einem Schächter in die Lehre, um mich während dessen zu diesem Ante zu qualificiren. Allein ich war in vier Monaten angestellt. Daher übergab mir mein Oheim eines Sonntags Morgen ein neues Kleid, meine Approbation als Schächter und 20 Thaler, mit der Anweisung, mich auf den Weg zu machen und mir eine Stelle zu suchen. So war der an alle Bequemlichkeiten gewöhnte, fremder Leute ungewohnte Knabe in seinem 16. Jahre auf die Heerstraße gestellt, um sich ein Unterkommen zu suchen.

Es war natürlich, daß ich vorerst so lange wanderte, wie meine paar Thaler ausreichten, und das war, bei sonstigem Zufluß der Mildthätigkeit, die ich bald zu benutzen lernte, nicht kurze Zeit. So befand ich mich bereits im Herzen Deutschlands, als mich meine versiegende Baarschaft mahnte, ein festes Bleiben zu suchen. Ich mag Ihnen diese Wanderung nicht schildern. Ich litt viel, aber ich blieb gesund und reinen Herzens. Die Zurücksetzung, der Hohn, die der jüdische Pilger damals noch überall zu ertragen hatte, hatten das Gute, daß sie ihn auf sich selbst verwiesen, und so vor Hingebung an böse Gesellschaft wahrten. Ich fand allerlei Stellen, die ich bald wieder aufgeben mußte. Keiner weiß sich die namenlosen Plackereien zu denken, denen ein Schächter in einer kleinen, meist rohen Gemelnde unterworfen ist. Und ich, mit meiner Erziehung, mit meinem heimlichen Anspruch auf das Itabbiueramt,

Unfägliches litt ich, aber dies hatte wieder das Gute, daß es mich der bloß jüdischen Welt entzog, daß ich mit christlichen Nachbarn mich bekannt machte und Etwas zu lernen trachtete. Mit unermüdblichem Eifer warf ich mich auf deutsche Bücher, welchen Inhalts sie auch waren, und krante mein Gehirn mit vielem Wissenswerthen, aber auch mit Romanen, Empfindeleien und phantastischem Bilderwerk voll.

Ich hatte nach mancherlei Wechsel N. erreicht, ein Städtchen in Thüringen, wo eine wohlhabige Gemeinde wohnte. Ich erhielt die vacante Cantor- und Schächterstelle, übernahm aber auch zum ersten Male, die Kinder im Hebräischen und nebenbei im Deutschen zu unterrichten. Ich war 20 Jahre, für mein pädagogisches Amt entbrannt, und mein Erfolg sehr gut. Die Eltern erkannten es an und man behandelte mich auf eine feinere Weise. Ich fühlte mich freier, gehobener, mein Blick ward mild und weniger sehen, ich schaute mich um, und das Leben schlug mit höheren Wellen an meine ahnungsvolle Brust.

Ich hatte ein kleines Stübchen inne in einem kleinen Häuschen neben dem Gebäude, in welchem die Synagoge und ein großes Unterrichtszimmer sich befanden. Die Gemeinde hatte mich da eingemietht bei einer armen Wittve, christlichen Glaubens, meinen Tisch hatte ich wochenweise bei den Mitgliedern der Gemeinde.

Die Wittve war aus einem höhern Stande. Sie hatte eine feine Bildung in ihrer Jugend erhalten, und war einem Officier verheirathet worden, der seinen Abschied als Hauptmann und einen einträglichen Posten erhalten. Aber er gewöhnte sich den Trunk an, vergeudete seine Habe, vernachlässigte sein Amt, veruntreute Gelder und versank immer tiefer. Lange Zeit ernährte die Frau ihn und ihre Tochter, die einzige Frucht ihrer Ehe, mit ihrer Hände Arbeit. Endlich befreite sie ein schrecklicher Tod von ihm, er verbrannte an dem entzündeten Geiste der genossenen Spirituosa. Der Fürst hatte ihr eine

unbedeutende Pension ausgeworfen, und von dieser und ihrem kleinen Erwerbe lebten Mutter und Tochter spärlich, aber friedlich und höchst eingezogen, ja einsam.

Der Umgang mit diesen beiden weiblichen Wesen, den ersten, denen ich etwas näher kam, wurde bald sehr anziehend für mich, je mehr ich zugleich fühlte, wie lehrreich und bildend er für mich sei. Der feine Ton, der die Wittve auszeichnete, und den sie, ohne Ziererei, selbst auf ihre ärmlichen Umgebungen übertrug, ihr bedeutendes Wissen, womit sie mir in meinem Drange nach geistiger Ausbildung anhalf und Winke gab, einen rechten Weg einzuschlagen, machte große Wirkung auf mich. Die gemeinsame Noth führte uns noch näher zusammen. Eine Augenkrankheit hatte die Wittve befallen und sie in ihrem Erwerbe gestört. Ich half öfters mit meinen Nothpfennigen aus. Der Winter kam und die langen Abende wurden gemeinschaftlich verbracht. Die Wittve hatte als einzigen Ueberrest aus früherem Wohlstande eine kleine Sammlung guter Bücher gerettet, aus diesen las ich vor, während die Tochter arbeitete und die Mutter eine Tasse Thee bereitete. Dann entspann sich eine lebhaftere Discussion über das Gelesene, und die Wittve reichte ihre feinen Beobachtungen, aus einer reichen Erfahrung und einem bewegten Leben geschöpft, daran. O, wie steht die Erinnerung jener tranten Abende noch vor meiner Seele, wo ein heiliges Stillleben durch meine Brust zog, während draußen Sturm und Schneegestöber tobten. Welch eine eigene Welt hatten wir uns geschaffen, in die die Wirklichkeit kaum hineinreichte. In religiöser Beziehung hatten wir uns verständigt, wir hielten uns stets auf dem Gebiete des Allgemeinen, in das Besondere der bestehenden Culte gingen wir nie ein.

Ich habe Ihnen noch nichts von der Tochter gesagt. Ihr Schatten steht heilig vor meiner Seele, ich habe ihn aufgestellt im innersten Schrein meiner Seele, und selten ließ ich ihn heraustreten, wenn nicht vor den Blicken eines so hochherzigen Freundes, wie Sie sind. Ich bin Greis geworden, und mein

Scheitel ward seiner Zierde beraubt unter den Wirbeln des Lebens; aber alles Feuer, welches die Asche verloren gegangener Bestrebungen erstickend bedeckte, hat sich lebendig erhalten in diesem Mittelpunkte meines Gemüthslebens. Sie wissen, ich bin Junggefelle. Was soll ich Ihnen nun noch bekennen? Sie haben es errathen. Ich liebte Theodore, und daß meine Liebe getheilt war, bezugte mir oft ein Blitz aus ihrem dunklen Auge, wenn eine herrliche Stelle des Classikers die Flügel der Seele geküßtet, oder das traute Velsammensein den süßen Duft des Wohlbehagens um die Herzen gebreitet hatte. Aber unsre Liebe schwelgte nur im stillen Rausche des Selbstbewußtseins, und Wort und Verührung lagen uns fern, wie eine andere Welt.

Freund, haben Sie nie bemerkt, daß das Ueberglücklichsein des Menschen von der Welt stets mit Mißbilligung und Feindseligkeit angetastet wird? und daß — o, ich will dem Lenker unsrer Schicksale, der in der Höhe schaut, wenn wir in der Tiefe wandeln, keinen Vorwurf machen — das Verhängniß hierin immer sich zum Genossen der bösen Menschenwelt macht? Man will uns solches nicht gestatten, es soll nicht geduldet werden auf Erden, und die Zeit einer solchen Befeligung nur eine kurze sein! — Ich war in der Erfüllung meiner Pflichten so eifrig, ich betete so inbrünstig vor der Gemeinde, nie hatten mich solche Schauer der Andacht durchdrungen, wenn ich vor die heilige Lade trat, meine Zöglinge pflegte ich mit so inniger Liebe, und das Wort drang so beflügelnd von meinen Lippen in ihre Herzen, selbst das unbehaglichste Geschäft, das Töbten der Thiere, ward mir zur Weihe, und unter den Worten des Segensspruches fühlte ich mich an den zertrümmerten Altar meines Volkes, an den ewigen Altar meines Gottes versetzt, dessen Naturgesetz ich ein Opfer brachte. Und wenn ich dann heim eilte, und meine theuern Wirthe empfangen mich, und die Stunden eilten unter belehrendem und entzückendem Dreigespräch dahin — wer war seliger, wem leuchtete das Leben

heller unter dem Doppelstrahl der Pflichterfüllung und der reinsten, unschuldigsten Liebe!

Eines Tages — es war der erste Sonntag nach dem Beginn des Frühlings und der erste Frühlingstag — ließ mich der Vorsteher der Gemeinde rufen. Nach einigen, mit einer gewissen Kengstlichkeit von dem guten Manne vorgebrachten Lobsprüchen, die die Zufriedenheit der Gemeinde mit meinen Leistungen aussprachen, machte er mir mit vielen unschwefigen Worten kund, daß Einige aus der Gemeinde sich beschwerten, ich hätte einen zu häufigen und zu genauen Umgang mit der Frau und deren Tochter, bei der ich wohnte, daß, so unschuldig dieser Umgang auch sei, er sich doch für den jüdischen Lehrer nicht schicke, und daß man daher verlange, ich sollte nächster Tage ausziehen, oder die Stelle aufgeben. Welche Wirkung brachten diese Worte in mir hervor. Mag ich auch später, bei ruhiger Beschauung, sie ganz natürlich gefunden haben: damals kam mir ein so bitteres Gefühl der Abhängigkeit in die Seele, ich fühlte mich empöret, daß man, trotz eifrigster Erfüllung meiner Pflichten, um die wenigen Thaler Lohn, sich berechtigt glaubte, mein untadelhaftes Privatleben willkürlich zu beherrschen, und mir Schritt und Wege vorzuschreiben, daß ich vor Zorn und Erbitterung kaum Worte finden konnte. Endlich faßte ich mich, und sprach mich ohne Rückhalt aus. Nicht zum Sklaven hätte ich mich verdingen, willenlos ein Spiel der Laune zu sein; man solle mir zeigen, worin ich wirklich gefehlt, und dann mich zurechtweisen: sonst aber wäre ich, außer den Stunden meines Dienstes, freier Herr meiner selbst. Meinen heftigen Aeußerungen gegenüber wurde auch der Vorsteher heftig, und als ich das harte und selbstgefällige Wort geäußert, man wisse meine Leistungen nicht zu schätzen und verwechsle mich mit anderen Subjecten meines Standes — überwarfen wir uns gänzlich, und der Dienst wurde aufgekündigt, womit ich mich einverstanden erklärte.

Wuth im Herzen kehrte ich nach Hause zurück. Und was

wartete da meiner? Freund, Sie wissen, wie nach einer Zeit der Ruhe der Sturm mit doppelter Kraft erwacht, und dann aus allen Enden der Welt über den schwachen Sterblichen hereinbricht, als ob er höhniſch uns zuriefe: Halte Dich, wenn Du kannst, Du Schwacher! Ich fand meine Wirthin ringend mit dem Tode, nachdem ein Schlagfluß plötzlich ſie überfallen, und völlig gelähmt hatte. Theodore ſtand jammernd an ihrem Lehnſtuhle, vergebens ihre wenigen Mittel der Belebung verſuchend. Und Keiner ſtand ihr bei, Niemand theilte ihren Jammer. Ich lief im Fluge zum Arzt des Städtchens — er war verreist. Ich holte aus der Apotheke einige Eſſenzen und eilte zurück, und fand — eine Leiche und eine verzweiflungs-volle Waiſe. Ich war ſelbſt erſtarrt bei dieſem Anblick, wie zu Stein gewordene Geſtalten ſtanden wir uns, ach! wer maß die Zeit — gegenüber an dem Todtenſtuhle der Mutter, in der ſchwülen Stille des Zimmers, durch welches ſo eben der Tod mit geflügelter Sohle gezogen — endlich löſte ſich mein Schmerz, Thränen entrang ſich meinen Augen, und in der geheimen Sympathie der Seele, begann auch Theodore zu weinen, ſie fiel in meine Arme, und mit dem Ausrufe: „Nun haben wir Beide nur noch Einen Vater!“ legte ich ſie an meine Bruſt, an der ihre Zähren herabbrannen.

Ich gewann das Wort des Troſtes wieder; die Stunden gingen auch da zu Ende; die Todte wurde begraben. Ich mußte nun, der Schicklichkeit wegen, ſofort ausziehen, aber mit der Gemeinde einte ich mich nicht wieder. Theodore hatte nur einen Ausweg, ſie ſchrieb an eine Verwandte in einer benachbarten Stadt, ihr eine paſſende Dienſtſtelle zu verſchaffen. Aber die Antwort blieb lange aus, und bevor ihr Schickſal ſich nicht entſchieden, wollte ich den Ort nicht verlaſſen. Ich bekümmerte mich um Niemanden, einen Erwerb zu ſuchen, ekelte mich an, wenn ich auch einen hätte ſtuden können; einige Sparthaler erhielten mich und Theodore eine Zeit lang; dann veräußerte ich meine entbehrlichen Effecten, meine Bücher, auch

sie griff nach manchem kleinen Schatze und selbst die kleine Sammlung von Classikern konnte nicht bei uns bleiben. O, wie viele Thränen benetzten vorher diese theuren Reliquien einer verehrten Frau! Regelmäßig begegneten wir uns am Grabe der Mutter auf dem einsamen Kirchhof, und die von uns gepflanzten Blumen und Sträucher schossen unter unsrer Pflege schnell auf. Trotz unsres Kummers verbrachten wir hier süße Stunden der Herzensergießung, wir sprachen offen unsre Gefühle aus, aber all die unzähligen Schranken, die uns entgegenstanden, verhehlten wir uns nicht. Ja, ich gestehe es, mehrere Male stand der Gedanke des Religionswechsels vor meiner Seele. Ich wußte, daß ich als Preis dessen leicht eine mäßig gute Anstellung erhalten würde, in der ich Theodore zu der meinen machen könnte. Aber die Erinnerung an meinen sterbenden Vater, das Gefühl der Erniedrigung, um ein Glück auf Erden meine Ueberzeugung mit Füßen zu treten, das Bewußtsein, an Gott und Menschen eine ewige Täuschung zu üben, und meinen Ursprung, meine Stammesgenossen, mein bisheriges Dasein und Bestehen abzuleugnen: diese sträubten sich mit unüberwindlicher Kraft gegen jenen Gedanken. Und als ich Theodoren diesen Kampf meines Innern eröffnete: mit welcher Entschiedenheit wies sie mein Unsinnen zurück, mit welcher Entsagung sprach sie sich von diesem los. Nein! so gläubig sie gerade in ihrer Kirche war, so zeigte sie mir klar und voller Weihe den Zwiespalt, der unausbleiblich Folge dieses Schrittes sein, und wie zu jedem Ereigniß in der Zukunft das drückende Gefühl der Unwürdigkeit, der Charakterlosigkeit sich gesellen, und all unser Glück mit einem Fluche ersticken würde. Wir hatten uns schnell verstanden und traten aus dieser Besprechung geheiligt, erhoben und wie im Lichtglanz der Verklärung heraus. Unsere Zusammenkünfte, unsere Gespräche gewannen auf diesem Boden eine tiefere Bedeutung, eine höhere Weihe. Die erhabensten Interessen des Menschen wurden von uns mit höherer Begeisterung und aus den Tiefen unsrer Geister

befprochen, und mit immer größerm Gewinn öffnieten wir uns die heimlichsten Schachte unsrer Herzen. So erhoben wir uns über die Sorgen und Fragen des Tages, und immer in der Gewißheit bald von einander scheiden zu müssen, bereiteten wir uns dazu vor, ohne diesen schmerzlichen Punkt zu berühren. Wir wandelten, bisweilen Hand in Hand, durch die Schlafstätten der Todten und durch die nahen Gebülsche. Aber das Unvermeidliche kam.

Eines Tages erwartete mich Theodore am Grabe ihrer Mutter. Sie hatte einen Brief in der Hand. Als ich diesen von ferne bemerkte, zog die Ahnung seiner Bedeutung beklemmend in meine Brust ein. Sie reichte ihn mir stumm, mit einer Thräne im Auge; die Tante schrieb ihr, sich sofort beim Empfange auf die Reise zu begeben, und zeigte ihr den sehr entfernten Ort ihrer Bestimmung an. Die Abschiedsstunde hatte geschlagen, sie war sogar sehr kurz, denn noch den Nachmittag ging die wöchentliche Post vom Städtchen ab. Soll ich Ihnen diese kurze Stunde beschreiben? Eine Welt lag in derselben für mich, ihr wehmüthiger Nachhall ging durch mein ganzes Leben, und vibriert noch heute, nach so vielen Jahren, nach so vielen Schicksalen, in den Winkeln meines Herzens nach — — „Wir scheiden, sprach sie, wir werden und wollen uns hienieden nimmer wiedersehen, aber das Band, das uns verknüpft, soll nie loser werden — vor Allem bleiben wir unser würdig!“ Mit diesen Worten reichte sie mir die einzige Kleinodie ihrer Mutter, einen einfachen Goldreif — ich hatte ihr keinen dafür zu bieten. Dann sanken wir uns in die Arme, ich drückte den ersten und letzten Kuß auf ihre Lippen, sie riß sich los und eilte zur Stadt zurück.

Da war ich in die Knie gesunken auf dem Grabe ihrer Mutter, ich blickte ihr nach, so lang ich sie erschauen konnte, dann fiel mein Haupt auf meine Brust. So ging der Tag über mich hinweg. Der Himmel bedeckte sich mit Wolken, ich gewahrte es nicht. Er entlud sich in Regengüssen auf mein

unbedecktes Haupt, ich gewahrte es nicht. Die Nacht stieg herauf, ich gewahrte sie nicht. Als es dunkel geworden, stand ein Schatten neben mir und sprach eifrig in mich hinein. Es war der Schatten meines Vaters, und er flüßte mir Worte des Trostes zu. Ich hielt die fallenden Regentropfen für Zähren, die er über das Schicksal seines einzigen Sohnes weine, des früh verlassenen. Da entlud sich auch meine Brust, ich warf mich nieder auf das Grab und betete, betete. Meine Seele rang sich los und ward ihres Schmerzes Meisterin. Endlich erhob ich mich, eilte nach der Stadt, packte die geringen Ueberreste meiner Habe zusammen und, ohne mich aufzuhalten, verließ ich noch in der Nacht die Stadt und wanderte unter den dunklen Schatten rastlos fort, bis der Tag aufstieg und den einsamen Pilger beruhigte.

Lassen Sie mich, Freund, hier sogleich hinzufügen, was aus Theodoren geworden. Anfangs hatte ich einige Briefe — noch bewahre ich sie, und Sie sollen sie lesen — von ihr erhalten, aber bald, es war kaum ein halbes Jahr vergangen, blieben diese aus. Auf mehrmaliges Schreiben theilte mir die früher erwähnte Tante — ihr Ende mit. Sie hatte sich in ihren neuen Verhältnissen nicht heimisch machen können, da sie sehr drückend waren. Sie hatte bei der Tante auf Veränderung gedrungen, da eine beständige Beklemmung ihre Gesundheit untergrabe. Und diese Veränderung kam so schnell. Eines Nachmittags fuhr sie mit dem Fräulein, dessen Erziehung ihr anvertraut war, aus. Da wurden durch einen Leichenzug, der beim Umbiegen um eine Ecke ihnen entgegenkam, die Pferde scheu, warfen den offenen Wagen gegen einen Prellstein, und Theodore wurde von der Gewalt des Ansturzes herausgeschleudert; sie fiel gegen eine Pfoste — in einer halben Stunde hatte sie vollendet. Nach Empfang dieser Nachricht trieb es mich unwiderstehlich nach ihrer Ruhestätte hin. Da verbrachte ich einige schmerzliche Tage an ihrer Gruft, bis ich mich mit aller Manneskraft losriß. O, ich bin Deiner würdig geblieben,

theurer Schatten, Dein ist das Verdienst, der Du mich trenn durch alle Wege begleitetest! — — —

Dies, Freund, war das einfluß- und schmerzreichste Ereigniß meines Lebens. Was konnte mir hinfort Betrübendes begegnen? Trenn bin ich dem geheiligten Andenken geblieben, und einsam setzte ich meine Pilgerung fort, einsam werde ich sie vollenden, bis der Ruf des Herrn mich zu den theuren Versammelten bescheiden wird. — Doch ich will den Faden meiner Erzählung wieder aufnehmen.

Ich hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Schächteramt und seine Anhängsel und Requisiten bekommen. Mein geistiger Standpunkt war im letzten Jahre ein viel höherer geworden; die Nahrung, die mein Geist, selbst aus seinen Unglücksfällen, gezogen, wollte sich mit der Speisung dieses Standes nicht mehr vereinigen. Und was hatte ich denn Anderes gelernt? So zog ich lange im Lande umher, ohne Ziel und Plan. Je höher das Weben meiner Gedanken sich erhob, aus je reinerm Aether der innere Athemzug meiner Seele schöpfte: desto weniger gab ich auf mein Aeußeres Acht, desto geringfügiger erschien mir dieses, und es gerieth deshalb in gänzlichen Verfall, ehe ich es vor dem Brüten meiner Phantasie bemerkte. Nicht das Achselzucken und seltene Zurücktreten anständiger Personen, nicht die häufig mit Mühe angeregte Mildbthätigkeit, nicht der öftere Mangel am Nöthigsten weckte mich aus dem träumerischen Schlummer meiner Seele — endlich übernahm dieses Geschäft die Zudringlichkeit und Schlechtigkeit eines jüdischen Cameraden.

Auf dem Wege nach einer Stadt im Baierschen hatte sich ein solcher zu mir gesellt, und, obgleich ich ihm wenig auf seine Aureden erwiederte, schnell Vertrauen zu mir gefaßt. Als wir nun in einer Schenke eingelehrt, kehrt er bald von einer Betteltour durch das Städtchen zurück, nahm mich auf die Seite und entdeckte mir, daß er durch öfteres Verweilen am Orte sehr bekannt sei und die Vertlichkeiten im Hause eines reichen

Mannes so genau kenne, daß wir in nächster Nacht unter seiner Leitung einen tüchtigen Fang thun könnten. Er habe soeben in Erfahrung gebracht, daß der Mann von einer Reise mit vielem Gelde zurückgekehrt sei, und mit seinen Reuten sehr ermilidet scheine. Ich stand wie vom Donner gerührt. Vernichtend durchdrang mich die Frage: Also so tief bist du gefallen, daß ein Dieb dich für seinesgleichen hält? und da du dir einbildetest, daß mitten unter den Merkzeichen der Armut der Stempel des Geistesadels dir aufgedrückt bleibe, überzeugt dich die Wirklichkeit so bitter vom Gegentheil? — Ich konnte lange nicht zur Sprache kommen, und der Dieb, der dies für ein Zeichen der Einwilligung nahm, machte mich schnell, ehe ich es wehren konnte, mit vielen Einzelheiten bekannt. Ich fühlte mich tief beschämt, und mit aller Wärme der Unschuld suchte ich den Dieb von seinem Irrthum in mir zu überführen, schreckte ihn von seinem Vorhaben zurück, und drohte ihm mit der Anzeige. Anfangs glaubte er, ich wollte die mitgetheilten Details mir allein zu Nutzen machen, und suchte mich hiervon durch die Versicherung zurückzuschrecken, daß allein es doch nicht auszuführen sei. Als er endlich meinen Ernst erkannte, entwich er aufs Schnellste, ich aber hielt es für rathsam, jenen Mann, den der Diebstahl treffen sollte, zu warnen. Ich ging, obschon es bereits dunkelte, zu ihm, ließ ihn aus dem Schlafe wecken, und theilte ihm Alles umständlich mit. Er ersah bald, wie nahe die Gefahr, und wie leicht das Beabsichtigte auszuführen gewesen. Er schaute mir lange verwundert ins Angesicht, und sein Blick glitt voller Theilnahme von meinem Munde den löcherigen Bettlerrock hinunter. Er frug mich nach mir selbst, ich theilte ihm das Nöthige mit. Er forderte mich auf, in seinem Hause zu bleiben, wo ich Beschäftigung aller Art finden würde. Leicht willigte ich ein, aber als ich am andern Morgen wieder zu ihm kam, berichtete er mir mit Bedauern, daß die Polizei mir, als fremdem Juden, den Aufenthalt, selbst als Knecht nicht gestatten wollte. Er gab

mir eine bedeutende Unterstützung, anständige Kleidung und entließ mich unter mancherlei Ermahnungen.

Es war ein schöner Frühlingmorgen, als ich meine Wanderung wieder antrat. Aber wie anders erschien ich mir heute, als gestern! Der Hochmuth, der mich gestern auf meine vermeintlichen geistigen Vorzüge noch erfüllte, hatte einem unsäglichen Gefühle der Demüthigung Platz gemacht. Ich wurde mir bewußt, wie ich zu Nichts geworden, und alle Die, welche mir je Theilnahme und Achtung geschenkt, umstanden mich im Geiste, und frugen mich: „wohin aus, träger Knecht?“ Und doch, wo lag ein Ausweg vor mir? welche Bahn sollte ich einschlagen? Ueberall war ich als Jude zurückgewiesen worden, überall hatte ich Hohn und Verachtung erfahren. Und jetzt gesellte sich das Gefühl hinzu, daß ich diese Verachtung verdient. — — Kennen Sie, Freund, einen solchen Seelenzustand aufrichtiger Selbstverachtung? Er gränzt an das unsäglichste Elend. Alles, was man gewesen, gethan und ist, verschwindet zu Schemen vor dem scheelen Blick des Bewußtseins, man wird so durchsichtig vor diesem Blicke, daß man nichts Anderes als ein Schatten bleibt, während Alles um Einen als fester, solider Körper erscheint. Krampfhast zog sich mein Inneres zusammen, mein Kopf brannte mir vor dem Zerfüttern und Zermalmen der Gedanken. Da schaute ich plötzlich auf, und vor mir lag eine große, weite, geräuschvolle Stadt im Lärmen des Tages. Wie von einem Zauberschlage fühlte ich mich berührt — wie, sprach ich zu mir, wo so viele Tausende Herd und Wesen haben, solltest du mit so gutem Willen keine, auch nicht die geringste Stelle lebendigen Schaffens finden? Ich raffte mich auf, und that mir das Gelübde, diese Stadt nicht zu verlassen, ohne über meine Zukunft gewiß zu sein.

Und es kam so. Ich kehrte in einem der besten Hotels der Stadt ein, was ich mit meiner jetzigen Kleidung wagen konnte. Nachdem ich Etwas genossen, frug ich den wohlgesamten Wirth nach etwas Neuem. Da führte er mich lächelnd in ein

Nebenzimmer, und zeigte mir ein gedrucktes Blatt. Es war — der Aufruf Friedrich Wilhelm's an sein Volk! Begeistert ergriff mich dieses Wort. Dies ist der Wink der Vorsehung! rief es in mir laut. Hier ist es, wo Christ und Jude sich begegnen, hier, wo jegliches Opfer angenommen, ein heiliges Ziel erstrebt wird, da bist auch du willkommen! Und wie immer, wenn mich ein großer Gedanke erfaßte, rannte ich eilends aus der Stadt, und befand mich in einer Stunde wieder auf der Heerstraße, um zum ersten preussischen Werbeplatze zu eilen. Ich trat als Freiwilliger in das preussische Heer ein, wozu mir die edle Unterstützung jenes Mannes, den ich vor Diebstahl geschützt, die Mittel gab.

Das Kriegesleben ergriff mich auf eine eigene Weise. Ich war in den letzten Jahren zu innerlich geworden, mein Geist hatte eine sehr günstige Entwicklung genommen, aber er spannte sich in sich selbst ein, und trug sein ganzes Gespinnst an und mit sich selbst herum. Mein ganzes Dasein war nach innen gewandt, und die Außenwelt war kaum für mich da. Jetzt galt es, des Leibes Kräfte immerfort übend zu erhalten, und übend zu bilden, und in regster Wachsamkeit sich selbst und das Ganze zu wahren. Man stritt und kämpfte für ein außer sich Vorhandenes, und wovon man dennoch ein lebendiges Glied war. Und endlich unterdrückte die körperliche Anstrengung alle Reflexion. Auch schaute es sich aus dem Sturmhaube des Tschako's ganz anders in die Welt. Hier war jeglicher Unterschied zwischen Menschen und Menschen gefallen, die gemeinsame Noth, das gemeinsame Loos und das gemeinsame Ziel trug jedwede Schranke ab, und der Hieb der blanken Waffe schien nicht bloß den Feind, sondern auch das feindliche Vorurtheil niederzuhauen. Wer aber so vielfach die Hemmnisse des Letztern empfunden, versenkt sich am meisten in den Nebel, in welchem es schwindet. Eine Beschreibung unserer Kriegszüge will ich Ihnen nicht geben, saure Jahre waren es, die Jahre 1813, 1814 und 1815, aber auch herrliche, wie sie so leicht nicht wieder-

kehren. Ich focht tapfer mit, ich blutete für die heilige Sache der deutschen Unabhängigkeit, und trage die Narben an meinem Leibe. Aber ich kehrte doch ganz anders wieder. Jetzt erst war ich Mann geworden, gewandt an Körper, gesund und kräftig an Seele. Ich trug die Gewißheit, daß ich mit dem Siege auch den Sieg meines Lebens erringen helfe, mit mir herum, daß ich mir ein Vaterland erkämpfe und eine Aussicht. Als der Krieg zu Ende war, war ich Feldwebel und hatte die Anwartschaft auf das Kreuz.

Unser Regiment kehrte zurück, und zog mit Sang und Klang in die heimatlichen Thüren zurück. Wer aus dem Dienste treten wollte, wurde aufgefordert, seine Entlassung einzureichen, so wie wer von den Avancirten in den Civildienst übergehen wollte, seine Qualification und Ansprüche. Ich zögerte nicht, und da meine Oberen mir sehr wohl wollten, und versprachen, mich besonders zu fördern: so suchte ich um die Vergünstigung nach, ein Jahr ein Seminar besuchen zu dürfen, um dann an einer städtischen Schule ein mäßiges Lehramt zu versehen. Ich hatte um so eher gegründete Hoffnung, da das preussische Gesetz den Juden das Lehrfach geöffnet hatte. Ich glaubte längst jeden Gedanken an Judenbeschränkungen in das Blut und die Leichengruben der Schlachtfelder versunken.

Aber ich erhielt keine Resolution. Ich kam nochmals ein, und unterstützte mein Begehren durch Zeugnisse meiner Vorgesetzten. — Da ließ mich eines Tages der Oberst rufen, und forderte in höherm Auftrage meine Erklärung ab, ob ich — mich taufen lassen wollte, so stünde der Erfüllung meiner Wünsche Nichts im Wege. Ich gab eine verneinende Antwort, und sie ging ab.

Diesmal brauchte ich nicht lange zu warten, ich erhielt meine Entlassung, und zugleich — einen abschläglichen Bescheid: als Jude könne ich nicht in den Staatsdienst treten. Ich gestehe, solch fürchterliche Stunde habe ich nie wieder erlebt. Nicht die Verzweiflung meiner Lage, nicht das Gefühl,

abermals am Grabe aller Hoffnungen zu stehen, und wieder keinen Ausweg, keine Lebensbahn eröffnet zu haben — nein alle Persönlichkeit verschwand mir in diesem Augenblicke, und nur die schreiende Ungerechtigkeit regte ein niegefühltes Toben meiner Brust auf. Bis jetzt war mir mein Glauben feindlich entgegengetreten, diesmal trat die Welt feindlich meinem Glauben entgegen. Bis jetzt hatte ich geglaubt, der Jude habe sich der Welt entschlagen, jetzt zeigte sich, die Welt habe sich des Juden entschlagen. Die Dienste, den Enthusiasmus, das Blut des Juden annehmen, und dann doch ihn allwege zurückweisen, das ging mir über alle Menschenmöglichkeit. So hatte die Glocke mit dem ersten Ton des Friedens wieder angeschlagen die Töne des Hasses, der Kleinlichkeit, der Widerlichkeit, alle Mißklänge der Ungerechtigkeit und Zurückstoßung. Im ersten Augenblicke wollte ich die Kriegsmedaille, die Anwartschaft aufs Kreuz, den ehrenvollen Abschied, alle Erinnerungen meiner Kriegsjahre einpacken und den Herren überschieken. Aber ich wartete doch den Moment der Ueberlegung ab, und da ich doch wenigstens die Erlaubniß, im Preussischen zu wohnen, behalten wollte, um nicht wieder vagabundiren zu müssen, so hielt ich mich zurück. Doch that ich mir ein feierlich Gelübde, nie wieder das Band einzuknüpfen, nie mein Unrecht auf das Kreuz geltend zu machen und dies nie anzunehmen, und dieses Gelübde habe ich gehalten.

Als meine wenigen Sparpfennige zu Ende gingen, und ich zu ruhiger Ueberlegung kam, nahm eine fürchterliche Angst in meiner Seele Platz. Ich wußte gar nicht aus und ein. Ich hatte gealtert, das Haar ward dünner auf meinem Scheitel, und ich stand noch als alter Knabe auf demselben Punkte, wie damals, als ich aus P. wanderte, ein Schächter zu werden. Und der Schmetterlingsstaub der Jugend war längst abgewischt, und ich wußte, daß ein alternder Mensch, wenn er einsam steht, ganz verlassen ist — — was nun? Wie oft wandelte ich an dem Ufer des Stromes, und blickte sehnsüchtig in das

offene Grab, welches die Wellen dem milden und bestäubten Pilger lockend bieten. Nur das Auge meiner Theobore blickte bald streng, bald milde mahnend aus dem blauen Wasser mir zu, und wenn ich mich hinunterneigte, hob sie drohend einen Finger.

Ja, ich war verlassen. Meine früheren Obern mieden mich, denn sie fühlten aus mir den Stachel des Vorwurfs heraus, meine Kameraden hatten sich zerstreut, das bürgerliche Leben hatte seinen vollenden Lauf wieder begonnen, in welchem ich so überlei erschien. Da nahm sich das Geschick meiner an.

Eines Tages ging ich wieder auf dem Glacis der Festung längs des Flusses, die Kühle des Abends genießend, als der Strahl des Vollmondes mir ein blinkendes Stück in den Augenzwurf brachte. Ich hob es auf, und es war ein Ring mit einem ziemlich großen Diamant; innen waren Buchstaben und Datum eingegraben. Ich nahm es mit nach Hause, und suchte in den nächsten Tagen unter den Anzeigen der Zeitung die Bekanntmachung des Verlustes. Auch fand ich diese bald unter Zusicherung einer Belohnung. Ich überbrachte den Ring dem Eigenthümer, der sehr erfreut über die Wiedererlangung war, da er das einzige Vermächtniß eines früh verstorbenen Vaters war. Es war ein Justizcommissar, der, da ich die Belohnung zurückwies, sich nach meiner Lage erkundigte. Ich legte, da sein offenes Gesicht mir Zutrauen einflößte, diese ihm freimüthig dar, und er bot mir sofort Beschäftigung in seinem Bureau an. Bald betrachtete ich dies als einen Wink des Schicksals, und zögerte nicht, die Gunst des Augenblicks wahrzunehmen. Bald hatte ich mich hineingearbeitet, und mein durch so viele Bedrängnisse geschärfter Verstand, wie ein unermüdetes Fleiß machten mich ihm mit der Zeit als Secretair unentbehrlich, und in einem ansehnlichen Gehalte bezeugte er mir seine Anerkennung und Erkenntlichkeit. Ich versäumte nicht, mich in meinem neuen Fache heimisch zu machen, und studirte in den Nächten das Landesrecht, so weit dies nur ohne Vor-

bildung ging. Als ich dadurch im Stande war, selbstthätig nicht zu sehr verwickelte Proceffe zu führen, so übergab mir mein edler Gönner eine Menge von Geschäften, die ich unter seiner Unterschrift zu eigenem Gewinne unabhängig betrieb. Dadurch erlangte ich viele Bekanntschaft und vieles Vertrauen, und obschon ich meiner Religion wegen und aus Mangel am Studium nie darauf Anspruch machen konnte, eigenständig im juristischen Fache zu werden: so war doch das Verhältniß so leicht und durchaus nicht drückend, daß ich es mir gar nicht anders wünschte. Meine Sparsamkeit und der bedeutende Gewinn meiner advocatorischen Geschäfte brachte mir ein mäßiges Capital, welches immer im Wachsen blieb. Aber mit dieser sorgenlosen Existenz kam der Dämon der Krankheit zu mir. Das anhaltende Arbeiten, die sitzende Lebensart, verbunden mit der Einsamkeit und gesellschaftlichen Abgeschlossenheit, in der ich vegetirte, legten den Grund zu dem hypochondrischen Uebel, gegen das ich vergebens ankämpfte, und das mir die Tage meines irdischen Daseins verbittert. Zwar habe ich, als vor zwei Jahren mein Freund starb, und ich aus der übrigen, längst neidischen Advocatenwelt keinen neuen Beschützer zu finden hoffen durfte, meine Geschäfte aufgegeben, zwar weiß ich meine jetzige Muße angemessen auszufüllen, indem ich ein regelmäßiges Studium der deutschen und französischen Classiker für mich begonnen, und die vielfachen Lücken meiner geistigen Ausbildung so gut als möglich auszufüllen strebe, nebenbei auch mit Lust überall, wo ich nützen und helfen kann, mit meinen schwachen Kräften zu nützen und zu helfen suche — aber mein körperliches Leiden schafft mir unsägliche Kämpfe, und verfinstert auch meine Seele oft so sehr, daß sich mein ganzes Leben mit einem trüben Schleier bedeckt. Ach, wenn ich oft auf meinem einsamen Lager die Nächte durchseufze, und mein Auge irrt über meine ganze Vergangenheit hinweg: wie erscheint mir dann mein Leben so nichtig und leer, so innern Gehaltes und tüchtiger Kraft bar. Mein Leib ist gebrochen, meine Seele

muthlos, mein Geist so schwach und mangelhaft, Nichts habe ich gethan, Nichts hervorgebracht, wobei ich weilen, was meinem frühern und spätern Leben einen Anhalt gebe; ich fühle, wenn ich das Auge schließen werde, wird kein anderes sich mit einer Thräne füllen, und mein Name über Nacht vergessen sein.

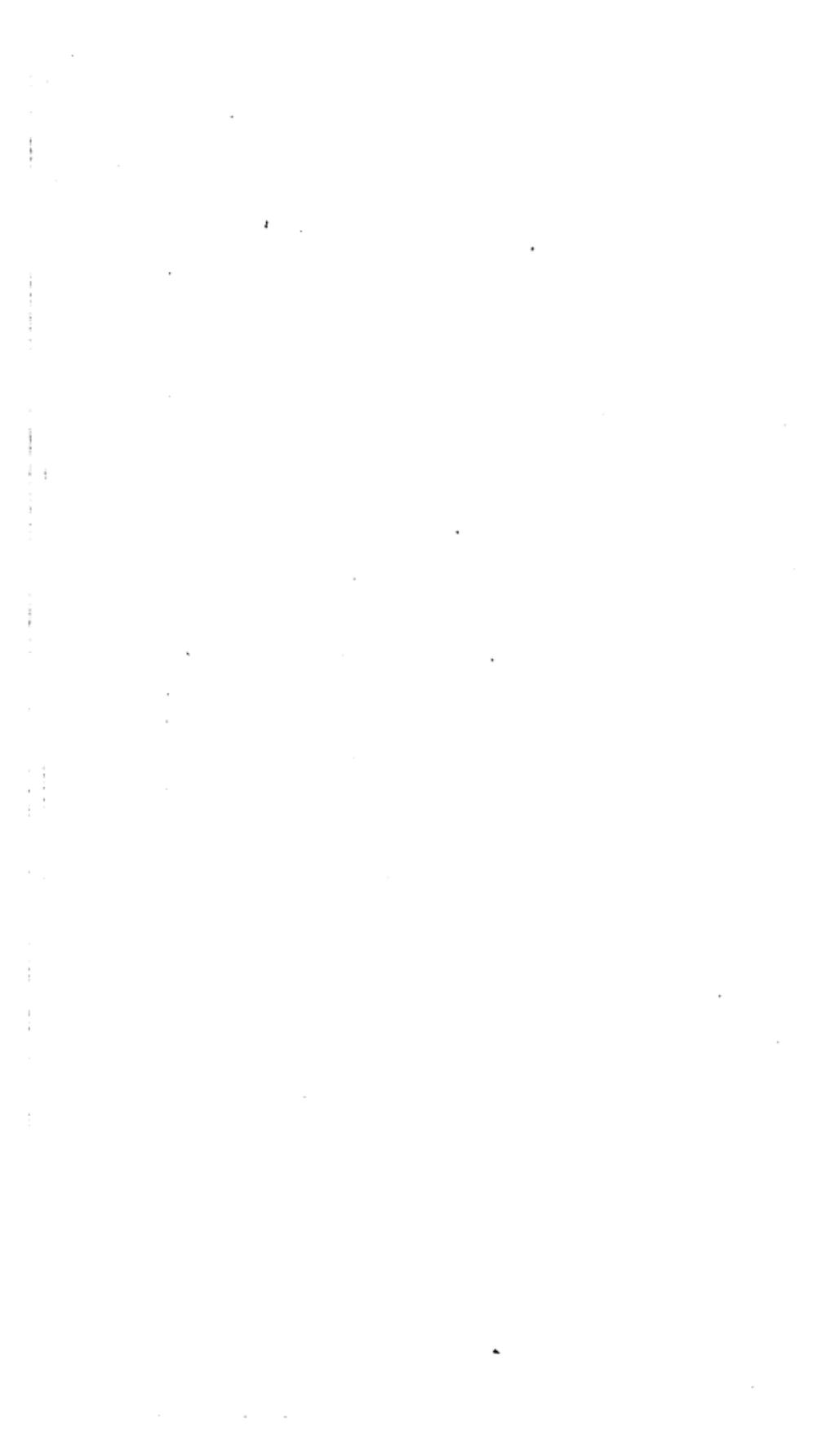
Das war ich, Freund, das bin ich. Und dennoch habe ich Ihnen nur die Hauptmomente geschildert, und das Meiste, weil es äußerlich unbedeutend, ging in der Bewußtlosigkeit des Verlebens unter, oder ich wollte nicht zu breit und weitläufig sein. Aber sie haben es in Händen, was mein Leben so widerwärtig gemacht, und ich will es nur mit Stillschweigen übergehen. Jedes Opfer, was als solches in Anschlag gebracht wird, hört auf, Opfer zu sein. Und zumal die Religion ist ja als Ueberzeugung nur wir selbst, nichts Aeußerliches, sondern ganz wir selbst, und was wir ihr opfern, bringen wir uns selbst, unserm eigensten Ich dar. Und Sie haben Recht, wenn ich einmal unglücklich und des Leidens voll sein sollte, hätte ich es unter anderen Umständen eben so gut werden können. Nichts desto weniger habe ich die schmerzlichsten Verluste gehabt, weil ich Jude bin. Doch ich murre nicht, sondern klage nur die an, welche es bis dahin bringen, und wünsche, daß unsern Enkeln solche Kämpfe erspart bleiben. —

Freund, antwortete Bernhard, ich bin Ihrer Erzählung noch zu voll, als daß ich Ihnen über Ihre Bemerkungen vom Judenthume und seiner Stellung antworten könnte. Aber Eines fehlt Ihnen, Freund! Eines mangelt Ihnen! Eines muß ich Ihnen empfehlen — die Bibel. Ja, Ihnen, mit Ihrer Innigkeit, mit Ihrer Tiefe des Gefühls, mit Ihrem verwundeten Herzen und anhaltloser Seele, Ihnen fehlt die Bibel. Ergreifen Sie sie, lesen, studiren Sie sie, in der Ursprache, in der Fülle des Wortes, und Sie werden einen kräftigen Stab für den Nest Ihres Lebens haben. Ich bin selbst kein eifriger Leser derselben, aber es ist mein Instinct, Ihnen ist sie nothwen-

dig. — Außerdem, ich bin einmal Geschäftsmann, fallen mir hundert Pläne ein, lassen Sie mich erst zur Ruhe kommen, ich lasse Sie nicht, ich schleppe Sie mit mir; Sie müssen gesund und noch fröhlichen Alters werden, darauf schwöre ich, so Gott will!

Bernhard hat seinen Schwur gehalten. Nach Beendigung der Badecur begleitete ich ihn zu seiner Familie, wo es mir herzlich wohl erging. Alle Mitglieder derselben beeiferten sich, mir gefällig zu sein, ich gewann sie lieb, und sie mich. Kurz, da mich an meinen Wohnsitz gar Nichts fesselte, beschloß ich, mich zu ihm überzusiedeln, und in der Nähe solches Freundes und so vieler lieber Wesen meine Tage zu enden. Aber ich bin noch nicht zu Ende. Nachdem ich kaum hier angekommen, und eine Wohnung genommen, wollte die läbliche Polizei mich als ausländischen Juden nicht dulden. Kaum konnte mein Freund es bewirken, daß ich nicht sofort die Stadt verlassen mußte. Noch schwebt die Sache bei den höheren Behörden, und es werden noch einige Monate vergehen, bevor ich dem theilnehmenden Leser das Resultat werde mittheilen können. Du siehst, mein Leser, ich weiß noch nicht, wo ich mein Haupt zum Sterben niederlegen werde.





Die Gegensätze.

Eine Zeitnovelle.



Die Gegensätze.

·Eine Zeitnovelle.

1.

Wenn einer meiner Leser im Jahre 1820 am Abende des neunundzwanzigsten Februars durch die große Meierstraße der Residenzstadt S. bedächtigen Schrittes gegangen wäre, würden ihm wohl zwei Häuser aufgefallen sein, die durch den scharfen Gegensatz, den sie darboten, sich bemerklich machten. Aus dem großen Hotel auf der rechten Seite der Straße tönte eine lärmende Ballmusik dem Wandrer entgegen, daß die Lust des wirbelnden Tanzes ihm, wenn er noch auf der Stufe frühlicher Jugend stand, die Füße tactmäßig in Bewegung gesetzt hätte; aus allen Fenstern strömte das Licht, „die Nacht zum Tage erhellend“, nur bisweilen von vorüberhüpfenden Schatten wenig unterbrochen; auch mußte wohl in Nebenzimmern eine lustige Schaar von Zechern, die dem Bacchus ihr Opfer zu bringen vorzogen, sich Raum geschafft haben, denn von Zeit zu Zeit tönte wilthendes Vivat auf die Straße hinab, die von nahender Mitternacht schon einsam gemacht worden. Das war das Haus des reichen und bekannten Banquiers Kaspar, welcher den alle Jahrviert nur wiederkehrenden Geburtstag seiner einzigen, blühenden, an Geist und Körper ausgezeichneten Tochter mit geziemendem Glanze feierte. Der Erzähler gesteht aber, daß er zu dieser Zeit selbst noch im Hause des Banquiers unbekannt war und, erst später die Gastfreundschaft desselben

erfahren konnte, so daß es ihm unmöglich ist, so gern er auch möchte, den Leser in die „strahlenden“ Gemächer einzuführen, ihn selbst der Königin des Festes vorzustellen und an den Freunden dieser Nacht Theil nehmen zu lassen. Er kann ihm nicht die von zarten, duftenden Stutzern umschwärmte Heldin zeigen, so gern diese wohl selbst einen männlichern Mann um sich zu sehen gemocht, er darf ihn nicht zu den Spiel- und Reichtischen der zahllosen Hof-, Forst-, Regierungs- und Geheimräthe, der Professoren, Doctoren, Post- und Steuer-Beamten führen, die sich die Weine des reichen Juden wohlschmecken ließen, und sich, wenn nicht vom Manne, doch von seinem Keller sehr befreudigt fühlten — denn die Zunge, lieber Leser, welche so oft den Samen der Zwietracht austreut, ist nicht seltener die gütige Vermittlerin tausendfacher Extreme — wir müssen, der Schreiber wie der Leser, beide allen diesen Herrlichkeiten den Rücken wenden und der Thür des gegenüberliegenden Hauses zuschreiten. — „Wenn Du ein Schatten bist, wie ist Dein Name?“ könnten wir mit jenem Geisterseher fragen. Das bescheidene Gebäude liegt in völliger Dunkelheit begraben, und das zitternde Licht aus dem höchsten Fenster, das unserm überschauenden Auge begegnet, macht die Finsterniß und Einsamkeit nur desto merkbarer. Aber wer weiß nicht, daß unter dem Mantel der Bescheidenheit öfterer ein größeres Herz schlägt, als das lärmende Gepränge vergebens zur Schau zu tragen sich bemüht? Halten wir es daher nicht für überflüssig, sacht die Treppen des uns viel vertrauteren Hauses hinaufzuschleichen und in das Studirzimmer des Sohnes des alten Großhändlers Marcus Löwe unbemerkt einzutreten. Dies nämlich war das Zimmer, aus welchem jener einsame Lichtstrahl auf die Straße hinabglitt, der uns nun den engen Raum und die vielen darin gehängten Gegenstände spärlich erleuchtet. Denn ringsum haben die großen und kleinen Ausgeburten großer und kleiner Autoren an den Wänden einen willkommenen, doch nicht ununterbrochenen Ruheplatz gewonnen — nur an den Fensterpfeilern hatten

die körperlichen Conterfeie etlicher Schriftsteller über ihre geistigen gesiegt, und ein geübter Blick konnte schnell insbesondere die markirten Gesichter eines Spinoza, Mendelssohn, Eibeschild, Cologna u. A. erkennen. Auch über den Depositorien waren die Büsten antiker und neuerer deutschen Scribenten aufgestellt, und Sokrates stand ruhig neben Wieland, Herder bestritt Platon und Demosthenes den Platz nicht, Göthe und Schiller neigten die starken Nasen und todtten Augen sich zu. Diese Halbmesser der menschlichen Leichname, die wohl die Freude des Besitzers bei der Ausstaffirung des Zimmers gewesen sein mochten, trugen jetzt unbeachtet die Last des zur Ruhe gekommenen Staubes auf ihren weißen Schultern und Häuptern. An die Bücher selbst lehnten ringsum mathematische Instrumente, Globen und Ferngläser, die jedoch willig einer Guitarre und Violine den Platz vergönnten. Aber es würde uns gewiß ängstlich zu Muth sein, lieber Leser, sollten wir um so späte Stunde die todtten Menschen allein um uns sehen; diese waren jedoch zum Glück nur die Diener und Herolde jener lebendigen Personen, von denen die eine, ein ernster, hochgewachsener, junger Mann, die wenigen Schritte, welche die Bücher und Instrumente erlaubten, unermüdet hin- und zurückthat, die andere sich behaglich auf dem Sopha streckte.

„Es ist mir schon seit geraumer Zeit aufgefallen“, sprach eben der Candidat beider Rechte, Rudolph, zu dem wandelnden Jüngling, mit dem jener in traulichem Gespräch vertieft war, so daß sie die Schritte der leise hinschleichenden Nacht nicht bemerkten: „es ist mir schon seit geraumer Zeit aufgefallen, daß jene erhabenen Griechen, denen Du während Deiner Universitätsstudien alle Deine Zeit und Kraft zuwandtest, immer mehr von Deinem Schreibe- und Lesetische verschwinden, und ihre Stelle von der ältesten, auch von mir hochgeachteten, doch jenen nicht gleichgestellten Urkunde, der hebräischen Bibel, eingenommen wird. Auch sehe ich, Freund, mit einem gewissen

Schauder Cure alten Rabbinen, die während jener Zeit in den hintersten Winkeln Deiner Bibliothek verstäubten, allmählig hervorrücken, sie, die mir mit ihren kleinen krausen Lettern ohne Vocale immer die beredtesten Zeugen der Dunkelheit und Verworrenheit des Mittelalters schienen. Ich gestehe, daß ich den Grund dieser bedeutsamen Veränderung Deiner Richtung wohl kennen möchte. Darum thue ich diese Frage, die mir längst schon auf der Zunge schwebte, jetzt an Dich.“

„Die Frage kommt mir nicht unerwartet, Rudolf“, antwortete der Andre, „und da ich gewohnt bin, Dir über meine Beschäftigung Rede zu stehen, will ich Dir den Grund Deiner richtigen Bemerkung angeben. Die Griechen und Römer, Freund, und die Bibel, verhalten sich für mich, wie eben Universität und Familie. So lange ich an jener weilte, fern von der Heimath, von den geliebten Meinigen, allein stehend, ohne jene Genüsse, welche dem edlen Herzen die theuersten sind, die Genüsse des häuslichen Glücks und der Familienfreuden: so lange gab ich mich auch dem fremden Kreise hin, und dem Zuge widerstehend, der mich an den verlassenen Vaterherd zurückrief, mochte ich mich auch von dem heimatlichen Leben in unserm göttlichen Religionsbuche fern halten. Das ist nun vorüber. Zurückgekehrt bin ich nun an die Plätze meiner Kindheit, und nun wieder ganz heimisch zu werden, eilt mein Geist auch wieder zu dem unerschöpflichen Buche zurück, das das Buch meiner erwachenden Seele war.“

„Gut gesprochen, Jonathan, aber noch wenig befriedigend. Denn einen alten lieben Freund wiederzusehen, kehrt man wohl dann und wann bei ihm ein, läßt aber doch nicht alle seine sonstigen Bekanuten im Stich und wirft sie mit einem Male fort. Bei Deinem festen Geiste und bei dem klaren Bewußtsein, mit welchem Du alle Deine Schritte beachtest und leitest, wirst Du es mir nicht verdenken, wenn ich Deine Antwort noch nicht für erschöpfend halte!“

Sonathan blickte den Freund, halb sinnend, halb lächelnd, mit den großen freundlichen Augen an, und fuhr dann ernster fort: „Die alten Classiker gleichen einem glücklich begabten Knaben, von der Natur allein erzogen; er hatte das Leben, das wirkliche, verworrene Leben, nicht kennen gelernt, nicht die Familie, mit allen ihren bald fröhlichen, bald traurigen, heute friedlichen und morgen stürmischen Verhältnissen; es fehlt ihm Eines — das Herz, das Gemüth. Was daher die Alten so erhaben und unübertrefflich macht, ist die Ruhe, die Einfachheit, in der sie weben und die in ihnen webt. Da ist kein Kampf, kein Sturm, keine Zerrissenheit des Innern, und um so mehr hat das Aeußere, die Form, Kraft und Raum sich zu gestalten und zu vollenden, und wie ein Gewächs der Natur steht endlich das Product, harmonisch in Wesen und Form, da. Ganz anders verhält es sich mit den heiligen Schriften der alten Hebräer. Wie das Volk selbst, im Kampfe geboren, im Widerstreben gegen den immer wiederkehrenden Sturm von außen erzogen, enthalten sie das Abbild eines markvollen Lebens. Die ganze Verwirrung, welche über die menschliche Gesellschaft herein gebrochen, liegt schon in ihnen entziffert da, und die Waffen, mit denen der Mensch dagegen kämpfen soll, werden uns durch sie in die Hand gegeben. Darum gilt hier die äußere Form gar nichts, keine Mühe wird darauf verwendet, ein kunstvolles Gebäude aufzurichten mit Grund- und Schlusssteinen, mit Säulen und Capitälern, alle Kraft wird aufgespart, um jedem einzelnen Worte die höchste Innigkeit, das stärkste Gewicht zu geben — jeder einzelne Gedanke ist sich selbst Bestimmung. Wie nun, theuerster Freund, wenn ich mit jenen Griechen vorerst fertig zu sein glaubte, wenn ich sie genugsam begriffen zu haben meinte, um, die Hauptansicht in mir davon tragend, das weitere Studium und den Genuß der einzelnen Autoren einer spätern Rückkehr vorzubehalten? Jetzt, da ich im Begriff bin, dem wirklichen Leben selbst näher zu treten, müßte es mir nicht Bedürfnis sein, die Erwartungen und Mei-

nungen von diesem Leben in mir zu vergewissern und zu befestigen, und mich für und gegen dasselbe zu rüsten?“

„Se unerwarteter mir Deine geäußerten Gedanken kommen“, antwortete Rudolf, „und je weniger ich in beiden Feldern Herr bin, desto mehr muß ich sie jetzt gelten lassen. Aber die Frage möchte ich an Dich thun, warum, da doch unstreitig das jetzige Leben am besten in den neueren Schriftstellern begriffen ist, Du Dich nicht lieber zu diesen wendest, um so mehr, da Du mir immer sie zu wenig zu berücksichtigen schienest?“

„Deine Frage, lieber Rudolf, ist von äußerstem Gewichte, und Du wirst erlauben, sie deshalb etwas umständlich zu beantworten, um Dich ganz auf meinen Standpunkt zu versetzen, den ich jedoch durchaus nicht für einen allgemein giltigen ausgeben will. Du weißt, mein Vater ist noch einer jener alterthümlich gebildeten Juden, die mit unveränderter Strenge an dem alten Judenthum hängen, und außer ihm nur nothgedrungen Etwas gelten lassen. In diesem Geiste ward ich erzogen, und obschon ich das Gymnasium besuchte, so mußte ich meine übrige Zeit ausschließlich dem Studium des Talmud, seiner Commentatoren und der rabbinischen Literatur widmen. So wie von Kunst und systematischer Wissenschaft überhaupt in diesem Kreise nicht im geringsten die Rede ist, und sich alle diese Schriften nur um die eine Frage drehen, wie das Leben in jedem einzelnen Momente mit höchster Gewissenhaftigkeit zu einem gottesfüllten, auf das religiöse Heil — auf welche Weise nun dies auch gefaßt sei — hinstrebenden zu machen sei: so drängt sich unwillkürlich und tief in die innerste Seele des Studirenden die Veringachtung jedes andern Strebens ein, das eben auf die Frage: wozu dies? nicht mit einem Aehnlichen zu antworten vermag. Auch ich, Freund, konnte diesem besonnenen Charakter nicht widerstehen, er machte sich mir eigentümlich. Bei den Griechen nun beantwortete sich die Frage: wozu sie da sind? leicht dahin, daß sie die Menschen an und für sich in der vollkommensten Harmonie als Mensch erzielen,

ohne auf höheres, jenseitiges Leben einzugehen. Wie aber konnten, als ich späterhin Muße und Gelegenheit hatte, die Schriftsteller der neueren Völker kennen zu lernen, und sie mit allem Eifer benutzte, wie konnten nach diesen schweren, das ganze menschliche Sein scharf abwägenden Fragen, die Märchen des Ariost, die Träumereien des Dante und Tasso, die Spielereien des Voltaire, die selbst bewußtlosen Verworrenheiten des Shakespeare Stand halten, um ihr Studium zu einer Lebensaufgabe zu machen? — Nein, Ludolf, nicht wie Du sagst, haben die neueren Autoren das neuere Leben am besten begriffen und verstanden; höchstens schattiren sie uns die Verwirrung des neueren Lebens selbst trennlich ab; denn in den verschiedenen Werken eines und desselben Autors findest Du, in dem einen die Ehre, in dem andern das Vaterland, in dem dritten den Glauben, in dem vierten die Tapferkeit, im fünften die Liebe und den Frauendienst als das höchste Princip, als das Ideal des Menschen aufgestellt. Ein wahres Begreifen des Lebens kann ich aber nicht nennen, wenn man durch sich selbst nur ein Bild davon giebt, wie denn eine Spiegelung keine Beleuchtung ist — sondern nur, wenn wir die Tendenz desselben durchdringen, uns darüber erheben, und die Mittel zur Beherrschung desselben erkennen und darbieten. So wie aber die Neueren keine Einheit in ihrem innern Wesen besitzen, so können sie eben deshalb auch nicht Herr über die Formen werden, und ein endloser Streit zwischen Wesen und Form waltet in ihnen vor, den Keiner, nicht einmal Göthe, der den Griechen doch am nächsten steht, zu schlichten vermag. Wehe also dem, der dem Studium der Neueren sein Leben weihet; ist er nicht an und für sich flach und fade, so geht die Einheit seines Lebens unrettbar verloren: wie ein mastloses Schiff schwankt er von Granada nach Toscana, von Frankreich nach England, sucht überall den verlorenen Groschen, und findet ihn nicht. Nur als dritte mächtige Erscheinung neben Bibel und Griechen, zwischen diesen beiden einem ewigen Anziehen und Abstoßen hingegeben,

kann ich sie betrachten und verstehen. — Insbesondere aber, Rudolf, mußt Du wissen, daß wir Juden selbst noch mitten im Alterthum stecken, und die Eigenthümlichkeit des letztern noch gar nicht so abgestreift haben, als es die Annahme des äußern Firnisses scheinen läßt. Wir können uns daher noch lange nicht genug den Neueren assimiliren, daher denn die neuern jüdischen Autoren, ein Börne, ein Heine, gar die Zerrissenheit selbst sind, da sie sich von ihrem Mutterboden losgerissen, und ihr Schiffslein in ein fremdes Element hineingestoßen haben.“

Rudolf schwieg; er wußte dem nichts zu entgegnen. Da endigte nach einer kleinen Pause Jonathan seine Rede mit den Worten: „Und nun, Freund, wenn ich dem Gesagten endlich hinzufügen, daß die Freude, die ich meinem alten Vater durch die Erneuerung dieses Studiums mache, nicht wenig dazu beitrage, mich zu demselben zu bestimmen, wirst Du dann ganz zufriedengestellt sein?“

„Halt“, fuhr hier Rudolf mit Hitze auf, „da fällt mir eben das wieder ein, wovon ich erst schon gesprochen, und was mich nicht wenig um Dich besorgt macht. Gut, ich will Dir glauben, daß Du in Deiner Bibel all Das findest, was Du sonst überall vermissst, daß die curiosen Quadrätchen und Halbkreisken mit ihren Stengeln und Stiften im Stande seien, Dir das Räthsel des Lebens zu lösen, wozu Dich aber von Neuem in die Gespinnte des Talmuds, in die Selbstquälereien der Rabbinen, in die Salbadereien der Commentatoren verlierest? Jonathan, fürchtest Du nicht, daß das edle Blut, welches durch Dein großes Herz strömt, verstopfen und verbleichen wird, daß Du aus den Irrgängen dieser lichtlosen Höhlen Dich nicht wieder herausfinden wirst — Jonathan, wenn ich einst erleben müßte, daß Dein geschwächtes und erblindetes Auge nicht mehr das Licht ertragen könnte, das jetzt wie ein volles Morgenroth hineinströmt — ich könnte aus bloßer Befürchtung heimlich in Dein Zimmer kommen und alle diese Follanten verbrennen. Jonathan, was soll Dein glattes

Kinn auf Büchern, über die sich sonst nur große, schattige Bäume niederbeugten?"

Der Angeredete beendigte seinen Spaziergang durchs Zimmer, blieb am Tische stehen, strich sich die schwarzen Locken aus der Stirn und setzte sich dann ruhig zu seinem ängstlich lauschenden Freunde aufs Sopha nieder.

„Habe Dank, Freund Endolf, für Deine Theilnahme; aber beruhige Dich, die Leiter steht noch unter meinem Fuße, keine Sprosse ist gebrochen, laß mich zu Dir sprechen, wie auch Dieses nicht mit Unmuth abzuschneiden, sondern spinnend und webend aus einer rohen Wolle zu einem gesunden, wärmenden Gewande zu bereiten ist. — Der Talmud und die rabbinische Literatur sind für Denjenigen, der ein Studium aus der Bibel und aus dem Judenthume macht, von zwei Seiten unentbehrlich. Denn erstens enthält die Bibel sowohl linguistisch als exegetisch unzählige dunkle Partien, und werden wir nun, um eines weitverbreiteten Vorurtheils willen, verschmähen wollen, Männer darüber zu vernachlässigen, welche, genau gerechnet, zwölf Jahrhunderte, und, da sie selbst nur Ueberliefertes geben, um so viel mehr der Zeit der Psalmisten und Propheten näher standen, und dem Schauplatze, auf welchem diese ihre erhabene Rolle spielen, nicht fern und entrückt waren? Lassen wir uns doch die Mühe nicht verbrießen, bei Homer, bei Aeschylus und Aristophanes einen Eustathius, einen jeden elenden Scholiasten nachzusehen, bei einem Aristoteles uns aus den abstrusen Paraphrasen eines Aphrodisiakus zu winden, die an Sprache und Gedanken unendlich ärmer als die Talmudisten sind! Es hieße das Band der Geschichte auflösen, es hieße fast ein egyptisches Monnment dicht an die Hebe von Canova filzen, wenn wir den Talmud vom Studium der Bibel lösen wollten. Zweitens ist die Bibel nur die Basis des Judenthums: werden wir aber, um ein Gebäude ganz und gar kennen zu lernen, nur das Fundament und das Dachwerk betrachten wollen, die Treppen abbrechend, und die Stockwerke unbeachtend? Ja selbst, wenn

die neuern Juden seit Mendelssohn das ganze Dachwerk des Judenthums schon vollendet hätten, da sie doch, um im Gleichniß zu bleiben, kaum die Sparren und Latten angeschlagen, an denen erst tüchtigere Entel die frischgebrannten Ziegel anlegen werden — selbst also, wenn nicht Sonnenschein und Regen durch die Ritzen noch unabgehalten hineinströmten, würde ich die untern Stockwerke nicht vernachlässigen dürfen, wenn auch die Stimme, die vom Sinai tönte, nicht durch alle hindurchtönt. Lasset doch auch ihr Juristen nicht ab, den wirren Codex Theodos., die Institutionen des Justinian, die Capitularien der fränkischen Könige zu durchforschen, obwohl es wahrlich nicht das Licht allgemeiner Menschenrechte ist, welches jene enthalten. — Natürlich, daß ich hier nicht von einem jeden Juden spreche, sondern nur von dem, der, höherer Erkenntniß nachgehend, das Judenthum in seiner ganzen Gestaltung kennen will. Dann auch, mein Freund, würdest Du Dir die Gesellschaft eines Maimonides, Albo, Vidal, Ibn Esra, Abarbanel wohl bisweilen gefallen lassen, wenn Du sie näher kennst, und, was das unendlich Hohe in ihnen ist, diese fremdige Entfagung alles Irdischen für das Bewußtsein ihrer Religion und ihres auserwählten Volkes, die durch ihr Leben und ihre Schriften ging — zu bewundern Gelegenheit hättest. Damit Du aber auf keine Weise neidisch auf diese längst begrabenen Helden der Judenwelt werdest, werde ich Dir dann und wann, wie bisher, die allgemeinen Resultate meiner Forschungen in gedrängter Darstellung mittheilen.“

Der Candidat zeigte sich nun hiermit beruhigt, und entfernte sich nach einigen unerheblichen Neben in sein Quartier im großen Hintergebäude, welches ihm auf Bitten Jonathans der alte Löwe nolens volens unentgeltlich eingeräumt hatte. Der Candidat nämlich, Sohn eines armen und schon längst verstorbenen Beamten, hatte zufällig auf der Universität Jonathan kennen gelernt, und nachdem die beiden jungen Leute sich gegenseitig angezogen fühlten, fiel es dem edelmüthigen

Herzen nicht schwer, den unbemitteltesten, kämpfenden Ludolf durch die sauren Universitätsjahre mittelst eifrigster Unterstützung zu bringen. Nachdem nun Jonathan vor beiläufig einem halben Jahre mit dem Doctorhute der Philosophie zurückgekehrt war, hatte es sich gefügt, daß Ludolf bald nachfolgte, um die Hungerjahre der Muscultur und des Referendariats bei den Obergerichten in H. zu absolviren. Die Universitätsfreundschaft, die so selten zu einem Bündniß fürs Leben wird, hatte sich hier sogleich aufs Innigste erneut, um zu gegenseitiger Förderung und Unterhaltung ein Mehreres hinzuzufügen.

Als der Candidat sich entfernt hatte, begann Jonathan wieder von Neuem, das Zimmer mit seinen Schritten zu messen. Bald aber trat er ans Fenster und schaute durch die Nacht in die noch immer lebensvollen Gemächer des gegenüberliegenden Hauses. Neugierig betrachtete er die vorüberhüpfenden Schatten und schien sie nach ihrer Größe und ihren Umrissen zu bemessen, um die Personen zu errathen, denen sie angehören mochten. Dann legte er die weiße Stirn an die kalte Scheibe, und war es ein Seufzer, den er über sie hinhauchte, oder eine Thräne, die über die bleiche, aber edel umrissene Wange rollte, daß die Glasscheibe leise geseuchet ward. „Entsagung!“ sprach er vor sich hin, „Entsagung war das Lösungswort, war die Parole der Israeliten von der Grenze Egyptens an — Entsagung war die Handschrift meiner Kindheit und Jugend — wird es nun auch hierin eine Entsagung gelten?“ — — Plötzlich wandte er sich ab, ermannte sich, löschte das Licht und begab sich mit dem frommen Abendseggen: „Höre, Israel, der Ewige unser Gott ist ein einziges, ewiges Wesen!“ u. s. f. auf sein Lager.

2.

Einige Tage, nachdem dieses Gespräch unter den Freunden stattgefunden, finden wir unsern Jonathan in den Gän-

gen des Kastanienwaldes vor der Stadt lustwandelnd. Die Morgensonne flimmerte durch die weiten blattlosen Aeste und der Nasenteppich hatte durch den geschmolzenen Schnee frische grüne Spitzen getrieben. Eine laue Luft umfächelte den Wanderer, dem es bedünkte, als ob der Süden wieder nach dem Norden rücke. Zu dieser Zeit hebt sich die Brust des Menschen in freieren Athemzügen, und das Auge schaut leicht wechselnd von der grünen Erde zu dem duftig blauen Himmel. Auch der innere Mensch richtet sich wieder auf, und mit den Hüllen des Winters fallen alle Lasten des Geistes ab. Die Hoffnung, die Frühlingssonne des menschlichen Herzens, die gerade nach den häufigsten und kältesten Winterstürmen des Lebens am lächelndsten aufgeht, treibt Schneeglöckchen und Crocus schnell hervor, und wenn sie einen warmen Boden findet, bald das duftende Veilchen. Innen aber, unvermerkt, gährt und schäumt das Leben und verkündet nahe Knospen und Blüten. Der Frühling weckt auch die Erinnerung im Menschen — an genossene Freuden der verflossenen Zeit, zwischen die sich der Winter gelegt hatte.

Auch Jonathan weilte in der Vergangenheit. Nicht daß ihn der Anblick der wohlbekannten Gänge an seine Knabenjahre gedenken machte, wo er in kindischem Leid und Freud so oft sie durchstürmte. Solches geschieht Einem nur, wenn alle Stimmen des innern Menschen in schöne Harmonie zusammenfließen oder schweigen — aber wenn nur eine Sehnsucht, ein Schmerz, so ist die Seele zu befangen von der Gegenwart. Die Unschuld der Kindertwelt nahet uns nur bei unschuldiger Ruhe des Gemüthes. Er gedachte der erst kürzlich verflossenen Studienjahre, besonders aber der schönen Stunden, die er im Hause einer befreundeten Dame verlebte, als Julie, die Tochter des Banquiers Kaspar, mehrere Monate bei dieser, ihrer Tante, verweilte. So sehr auch ihre beiderseitigen Familien wegen der ganz entgegengesetzten religiösen Ansichten und Lebensart in ihrer Heimath getrennt, ja feindlich gegenüber

standen, so hatten sich doch auf dem neutralen Gebiete der Tante und Universität die Herzen der beiden jungen Leute achten und lieben gelernt; sie hatten sich in tiefem Schmerz getrennt und die wehmüthige Sehnsucht, die sie seitdem in sich nicht beschwichtigen konnten, sagte ihnen, wie viel sie sich wären.

Hier, in der Heimath, war es ihnen nicht einmal gestattet, sich zu nähern; oft war er vorübergegangen, und sie vermochte nur, ihm nachzuschauen, und er nicht einmal zu grüßen.

Es wallte unserm Jonathan heiß durch das Herz, denn der erwachende Frühling erhöht alle unsere feineren Empfindungen — daß er bald langsam, bald schneller durch die verschlungenen Gänge eilte. Als er um eine Ecke bog, stand vor ihm — Julie; in weiter Entfernung folgte ihr ein Diener. Sie schaute ihn mit erstauntem Blicke an; er verbogte sich und ging vorüber. Da bemerkte er ein Taschentuch, das ihrer Hand entfallen sein mußte, er deutete es willig auf die Ueberraschung. Ehe er sich dessen bewußt war, hatte er es aufgehoben und eilte ihr nach.

„Sie haben dies wohl verloren, Fräulein“, sprach er mit ungewisser Stimme, „und ich gebe mir die Ehre, es Ihnen zu überreichen.“

Sie sprach ihren Dank mit silber Stimme aus, ohne ihre Schritte aufzuhalten, und da sie so vorwärts gelangten, war es natürlich, daß er an ihrer Seite verblieb.

„Ich habe Sie längst zu sprechen gewünscht, sagte das holde Mädchen, besonders um von jener hohen Frau, meiner mütterlichen Freundin, reden zu können, auch nebenbei zu erfahren, ob nach meiner Entfernung eine kleine Blicke in dem schönen Kreise geblieben, und wie sie ausgefüllt worden. Ich bin hierauf so eitel.“

„Die Blicke war so groß, daß sich die getrennten Theile nicht wieder zusammenfanden“, antwortete Jonathan. „Ihre Tante begab sich bald darauf auf ihren Landsitz, und ich ward von dem Bestreben, die letzten Monate meiner Universitäts-

Jahre bestens zu nuzen, ganz auf mich selbst beschränkt. Doch habe ich das Glück gehabt, vor meiner Abreise die verehrungswürdige Dame noch einmal zu sehen und viele Grüße mit hierhergebracht."

"An mich?"

"So ist's."

"Und warum haben Sie sich dieser Last nicht entbürdet, warum haben Sie mir nicht überliefert, was mir gehört?"

"Wußte ich, ob der Werth der Botschaft dem Unwerthe des Boten gleichkommen würde?"

"Da haben Sie beide zu gering angeschlagen, und ich habe unter diesem Irrthume gelitten. Es ist gut, daß wir hierauf gekommen. Werden Sie unser Haus gar nicht besuchen?"

"Ach Gott! Sie wissen, Fräulein, unter welchen eigenthümlichen Verhältnissen wir beide hier stehen. Ich bin schon glücklich, daß Sie mich nicht vergessen zu haben scheinen. Wenn ich aber dürfte, wozu die Sehnsucht mich nur zu oft ermuntert, wäre es Ihnen gestattet, mich zu empfangen?"

"Jonathan", fiel Julie hier rasch und betonend ein, "ich bin frei. Sie aber befinden sich in Banden, von denen der starke Mann sich frei machen sollte. Was ich empfinde, worüber wir uns schon in H. klar geworden, giebt mir ein Recht, so zu sprechen. Ich glaube, Sie leben im Wägendienste; ob gezwungen oder ungezwungen, weiß ich freilich nicht. Entschuldigen Sie meine Dreistigkeit, der Muth kommt mir aus dem Herzen."

"Und wer hat Sie so gelehrt zu sprechen, Julie? Kennen Sie das, was Sie mit diesem schrecklichen Ausdrucke belegen, und worin Sie mich befangen glauben, genauer?"

"Sie ist freilich nur wie der Klang eines Wiegenliedes, und dann wie ein Gemurmel aus der Ferne zu mir gekommen, die Kunde vom alten Tudenthume. Es vermischt sich damit die

Stimme meiner früh verbliebenen Mutter, nach deren Tode mein Vater unsere jetzige Stellung eingenommen. Aber was sich mir zufällig davon von Zeit zu Zeit anbrängt, kam immer in so abschreckender Gestalt zu mir, daß die Meinung, die mir mein Vater davon gegeben, nur bestärkt worden ist. Ich achte und liebe die mosaische Religion über Alles, weil ihre Lehre mit meinem Verstande übereinkommt, und mein Herz sich darin beruhigt und befriedigt fühlt — hat aber diese mit dem Judenthume, diesem Producte des Mittelalters, etwas zu thun?"

„So viel, mein Fräulein, als der Wein mit dem Gefäße, in welches er gefaßt ist. Mag immerhin das Gefäß im Laufe der Zeiten und Schicksale seine Beulen und Flecken bekommen haben, werden Sie aber darum das Gefäß ganz und gar zerbrechen wollen, und den edlen Inhalt so dem Sande preisgeben?"

„Wäre dieses Gleichniß wahr!"

„Und es ist wahr, Julie. Die Lehre der göttlichen Offenbarung, trennen Sie dieselbe von der Geschichte des israelitischen Volkes, es wird Ihnen nimmer gelingen, sie zerrinnt Ihnen dann in der Hand. Das Judenthum ist nichts Anderes, als das fortgesetzte Leben desselben Volkes um die Offenbarung umher. Israel ist die Stifftshütte der Offenbarung; und wenn nun auch auf dem langen Wege durch die rauhe Wüste des letzten Jahrtausends die äußere Bekleidung gelitten hat und unscheinbar geworden, darf ich sie darum niederreißen, und so das „Allerheiligste" den Winden und Stürmen preisgeben?"

„Gut. Es sei so. Müssen wir dann aber ewig das Gefäß in seiner zerstörten Gestalt, müssen wir diese Stifftshütte mit ihrer zerrissenen und verfärbten Bekleidung erhalten, wie sie sind? Ich fühle, Jonathan, und es gehört hierzu nicht mehr, als Mensch zu sein, ich kann das „Allerheiligste" in mein Herz verpflanzen, und es soll da vor den Stürmen der

Außenwelt wenigstens, wenn auch nicht der Schicksale, verwahrt sein.“

„Das kann und muß es auch, Julie, so weit wir uns selbst angehören. Aber da Sie die geheiligten Bande, die den Menschen an Verwandte, an Familien-, Stamm- und Glaubensgenossen knüpfen, gewiß anerkennen und mit aller Zartheit des schönen weiblichen Herzens pflegen — werden Sie es auch nicht verkennen, daß wir die Erscheinungen des Lebens auch in ihrem allgemeinen Bezuge zu nehmen haben. Nun gebe ich recht gern zu, Julie, daß es an der Zeit ist, dem Indenthume wieder Frische und Reinheit zu geben, den Rost der Zeit abzureiben, und den alten verborgenen Glanz zum fröhlichen Tageslicht zu fördern — aber das kann ja nicht der Einzelne allein, sondern nur die Gesammtheit, und um in diese den Impuls der Bewegung zu bringen, muß man wohl auf ihren Standpunkt zuvor zurückkommen, um von da aus das neue Leben zu verbreiten und organisch zu entwickeln.“

„Jonathan, ich fange an, Sie zu verstehen, und es enthilft sich mir eine große Idee Ihres Lebens. Werden Sie aber darum den, der es für sein eigenes Seelenheil für nothwendig hält, sich möglichst am reinen Menschenthum zu halten und so Alles, was die Geschichte nur dem Lebendigen aufgehftet und umgeschlagen, von sich abzuweisen, der Abtrünnigkeit und Treulosigkeit beschuldigen?“

„Gewiß nicht, Julie. Abtrünnig ist nur der, welcher falsch und ein Heuchler ist. Jeder darf nur dem nachstreben, was er für wahr und heilig erkannt, so ist er wahr und heilig. Aber da der Irrthum so leicht ist, so muß wohl ein Jeder zusehen, nicht allein zu wandeln, und das, was Leben und Erfahrung lehrte, zu befragen und aufzunehmen. Weil eben, Verehrte, das reine Menschenthum nur Ideal und noch nirgends erschienen ist, dürfen wir nicht hoffen, es selbst zu erschaffen, sondern müssen von der Wirklichkeit aus darnach streben.“

„Und was halten Sie demnach mit einem Worte von

den Juden, die sich vom Judenthume entfernt und nur auf die Lehre halten, die in der Offenbarung gegeben, als Gesetz ihres Lebens aber nur das Gesetz der Moral erkennen?“

„Unter denen, Fremdin, die sich vom Judenthume entfernt halten, sind zwei verschiedene Classen. Solche, die nur vom bürgerlichen, materiellen Leben wissen wollen, und überhaupt alle Religion als Geschöpf der Phantasie, also auch das Judenthum, ansehen, dem sie höchstens in den Augenblicken der Schwäche einigen Raum gönnen wollen — diese sind freilich sehr verächtlich und wir sprechen allerdings von diesen gar nicht. Die aber, wie Sie sagen, nur die Lehre und Erkenntniß aus der Offenbarung ziehen, als Gesetz nur das Gesetz der Moral anerkennen — ich habe die höchste Achtung für diese, aber ich glaube, sie stehen auf gefährlicher Höhe, wo ihnen das Verhängniß leicht den Boden unter den Füßen hinwegrücken könnte. Denn die Menschheit ist noch längst nicht hingelangt, wo jene sich schon sicher glauben, und die bedeutendsten Fragen auf diesem Gebiete sind noch nicht erschöpfend gelöst. Abgesehen also, daß sie so manchen Schaden ihren schwächer gebildeten Mitmenschen und Glaubensgenossen zufügen, haben sie sich aller der Hilfe im Leben entschlagen, welche für das Seelenleben aus der äußern Veranschaulichung, aus sinnbildlicher Darstellung, aus von außen kommender Erinnerung und Mahnung entspricht.“ —

„Sie haben heute Vieles in mir angeregt, Jonathan, sprach Julie nach einer kleinen Pause. Ich fühle um so dringender das Bedürfniß, an Ihrem kräftigen Worte mich weiter aufzurichten. Ich fühle, wir müssen einen Weg der Vermittelung finden. Jetzt erscheint mir noch Alles in zu scharfem Gegensätze.“

Sie waren während dieses Gesprächs in einen abgelegenen Theil des Lustwaldes gelangt, kaum bemerkte man in der Ferne den nachfolgenden Diener. Da ergriff Jonathan mit Feuer die Hand Juliens und rief aus voller Seele: „Wie wäre ich

glücklich!“ — Dann sich fassend, fügte er hinzu: „Lassen Sie uns offen über die Verhältnisse sprechen. Unsere Väter, wissen Sie, stehen sich leider in unfreundlichem Verhältnisse gegenüber. Je innigere Freundschaft sie früher verband, desto mehr mögen sie jetzt Grund haben, sich von einander abgestoßen zu fühlen. Es könnte die Ruhe unsrer beiden Familien kosten, sollten wir uns innerhalb derselben nähern wollen. Lassen Sie uns jetzt nur hoffen. Was die Zukunft bringt, dem wollen wir entgegensehen. Wenn ich nur hoffen dürfte, Ihnen öfter hier zu begegnen?“

„Das sollen Sie, Jonathan! Ich kam es um so eher, je öffentlicher es ist, und da ich seit lange hier um die Mittagsstunde zu lustwandeln pflege.“

Er beugte sich auf ihre Hand und küßte sie. Dann trennten sie sich, und während Julie nach dem nahen Thore einlenkte, hing Jonathan noch lange in den Gängen seinen Gedanken und süßen Träumen nach.

3.

Als Jonathan später nach Hause zurückkehrte, fand er daselbst eine Veränderung. Freund Rudolf war im Begriff, seine wenigen Effecten zusammen zu schnüren und aus dem gastfreundschaftlichen Hause zu scheiden. Die Veranlassung kam von außen.

In der Residenzstadt H. lebte ein Duke und zugleich der Vormund Rudolf's, ein Kriegs Rath Faller. Dieser hatte sich nun zwar wenig oder gar nicht um Rudolf bekümmert, und ob ihn dieser auch mehrere Male während seiner Studienjahre um Unterstützung angegangen: er hatte stets ausweichende Antwort erhalten. Jetzt war Rudolf einige Male im Hause seines Oheims gewesen, ohne daß dieser merklich Notiz von ihm genommen. Der Kriegs Rath hatte keine Kinder. Man

war über seinen Charakter nicht recht einig. In früheren Kriegesjahren hatte er, wie man sprach, wesentliche Dienste in Angelegenheiten zarter Natur geleistet, so daß ihm höhere Behörden verpflichtet geblieben, obschon sie ihn ziemlich fallen gelassen. Doch wußte er sich so geschickt zu geriren, daß ihm die Welt noch immer eine höhere Wichtigkeit, wenn man diese auch nicht bestimmt anzugeben wußte, beimaß. Hierzu trug nicht wenig der bedeutende Aufwand bei, den er machte und den er mit unbekanntem Mitteln bestritt. Dieser nun hatte plötzlich unsern Bekannten rufen lassen, hatte ihm eröffnet, daß er von den Vorgesetzten einstimmig das Lob des Neffen vernommen, über seine Tauglichkeit die besten Zeugnisse erhalten habe, daß er nur diesen Zeitraum abgewartet, um für ihn wirksam zu sein, ihn in eine höhere Carrière einzuführen. Er bedeutete ihm, daß er ihn die juristische Laufbahn mit der diplomatischen vertauschen lassen wolle, wies ihn an, wo er Behufs der Einführung in höhere Kreise die nöthige Ausstattung beziehen könne, und bat, in seinem Hause einige unbewohnte Zimmer zu seinem Gebrauche zu nehmen.

Endolf war von dieser plötzlichen Glückesänderung wie betäubt. Ein jeder junge talentvolle Mensch lernt sich sehr bald im Bewußtsein seiner Kraft, als den würdigen Gegenstand eines höhern Willens, Berufes und Bedürfnisses ansehen, und die Aussicht, in eine rege, höhere Thätigkeit versetzt zu werden, kam ihm als Erfüllung lang gehegter und oft ausgepönnener Träume bald schon als natürlich und rechtmäßig vor, daß er vergaß über die Ursachen, die wohl bei seinem Dheim der schnellen Sinnesänderung zu Grunde lagen, nachzudenken. Er begnügte sich mit der Erwägung, daß bei der Kinderlosigkeit jenes es sehr natürlich sei, daß er sich seines Neffen zu erinnern angefangen, um einen Nachfolger und Erben seines Ansehens und seiner Stellung zu gewinnen. Schon drängten sich tausend Pläne von großartigen Einwirkungen auf das Allgemeine, es weiter zu fördern, das Volk

der Menschen zu verbessern, in sein menschenfreundliches Herz.

Jonathan ward von dieser Nachricht sehr betroffen. Er wußte sehr wohl, daß jetzt eine größere Entfernung zwischen sie treten würde, als selbst bei der Trennung von der Universität; und bei der Isolirung, in die ihn sein väterliches Haus versetzt hatte, verlor er jetzt den letzten persönlichen Zusammenhang mit der Außenwelt. Das Glück des Freundes lag ihm aber zu sehr am Herzen, als daß er ihm Hindernisse in den Weg legen mochte. Bald half er ihm, das kleine Eigenthum zu verpacken und fortzuschicken, und als dies vollendet war, beschloßen die Freunde, den letzten Abend recht innig zu genießen, und eine Flasche guten Rheinweins half bald, die Geister ihrer Niedergeschlagenheit zu entkleiden und die Schwingen zu lästern.

Als man die neuen Verhältnisse Ludolf's sattsam durchgesprochen hatte, nahm dieser die Gelegenheit wahr, seinen Dank für die vielen Beweise wahrer Freundschaft gegen Jonathan auszusprechen, er versicherte ihm, stets eingedenk zu sein, was er hier im Schooße einer jüdischen Familie erfahren, und daß er in seiner zukünftigen Laufbahn, wohin diese auch führen möchte, dieser Erfahrung gemäß handeln werde. Er sprach sich frei und ledig aller Vorurtheile gegen Juden, die er im Umgang mit ihnen selbst ablegen gelernt, und wollte die Quelle aller Gehässigkeiten, die man immer noch gegen sie hege, nur in der Unkenntniß der jüdischen Lebensmomente finden.

„Wann“, sprach er, „wird man aufhören, die Juden als Fremdlinge, als zu dem eigentlichen Staatsleben nicht Gehörige anzusehen? Alle Grundsätze des neuern Staatsrechts sprechen hiergegen. Denn selbst, wenn wir von außen eine fremde Masse jetzt in unsere Landschaften aufnehmen, ist es unser eifrigstes Bestreben und erstes Princip, sie alsbald auf das Niveau unserer Staatsgehörigen zu stellen, — wie können wir die Juden vom Staatsverbande ausschließen, die

bei uns seit vielen Generationen geboren, in unsern Schulen unterrichtet, von unserer Bildung erzogen, nach unseren Gesetzen leben? die unser Glück und Unglück theilen, unsere Gefahren gleicherweise bestehen, und also alle wirkliche und nicht ein- und angebildete Momente des Lebens mit uns gemeinschaftlich haben? — Das jüdische Verhältniß ist der einzig zähe Stoff, den das neuere Leben noch nicht auflösen konnte, und wir tragen es als mittelalterliches Schauspiel an und mit uns herum. Denn diejenigen irren sehr, die mit Erleichterungen und Uebergängen etwas gethan glauben, da nur die völlige Vernichtung der Beschränkungen ein Anerkenntniß der Wahrheit und des Rechts ist. Jene gestehen damit nur, daß sie viel zu wenig das Recht lieben, um etwas, anders als gezwungen, dafür thun zu können!“

Jonathan hatte schweigend, fast mit Unmuth zugehört. „Daß uns hiervon schweigen, fiel er ein, Du weißt, es ist dies meine verwundbare Seite. Bringe mich nicht aus meiner Zufriedenheit heraus. Ich habe stets in Schriften wie Gesellschaften hierüber geschwiegen, weil ich es für zu gering hielt, von einem schlechten Zahler eine Schuld zu fordern, weil ich die Gewalt der Worte an den nicht verschwenden wollte, der die Gewalt der Zeit und Umstände nicht einmal anerkennt. Uebrigens werden die Juden nicht dem europäischen, aber dem deutschen Leben dadurch entfremdet, die höheren Geister derselben erkalten für dasselbe ganz, und da die Geschichte lehrt, daß jedes Factum seine Wirkung hat, und darin gerade die Ahndung besteht, so kann eine Zeit kommen, wo dies Deutschland empfinden wird.“

Rudolf machte ihn aufmerksam, er habe seine Gesinnung in diesem Augenblicke auch nur geäußert, um sie gleichsam als eine Bürgschaft für die Zukunft bei ihm niederzulegen. Jonathan meinte, er hoffe, daß es einer solchen nicht bedürfen würde. „Und nun, Freund Jonathan, will ich noch eine Freundschaftsfrage an Dich richten“, fuhr Rudolf fort. „Was gedenkst Du zu

thun? Kannst Du, so mache mich mit dem Ziele und Zwecke bekannt, den Du Dir vorgesetzt. Du bist zu tiefer und besonnener Natur, um Dir darüber nicht klar zu sein, und wenn Du auch zeitlich das Drängen und Streben des akademischen Lebens zur Ruhe kommen lassen wolltest, so weiß ich doch, daß Du diese Muße angewendet haben wirst, um die Zukunft vorzubereiten.“

„Die Antwort auf Deine Frage, lieber Rudolf, wird Dich nicht überraschen. Du brauchst nur in meinen Bildungsgang und meine Verhältnisse einen Blick zu werfen. Ich habe Philologie studirt und bin Jude. Beamter des Staates kann und möchte ich nicht einmal werden, dazu ist die Selbstständigkeit meiner Denkungsart zu überwiegend. Die philologische Literatur ist jetzt auf einen Standpunkt der Ruhe und innern Festigkeit gelangt, daß sie des einzelnen Literaten leicht entbehren kann, und ich bin jetzt zu regsam nach außen, die Fühlfäden meines Geistes sind zu sehr der Außenwelt zugewendet, um der philologischen literarischen Thätigkeit, die stets des Arbeiters ganze Hingebung in Anspruch nimmt, mich überlassen zu können. Dagegen eröffnet sich ein weites Gebiet tiefen und großartigen Strebens für mich da, wo meine Wurzel und mein Stamm. Ich werde für meine Glaubensgenossen, ich werde für ihre Entwicklung und Erhebung thätig sein. — Ich glaube, so leicht wird hier Niemand in günstigeren Umständen auftreten. Ausgerüstet mit jüdischer wie mit europäischer Wissenschaft, durch meine Familie mit den Altgesinnten, durch meine Laufbahn mit den Neugesinnten verbunden, und so gewissermaßen über beiden stehend, dabei unabhängig, mit äußern Glücksgütern versehen. — Ich will kein jüdischer Geistlicher werden, denn auch das würde mich in Abhängigkeit setzen. Aber ich werde mit Schrift und Wort und That auf sie einwirken. Es ist jetzt unter den Juden vermöge der vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen eine Erschlaffung eingetreten, die höchst schädlich ist. Es fehlt an bedeutenden Persönlichkeiten.

Ich werde einige Lücken ausfüllen. Man soll sich an mir aufrichten im engern und weitem Kreise. Das ist mein Lebenszweck. Ich habe ihn erkannt und werde ihn zu erfüllen suchen. Dann hat mein Vater, und haben alle meine Lehrer ihr Genuge an mir. — — Du siehst, Ludolf“, setzte er nach einigen Augenblicken hinzu, „wir haben Beide Vieles und Großes vor, mögen wir Beide uns einst nicht getäuscht finden. Aber der Wille ist ja schon ein ganzes Heiligthum!“

Die Zeit der Trennung war genahet. Eine Umarmung, ein herzlicher Bruderkuß, und die Freunde trennten sich, Sonathan sah ihm einige Augenblicke sinnend nach, dann stieg er hinunter zu seinem greisen Vater.

4.

Es waren einige Monde verflossen. Sonathan lebte den Vorbereitungen des zukünftigen Hervortretens. Er wollte erst noch einmal den Kreis der rabbinischen Forschungen möglichst durchmachen, sich mit den Aussprüchen des Maimonides, mit den Ansichten Albo's, Bechai's, und den Tendenzen Abarbanel's vertraut machen, um alle Waffen des Judenthums zu seiner Disposition, um Gewalt über das ganze jüdisch-theologische Arsenal zu haben. Viele Stunden schenkte er seinem Vater, im talmudischen Pilpul gegenseitig Scharfsinn und Gelehrsamkeit, freilich oft an sehr unbedeutenden Gegenständen, zu üben. Aber die Wirkung der orthodoxen Richtung des Judenthums blieb auch bei ihm kaum aus. Er vergaß fast die ganze Welt ringsum. Er isolirte sich immer mehr, und empfand schon in dieser Isolirung eine Heiligung und Erhebung. Politische und Zeitblätter blieben ungelesen, Plato und Seneca verstaubten, mathematische Instrumente, ja fast die geliebte Violine, wurden selten aus ihrer Ruhe gestört. Es ward wieder ganz in das alte jüdische Leben hineingelebt. Doch waltete ein Glücksstern über ihm. Denn einer Seits schützten ihn

seine frühern philologischen Studien davor, über den Buchstaben den Geist und seine Bewegung, über das Specielle das Allgemeine und seine Betrachtung zu vergessen, theils hielt ihn das häufige Zusammentreffen mit Julie, sobald es das Wetter gestattete, ab, seine Freiheit zu verlieren an den abgestorbenen Geist vergangener Jahrhunderte.

Diese Gespräche mit Julie waren von großer Wirkung für Beide. Sie gingen Beide, beflügelt von der Liebe, von der Sehnsucht, sich zu begegnen, zu verstehen und zu verständigen, tief in den Gegenstand ein, ohne natürlich aus den Grenzen bloß geistiger Anschauung zu treten. Jonathan sollte hier zuerst sein System prüfen, und Julie brachte mannigfache widerstrebende Elemente mit, da ihre Erziehung fast ganz allein auf socialem Fuße geschehen und Religion und Gemüth nur allein in ihrer schönen Natur von selbst sich erhalten, dabei die Menschheit in ihrer Allgemeinheit ohne die Schranken der Wirklichkeit ihr erschienen war.

Jonathan suchte daher vor Allem sie auf diese Wirklichkeit zurückzuführen, sie ihr zum Bewußtsein zu bringen, und auf die Gestalt der selben innerhalb der Geschichte hinzuweisen. Er zeigte ihr, wie die allgemeinen Resultate der Menschheit nur Früchte dieser geschichtlichen Gestalt seien, wie diese Früchte seit ältester Zeit immer mehr reiften, und eben so an innerem Gehalte und an Sicherheit, als an Ausdehnung und Verbreitung gewöhnen, und wie um dieselben herum die verschiedenen Erscheinungen der Menschenwelt sich gruppirtten.

Indem sie nun Beide darin übereinkamen, daß der wahrhafte Lebenssaft dieser Früchte die Religion sei, die religiöse Erkenntniß und Empfindung, das Verhältniß des Menschen zu seinem Gotte, ohne welche die Süßigkeit der Fäulniß nur in ihnen sein könne: ergab es sich, daß die Lauterkeit dieser Erkenntniß, so wie ihr Wechselverhältniß mit der Menschenwelt und der Entwicklung dieser die eigentliche Aufgabe wäre. Man

erkannte, daß es hier sowohl einen alten Stoff wahrhafter Religion gebe, der theils aus der eigenen Natur des Menschen, theils aus göttlicher Influenz hervorgegangen, als daß auch seit derselben Zeit die gesellschaftliche Welt jene bei Seite zu drängen und durch eigene Producte, die ihr bequemer wären, zu ersetzen strebe. Es sei im Heidenthum und Christenthum — dieses mit seinen ursprünglichen großen Elementen — nicht zu verkennen. Hier angelangt, erwies nun Jonathan, daß das Judenthum von frühesten Zeit berufen sei, den alten Stoff wahrhafter Religion aufzubewahren und jeweiliger Zeitigung stets entgegen zu bringen. Darum trete das Judenthum jedes Mal in die Außenwelt ein, wenn eine Zeit reif ist, den Stoff wahrhafter Religion anzunehmen und zu verarbeiten, trete aber immer wieder zurück, sobald der abgegebene Stoff von der gesellschaftlichen Welt aufgelöst und — nicht zerstört — sondern nach dem Zeitverhältniß modificirt und aptirt zu werden beginne.

Diese Erscheinung zeige sich schon durch den Eintritt in Egypten, durch die Wanderung nach Babylonien, durch die Zerstreung in die heidnische Welt mit dem Beginne des Christenthums. Darum sei auch das Judenthum stets in Conflict mit der gesellschaftlichen Welt gestanden, weil sich ihre beiderseitigen Tendenzen gegenüber standen und entgegen arbeiteten. Die gesellschaftliche Welt habe sich aber dadurch bewogen gefühlt, die Juden mit dem Judenthume, das Individuum mit der Idee zu verwechseln, und habe dadurch das Geistige in das Reich des Materiellen hinabgezogen. Je mehr aber die Welt gegen das Judenthum stieß und trieb, desto mehr mußte sich dieses wiederum von den Resultaten der gesellschaftlichen Welt zurückziehen, und durch innere und äußere Vernachlässigung des ästhetischen Ueberzuges zu der Stufe der Veralterung in seiner äußeren Erscheinung sinken, auf der es stände. Unlängbar nahe sich aber eine Zeit, die wieder einer ähnlichen Emanation des Judenthums Raum schaffen wolle, eine Zeit, die desto großartiger sein wird, je mehr das Selbstbewußtsein

der Menschheit indeß gewachsen. Das Zeichen dieser nahenden Zeit wäre eben die abermalige Annäherung des Judenthums in sich und seinen Anhängern an die gesellschaftliche Welt, der Zustand der Auflösung, in welchem diese sich befinde, was Alles, wenn auch, nach den glücklichen Resultaten der verfloßenen zwei Jahrtausende, in viel höherer Anlage, den Verhältnissen des Römerreichs gleiche. Mit wahrhafter Begeisterung vertiefte sich Jonathan in diese prophetische Gedankenwelt, und diese frische und lantere Begeisterung des theuren Mannes schuf eine neue Welt voll geistiger Reize für Julie. Ihre herrliche Seele füllte und berauschte sich mit dieser Strömung neuer und anregender Seelenthätigkeit, wo die Gestalt des Geliebten mit der Befriedigung der höhern Bedürfnisse Hand in Hand ging. Die gewöhnliche Gesellschaft verlor für sie an Reiz, sie fing an, sich zurückzuziehen.

5.

Julie saß in ihrem Zimmer und arbeitete an einer Stickerei, die sie für Jonathan bestimmt hatte, dessen baldigen Geburtstag sie in Erfahrung gebracht. Leise Seufzer stahlen sich aus ihrem Busen, denn mitten in der Arbeit fiel ihr der Gedanke schwer auf das Herz, wohin diese Verbindung eigentlich führen werde? Es war ihr klar geworden, daß das Ziel ihres Lebens die Vereinigung mit dem, der ihr Herz so ganz eingenommen, sein müsse. Sie erwog, wie günstig ihrer Neigung die äußerlichen Verhältnisse eigentlich wären, weder Religion in ihrer Aeußerlichkeit, noch Vermögensumstände traten störend dazwischen, ja die frühere, herzliche Freundschaft der Väter hätte, so sie fortgesetzt worden, die Vereinigung Allen selbst wünschenswerth gemacht — und doch hatten sich durch die religiöse Spaltung unübersteigliche Hemmnisse dazwischen gelegt, und die Zukunft erschien nur düster. Mit sich war sie einig geworden. Jonathan hatte ihr das Judenthum ganz zur Erkenntniß ge-

bracht, und wenn sie, den geistigen Kern festhaltend, in der Reinheit ihrer Seele auch noch die Nothwendigkeit, die Ceremonialgesetze zu beobachten, und das Bedürfniß, sie als Stützen der Innerlichkeit und als Verband mit der geschichtlichen Entwicklung der Offenbarung in Israel, dem religiösen Bewußtsein unterzulegen, fühlte — so wußte sie doch, daß diesem sich in ihr wenigstens nichts mehr entgegenstellte, und daß es ihr, schon um des geliebten Mannes willen, leicht werden würde, sie zu übernehmen, um so mehr, da sie bei dem ihr nicht unbekanntem Wechsel der menschlichen Gesinnung für die spätere Lebenszeit eine Beruhigung darin erblickte.

Und wie denn der Mensch nie vom Urtheil der Außenwelt ganz unabhängig ist, so hatte sich für Jonathan eine Stimme von einer andern Seite erhoben, von der sie es am wenigsten vernunthet hatte, von christlicher. Der Kriegsrath Faller hatte seinen Nessen, den uns wohl bekannten Rudolf, auch bei ihr eingeführt, und dieser war zufällig, denn das Verhältniß Jonathans mit Julien war ihm unbekannt, im Gespräche auf jenen gekommen, wo dann das Lob und die innigste Würdigung von seinen Lippen floss. Da er bemerkte, daß Julie nicht ungeru davon hörte, so wiederholte sich dies öfter und that Julien sehr wohl, so wenig sie sich auch äußerte.

Indem diese Gedankenreihe vor ihrer Seele vorüberging und die bitter-süße Empfindung, die sich in der menschlichen Seele aus der Hoffnung und dem Zweifel zusammenmischt, ihren Busen füllte — trat ihr Vater ein.

Der Vanquier Caspar war untersehter Gestalt, doch wohlbeleibt. Einfach in seinem Anzuge, aber mit einigen werthvollen Solitären geschmückt; im Ganzen eine angenehme Präsentation, und auf der glatten Stirn viel Berechnung, aber wenig Gedanken.

„Liebe Julie“, hub er an, als er sich auf ein Sopha nieder gelassen, „ich denke an Deine Zukunft.“

„Sehr verbunden“, erwiderte lächelnd Julie, „wann denken Sie nicht daran, mein gütiger Vater?“

„Ich meine es aber diesmal im buchstäblichem Sinne, à votre futur, Julie.“

„Sie machen mich bange, Vater.“

„Du weißt, meine theure Julie, unter uns muß es stets klar sein. Ich habe Dich erzogen als meine Freundin, da die Mutter so früh geschieden; ich erwarte von Dir Entgegenkommen, verständigen Entschluß und Sicherheit des Weges. Du bist mir dies doppelt schuldig, da mir ein Sohn verweigert ward, und ich um Deinetwillen eine zweite Ehe, zu der ich so berechtigt war, mir versagte.“

„Vater, zu Allem, Allem bin ich bereit“, erwiderte Julie in Aufregung und ließ die Hand von Ihrer Arbeit sinken, „nur nicht zu Unmöglichem.“

„Liebe Julie, Unmögliches verlange ich auch nicht. So weit ich Dich kenne, in Deiner Ruhe, Leidenschaftslosigkeit und festen Gesinnung, wird sich Dir kein Hinderniß darbieten. Du wirst dabei für Deinen Vater viel thun, worauf er Gewicht legt, und in angenehme Verhältnisse kommen.“

„Sprechen Sie, kommen Sie zur Sache“ — rief Julie mit halberstickter Stimme aus.

„Es ist nicht gut, Julie, daß Du von vorn herein Dich afficiren läßt. Das wünsche ich nicht. Es gehört auch nicht dazu. Ich wünsche, daß wir mit dem Kriegsrath Fallner in ein nächstes Verhältniß treten. Der Neffe des Kriegsraths, der junge Rudolf, ist ein gemachter Mensch, dabei schön, angenehm, voll Kenntnisse, seine Carrière ist sicher. In einigen Jahren wird es zu spät sein. Er wird in einigen Wochen entweber Attaché bei unserer Gesandtschaft in P. und erhält den Titel Legationsrath, oder er tritt als Assessor in das Departement des Auswärtigen. Fallner will die Verbindung, und er wird mir die Erhebung zum Commissionsrath verschaffen, so wie mannigfachen Einfluß für meine Speculationen gewähren.

Du siehst, es ist Alles, wie man nur wünschen könnte. Ich weiß, daß wir als Gegengewicht Geld in die Schale legen müssen, und das können wir zur Genüge. Und laß es mich noch sagen, Du bist ein höchst liebenswürdiges Mädchen, und wirst die Honneurs eines großen Hauses mit Ehren machen. Siehst Du, Du hast eine glänzende Zukunft.“

Julie war dieser Erklärung mit großer Spannung gefolgt, eine Todtenblässe hatte ihr Gesicht bedeckt, sie war zurückgesunken in den Stuhl. Jetzt ermannete sie sich und stieß die Frage heraus:

„Und meine Religion — —?“

„Das macht sich, Julie. Diesen Einwand erwarte ich nicht einmal. Du bist in den höheren Kreisen der Gesellschaft nicht unbekannt und weißt, daß diese Formen dort nichts gelten, und im Staate nur für das Volk erhalten werden. Eine Stufe darin zu überspringen, kann Dir nicht viel gelten.“

„Und Sie — —?“

„Ich bin im Judenthum erzogen, und bleibe darin, so weit ich noch darin bin. Du bist es nicht, und Dich hält Nichts. Was weißt Du denn gar davon? Das ist abgemacht.“

„Vater, Sie sprechen gotteslästerlich — —“

„Daß ich nicht wüßte? Ist Gott das unendliche Wesen, das alle Welt umfaßt, was kann ihm daran liegen, ob ein winziges Geschöpf von der einen Million, die ihn in jener Form anbeten will, und so selten anbetet, zur andern Million übergeht? Wie wird er so eigenmüthig sein, zu verlangen, daß wir gerade da stehen bleiben, wo er uns hat geboren werden lassen, weil es den Menschen gefallen hat, sich so zu trennen und zu sondern?“

Julie, ermutigt, auf ein ihr vertrautes Gebiet gekommen zu sein, hatte sich gefaßt und erwiderte:

„Und gesetzt, es wäre ihm gleichgültig, Vater, kann es uns gleichgültig sein, unser bestes Selbst, unser eigenstes Dasein, unsre Erkenntniß und unsern Glauben wegzurwerfen

und ein andres anzunehmen, wie ein Kleid nach der jüngsten Mode?“

„Ach, Julie, das ist Nichts. Was das Rechte und Wahre ist, glaubt alle Welt gleicherweise. Das ist wahrlich nicht Eigenthum blos eines Bekenntnisses; die Menschen haben es von jeher gewünsht.“

„Lieber Vater, Sie sprechen von denen und wie die, welche eigentlich Nichts erkennen und glauben, sondern überhaupt nur leben, und Religion und Moral höchstens als ein Regulativ für die Geselligkeit ansehen, das nebenbei bestehen kann und auch wohl nützlich ist, so lange es ihren Wünschen nicht entgegen steht, das sie aber verachten und von sich stoßen, sobald es sie auf ihren Wegen hemmt. Mit solchen läßt sich aber gar nicht zu Ende kommen, da sie den Inhalt der Sache gar nicht kennen, und wunder wie hoch sich zu erheben wähnen, wenn sie der Menschheit ein solches Besizthum schaffen. Das, was die Menschheit allgemein als recht und wahr besizt, das ist freilich nicht wenig, aber bezieht sich nur auf das äußerliche Verhalten gegenseitig, und ist höchstens noch die Gewißheit einer Gottheit und irgend eine Hoffnung auf das Fortleben unserer Seele. Aber was innerlich liegt und in der Tiefe des Menschengewisses Wahrheit ist, das ist nicht allgemein in den Händen Aller, und doch ist dies gerade des Menschen wahrhaftes Wesen.“

„Du sprichst sehr hübsch, meine Julie“, antwortete der Vater und lächelte. „Ich weiß auch, daß dergleichen jetzt wieder in den Köpfen zu spuken anfängt, nachdem wir es längst herausgedrängt glaubten. Am wenigsten vermuthete ich es bei Dir. Aber es soll auch nichts weiter als Nebe bleiben, und wenn es Dir will zu Herze steigen, so schau nur ein wenig hinüber in das todte Haus drüben, um zu bemerken, wohin es führt. — Ich habe Dir nun gesagt, welches meine Absichten sind; eingeleitet ist schon die Sache und wird sich in der nächsten Zeit von selbst weiter machen. — Ich habe Dir, Julie,

eine neue Equipage gekauft, mach' mir die Freude, sie heute zu benutzen.“

Hiermit küßte er sie auf die Stirn und verließ leicht und gefällig das Zimmer.

Zulie fühlte sich vielfach und tief verletzt. Daß der Vater von einer Verbindung fürs Leben so leicht wie von einem Kaufe dachte, und dabei noch voraussetzte, daß sie gleicher Gesinnung wäre, daß er einen Wechsel der Religion wie eine Veränderung der Wohnung ansah, wovon er kaum der Mühe werth hielt zu sprechen, das zerstörte ihr ganzes Gemüth. Und die Aussicht, hierdurch nur noch weiter von dem Gegenstande ihrer Wünsche geworfen zu sein, regte ihren tiefsten Schmerz auf. Vor ihr stand das Bild des hochherzigen Jonathan, der mit kräftigen Worten die ganze Halbheit jener sogenannten Weltbildung ihr klar gemacht, deren traurige Wirkung sie jetzt so wesentlich fühlen sollte, und er gewann desto mehr an Verklärung in ihr. Ihre Kraft wankte, sie sah sich ohne Stütze, und in dem großen Weh, das sie empfand, blieb ihr' nur das eine Gefühl, mit unerschütterlicher Festigkeit den angemutheten Schritten sich zu widersetzen und nie einzuwilligen. Nur das Eine gab ihr eine gewisse Festigkeit, daß sie dachte, in dem geistigen Interesse ihres Vaters dabei eben so zu handeln, wie in ihrem eigenen.

6.

Um dieselbe Zeit hatte sich Jonathan bei seinem Vater eingefunden. Er fand diesen verstimmt in seinem Arbeitszimmer umherwandelnd.

Jonathan schaute in das ehrwürdige bleiche Antlitz des Greises, das eben so durch die Sorgen für das Geschäft, das er früher eifrig, jetzt lässiger betrieb, gefurcht war, als durch das unermüdbliche Studium der talmudischen und rabbinischen Literatur, dem er seine Nächte weihte, und durch die strengen ascetischen Uebungen, denen er sich öfters, besonders seit dem

Tode seiner geliebten Sarah, der Mutter Jonathan's, ergab. Er blickte auf die hagere Gestalt, die ziemlich gebückt, sich dennoch mit Würde und Festigkeit trug, und fühlte bald eine gewisse Uruube, die ihn zu der Frage zwang:

„Was ist Dir, Vater? Hast Du eine unangenehme Nachricht gehabt? Einen Verlust erlitten? Oder benruhigt Dich eine noch nicht gelöste Frage? — Ich bringe Dir so hier die Teschuwoh (Antwort) auf die jüngste Schaaloh (Frage), die Du mir vorgelegt, und glaube, daß Du damit zufrieden sein wirst. Doch wünsche ich wohl Mitwiffer dessen zu sein, was Dich drückt.“

Der Greis blickte ihn durchdringend an, und erwiderte nach einigem Zögern:

„Kennst Du nicht, Jonathan, das Wort unsrer Weisen: Schischoh Deworim genai lau letalmud Chochom und das vierte davon: Weal jessapeir im ischo waschuk? —*), aber Du handelst dagegen! —

Jonathan merkte, worauf der Greis ziele, aber die Ehrfurcht vor dem Vater hielt ihn ab, zu antworten, bevor jener zu Ende gekommen.

„Ach, mein Sohn“, fuhr dieser fort, „Koloch eizel schekmaussoch, weal tossim ketotoh bebeissoch**)! — Du wirst verstanden haben, was ich meine, und ich sehe, daß ich nicht falsch berichtet bin. Vieles habe ich zum Ruhme der Tochter jenes gottvergessenen Mannes gehört, und sie trägt die Schuld ihres Vaters nicht, den ich einst den Freund meines

*) Berachot 42. „Sechs Dinge geziemen nicht dem Gelehrten: er gehe nicht dustend von Wohlgerüchen auf die Straße, und nicht mit gestickten Schuhen (d. h. weder sturzhast noch vernachlässigt), er gehe nicht des Nachts allein aus, und spreche nicht auf der Straße mit einer Frau, er komme nicht zuletzt ins Lehrhaus, und speise nicht mit pöbelhaften Leuten zusammen.“

**) „Gefelle Dich zu Deinesgleichen, und bringe keinen Zank in Dein Haus.“

Herzens nannte. Aber, mein Sohn, Du weißt es wohl, wie es mir nicht gleichgültig sein kann, Dich diesen Umgang pflegen zu sehen. So Du mir erlaubst, werde ich Dir meine Meinung eröffnen.“

„Sprich, Vater, ich bin aufmerksam.“

„Ich habe Dir bis jetzt hinlänglich Freiheit gegeben, zu thun und zu lassen, was Dir gut schien. Du hast Dich vielfach vorbereitet, ich habe Dich nie beschränkt; selbst da, wo mir der Nutzen nicht deutlich war, gab ich Dir die Mittel gern und freudig. — Es ist aber nun mein Wunsch, daß Du nunmehr ein festes Ziel ins Auge fassst. Ich bin kein Freund von dem schelomeid bazmau wecinau melammeid laacheirim*), und bedaure jetzt, daß mich die Umstände zwangen, in diesen Fehler zu verfallen. Aber die Zeiten haben sich geändert, denn was früher bei der großen Zahl unsrer Gelehrten ziemlich gleichgültig war, Einer mehr oder weniger, ist jetzt von hoher Wichtigkeit. Ueber Deine Befähigung habe ich genügendes Urtheil. Ich habe Unterhandlungen mit meinem Freunde in W. angeknüpft, und Du wirst den erledigten Rabbinatsitz erhalten. Ist der Wirkungskreis auch nicht so groß, so ist es doch die erste Stufe, und, was die Hauptsache ist, Du wirst gern gesehen. Ich erwarte Deine Zustimmung.“

„Kannst Du, lieber Vater, meine Zustimmung zu diesem wichtigsten, entscheidenden Schritte meines Lebens in so kurzer Zeit erwarten?“ erwiderte Jonathan. „Daß meine Absicht anderswohin ging, ist Dir bekannt. Ich wollte, ledig des Vorurtheils, das die jetzige Welt vor diesem Titel „Rabbiner“ hat, ledig der Fesseln und Rücksichten, welche die Stellung des Geistlichen unmittelbar auferlegt, in das Getriebe der Zeit einwirken und zu dem möglich besten Ziele führen. Die Functionen des geistlichen Amtes zu leisten, die ich dabei habe, fühle ich mich noch nicht kräftig und bestimmt genug.“

*) „Der für sich selbst lernt und Andere nicht belehrt.“

„Ich werde Dir recht gern, mein Sohn, einige Bedenkzeit gewähren, und gehe nur in Gottes Namen mit Dir zu Rathe. Du bist mein „Gottgegebener (Jonathan)“, und meine Freude werde ich immerdar an Dir haben. Was aber den ersten Punkt unserer Unterredung betrifft, so ist es wohl genug, daß ich es nun weiß.“ —

Jonathan verließ seinen Vater in widerstrebenden Gefühlen. Eines Fehls war er sich nicht bewußt, wohl aber fühlte er sich seinem Wege, den er so sicher beschritt, entrückt. Noch immer mußte er sich die Frage vorlegen: „wird es nun auch hierin eine Entfugung gelten?“ — Er wußte, daß er auch dies ertragen würde; aber nur mit dem Verluste des Blütenstaubes seiner Seele, des freudigsten Glanzes seiner schönen Jugend.

7.

So befanden sich nun Jonathan und Julie in den eigenthümlichsten, drückendsten und drängendsten Verhältnissen. Sie hätten so herrliche Mittelglieder zur Versöhnung jener beiden scharfen Gegensätze abgeben können; ihre Herzen und Geister neigten sich in den innersten Tiefen einander zu — aber die Gewalt der zwiespaltigen Gesinnung stellte sich zwischen sie und wollte ihre Vereinigung stören. Gerade darin äußerte jene sich am Offenkundigsten, daß sie unsere Freunde gleichfalls zu den Extremen hindrängen, und Julie in die Arme des kältesten religiösen Indifferentismus, Jonathan in die Reihe der entschiedenen Anhänger der Stabilität führen wollte. Uebermals bewies es sich, daß nicht ohne traurige Folgen eine jede Stellung zwischen zwei streitenden Parteien bleibt, und daß selbst der redlichste Wille hier nur auf Hindernisse stößt. Es scheint einmal das Naturgesetz der Menschheit zu sein, entweder in eine bewegungslose Ruhe, oder einen erbitterten Kampf führen zu müssen, und diesem Naturgesetze darf man sich ungestraft

nicht entziehen wollen, fast, wenn man so sagen darf, als wenn die Vorsehung eifersüchtig wäre auf die höheren Naturen, die, den Kampf und seine nur theilweise Wahrheit überblickend, die geliebten Menschen zum Frieden und zur ganzen Wahrheit bringen wollen.

Zonathan war sich der Nothwendigkeit, kräftig in den Gang der Ereignisse einzugreifen, wohl bewußt, aber er suchte vergebens nach dem Mittel hierzu. Denn wenn er es hierbei nur mit dem einen Vater, sei es dem seinigen oder dem Zulien's, zu thun gehabt hätte, wäre er der Zustimmung des andern nur gewiß gewesen, so wäre er ohne Zögern vor ihn hingetreten und hätte eine offene Erklärung gegeben und verlangt. So aber hatte er beide seinen Wünschen entgegen: wo sollte er anfangen? Das vermehrte denn das Niederdrückende und Bängliche seiner Stimmung und machte sie bitter.

Daß er unter diesen Umständen wenig an die Mahnung seines Vaters dachte und eine Zusammenkunft mit Zulien vielmehr suchte, war natürlich. Er bat sie daher schriftlich um eine Unterredung, bestimmte den Ort und die Zeit des Zusammentreffens, und erhielt freudig bebend die feste Zusage.

Es war in einem wenig besuchten Garten eines nahen Dörfchens, wo sie sich treffen sollten. Zulie kam diesmal ohne Begleiter. Sie fühlte, daß die Außerordentlichkeit ihrer Lage sie zu diesem besondern Schritte berechtigte. Zonathan harrete ihrer in einem einsamen Bosket bang entgegen. Als er sie nahen sah, sprang er bewegt auf und führte sie unter lebhaften Danksgungen zum Sitze.

„Zulie“, hub er an, „ich stehe jetzt am Wendepunkte meines Schicksals. Eine Lebensfrage, die ich nun schon seit Jahren in mir unentschieden hege, nähert sich jetzt ihrer unabweislichen Antwort. Es gilt jetzt vor Allem zu wissen, ob die Entsagung meiner tiefsten Empfindung meine Zukunft traurig und öde gestalten und den Schmerz meines Daseins verwischen soll, oder ob ich unter dem Panier der Sicherheit fest und männlich

um das höchste Gut meiner irdischen Tage kämpfen kann. Julie, werden Sie es mir daher nicht verübeln, wenn ich eine offene Erklärung an Sie richte, und von Ihren Lippen das Entscheidungswort vernehmen möchte?“

„Sprechen Sie, Jonathan —“ erwiderte Julie beklemmt. Ihr Herz schlug mächtig an seine Hüfte, ihre Augenlider senkten sich; sie wußte schon, was kommen würde.

„Julie, ich liebe Sie, ich bete Sie an! In mein innerstes Sein hat sich dies Gefühl eingesenkt und mich ganz durchdrungen — meine ganze geistige Welt ist ihm unterthan geworden. Julie, sprich, theilst Du dies Gefühl? Habe ich mich getäuscht, hat es mich belogen, was mich so oft schon der süßesten Gewißheit überreden wollte, oder ist es selige, selige Wahrheit? — —“

Und als Jonathan so sprach und sein Auge begeistert auf ihr ruhte und seine Hand unwillkürlich die ihrige faßte — da erhob sie ihren Blick zu ihm, und ein Strom von Thränen brach sich Bahn aus ihrem Auge und ihre Lippe kispelte: „ich wußte es ja längst, daß ich Dein wäre — —“ und sie lag an seiner Brust, und sie weinten Beide, und ihre Rippen begegneten sich.

„Kezo“, sagte Jonathan, „weiß ich wohl, was ich zu thun habe, und der Kampf soll mir willkommen sein. Ja, ich will Dich erringen, Julie. Du bist ein Wesen, an das der Mann sein Höchstes setzen muß, es kann ja gar nicht anders sein!“ —

Nachdem der Sturm der Gefühle sich etwas gemildert und sie Beide neben einander Platz genommen, besprachen sie die obwaltenden Verhältnisse. Julie theilte ihm den Willen ihres Vaters mit, aber Jonathan erschrak nicht einmal hierüber. Im Nothfall, meinte er, würde er von Rudolf ein Opfer erlangen können, und dieser selbst zurücktreten. Vor Allem müsse er seinem Vater die Einwilligung abgewinnen, er hielt die Liebe seines Vaters zum einzigen Sohne für stark genug, als daß sie seine Ansichten nicht überwinden würden.

„Wie aber, theuerste Julie“, fuhr er fort, „werde ich von Dir so manche Opfer fordern können, die durch die Vereinigung mit mir bedingt würden? Die Sitten meines väterlichen Hauses sind so verschieden von den Deinigen; und wenn auch in unserm Hause jene alte Strenge sich, nach meiner Ueberzeugung, mannigfach mildern und abschleifen würde, so wäre doch Vieles, was Dir ungewohnt, was Dir Entbehrung und Mühevaltung auferlegen würde.“

„Jonathan“, erwiderte Julie, „hältst Du mich für so beschränkten und geringfügigen Geistes, um nicht Alles mit wahrem Feuer aufzufassen, was in Deinem Kreise liegt? Und dann sind ja die Beschränkungen, denen ich mich so willig fügen werde, nur kleine Dankopfer für die Rückkehr zu meinem Gotte und zu meiner Religion, die mir geworden? Jetzt weiß ich ja Alles, wie jene Gesetze nur ein Abbild sind der Gesetze der Natur, denen Gott uns untergeben, und das üppig wuchernde Wesen des Menschen in seinen Massen erhalten, und den Weg zur Gottheit verkürzen und ebnen. Ja, mein Freund, lassen wir denen die Klage über das Joch und die Strenge des Gesetzes, die nur in ungebundener Freiheit der Sinnlichkeit ihr Heil finden; mir erscheint es eine wahrhafte Apotheose, und ich sehe auf meiner künftigen Laufbahn mit Dir nur einen Schleier des Geistes und eine Verhüllung der Göttlichkeit nach der andern abfallen.“

Nach diesen Worten des holden Mädchens schloß Jonathan sie von Neuem begeistert in seine Arme. Ach, wie pries er sein Geschick, das ihm so Herrliches unverdient zugeführt, sein Geist erhob sich immer freier und höher, und kannte keine Schranke mehr. Der Abend zog still und feierlich über sie herauf, und schlug den sanften Schleier seliger Sehnsucht um sie, der alle Außendinge verhüllt und alle Mißheiligkeiten des Lebens verdeckt — bis sie in heißer Befriedigung und süßem Beh von einander schieben. Julie bestieg ihren Wagen, der im Dorfe

ihrer harrte; Jonathan saß noch bis um Mitternacht auf der Rasenbank, durchwandelte die Gänge, die ihr Fuß betreten.

8.

Was aber unseren Liebenden in der sichern Stellung, die sie selbst zu einander eingenommen, so leicht schien, war es in der Wirklichkeit noch immer wenig. Der Kriegsrath Faller drängte den Banquier Kaspar, sich bestimmt zu erklären, und einen öffentlichen Schritt in dieser Angelegenheit zu thun; er stellte die Bedingungen, die ihm selbst gesetzt waren, als zur Erfüllung reif dar; ja, die Verbindung mit ihm wurde schon eine unmittelbare, indem der Banquier theils Geldvorschüsse leistete, theils sich mit ihm in nähere Geschäfte einließ, die einen gewagten, aber durch des Kriegsraths angeblichen Einfluß gesicherten Charakter hatten. Auch schienen wirklich die von ihm angegebenen Speculationen den günstigsten Erfolg zu nehmen, die ersten Schritte glückten dermaßen, daß sich die Aussichten immer mehr erweiterten, und der Banquier sich daher ihnen immer vertrauensvoller hingab. Daß er demnächst immer weniger gewillt war, den wiederholt verlangten Aufschub seiner Tochter zu bewilligen, läßt sich voraussetzen. Hierzu kam noch, daß Rudolf selbst untrügliche Zeichen einer warmen Neigung gab, die er zu Julie gefaßt, jeder Blick des offenen, treuherzigen Jünglings, jede Geberde, jeder Laut verkündeten es. Gerade deshalb konnte Julie ihm das Geheimniß ihres Herzens nicht mittheilen, wie sie es Anfangs gewollt, der Mund versagte ihr den Dienst, wenn sie beginnen wollte; sie zog sich nur schüchtern zurück und zitterte in peinlicher Bangniß. Oft, oft sah sie des Tages nach dem Hause hinüber, das ihr Glück und ihr Weh umschloß; da bemerkte sie auch oft den Gegenstand ihrer Sehnsucht, aber es war nicht der Geist der Hoffnung, den sie aus seinen Zügen las. Mit ihrem reinen Herzen wandte sie sich dann zu Gott; die heilige Schrift lag

vor ihr aufgeschlagen, und ihre Seele entbrannte von der Flamme heiliger Zuversicht. Daran richtete sie sich auf, daraus zog sie ihre Kraft.

9.

Das jüdische Neujahrsfest war eben vorübergegangen. Die Tage der „Buße“ zogen langsam dahin, Vorbereitungstage zum heiligen Versöhnungstage. Jedermann kennt die feierliche Stimmung, die um diese Zeit über jedes wahrhaft israelitische Herz kommt, und wie namentlich die Bußtage angewendet werden, mit seinem Erdenbruder abzurechnen, und sich einen Zustand allgemeinen Friedens zu verschaffen. Allen Feinden verzeiht man, denen man Unrecht gethan, man bittet sie um Verzeihung; die Schäden des Lebens sollen geheilt werden. Diese Zeit hatte sich Jonathan ausersehen, seinen Vater mit seinen Wünschen bekannt zu machen. Denn über diesem schwebte schon deshalb ein ganz eigener Geist in den genannten Tagen, weil am dritten derselben sein Vater, seine Mutter und seine Frau in drei aufeinander folgenden Jahren verstorben waren, und er ihnen die vorgeschriebenen Trauergebräuche mit strengster Pünktlichkeit leistete. Das Andenken der geschiedenen Lieben entrückte ihn da der Erde mehr als je, und ließ ihn das Gewirre der Menschenwelt mit höherem Blicke überschauen.

Am Morgen nach diesem Trauertage begab sich Jonathan zu seinem Vater. Der ehrwürdige Greis las in dem unübertrefflichen Lehrgebichte von der Eitelkeit der Welt (Bechinot Olam), und recitirte eben laut die Worte: „die Stützen der Zeit wanken; ihre Riesengebirge sind an einem Haare befestigt, das sich mit jedem Winde dreht“ x.*) Als Jonathan eingetreten, zog ihn sein Vater an sich, küßte ihn, und hielt ihn

*) Cap. XI.

lang umfangen. Schon fühlte Jonathan eine Unruhe seines Gewissens, ob es nicht sündlich sei, gerade diese weiche Stimmung seines Vaters zu seinem Vortheile zu benutzen. Aber der Gedanke, was er zu gewinnen und zu verlieren hätte, beschwichtigte bald diese Seelenbewegung.

„Vater“, hub Jonathan endlich an, „ich halte es mit unsern Weisen für eine Sünde, wenn der Sohn dem Vater etwas verschweiget, selbst was nur in den geheimsten Falten seines Herzens vor sich geht; und nun zumal Dir, mein theurer Vater und Lehrer!“

„Ich bin das auch gar nicht von meinem Jonathan gewohnt“, erwiderte lächelnd der Greis.

„Ja, Vater, es ist mein ganzer Ernst. Nicht als wenn jedes kleine Ereigniß, jede geringfügige Empfindung, jeder nächste Gedanke mitgetheilt werden müßte: aber wenn der Sohn eine Willensmeinung, eine Lebensrichtung in sich groß getragen, vor der Erfüllung soll sie vor den Vater treten und offen und ungehindert sich hingeben.“

„Das ist eine Hakdomoh oder Pessichoh, Jonathan — komm nur zur Sache.“

„Verzeihe. Ich meine, selbst wenn sie des Vaters Billigung nicht gleich, oder gar nicht zu erwarten hätte, wenn sie des Vaters Ansichten nicht ganz entspräche —“

„Sprichst Du von Dir, Jonathan?“

„Vater, ich wünsche, daß Du jetzt mich ganz zu Ende hörtest und in Alles das aufrichtig eingingest, was ich jetzt in aller Fülle kindlicher Ehrfurcht Dir vorlegen werde, dafür will ich Dir auch die höchste, vollste Wahrheit sagen, Nichts hinzusetzen und vergrößern, sondern wie es der reinen Thatsache gemäß. Willst Du mir fest vertrauen?“

„Du machst mich nicht neugierig, sondern besorgt, Jonathan. Du hast mir Gott sei Dank! noch nicht Gelegenheit gegeben, Dir nicht zu trauen. Laß es mich in diesem Augen-

blicke Dir gestehen, daß Du nicht allein ein Kind meiner Wünsche, sondern auch nach meinen Wünschen warst und bist.“

„Ich hoffe zu Gott, Vater, daß ich es immer bleiben werde. Auch wüßte ich kein Opfer auf Erden, was ich nicht Dir zu bringen vermöchte. Um so mehr aber werde ich Deiner Rücksicht bedürfen, da Du Dich eigentlich schon dagegen ausgesprochen. Aber ich nehme das große Herz voll väterlicher Liebe in Anspruch, das in Deiner Brust schlägt, und das Andenken meiner verewigten Mutter, das nicht aus Deiner Seele gewichen.“

Der Greis senfte.

„Theuerster Vater, schon als ich in B. weilte und meinen Studien oblag, lernte ich im Hause von Mad. K., an die Du mich selbst empfahen, die Tochter des Banquier Kaspar kennen.“

„Seit der Zeit, ich gestehe es Dir offen, habe ich eine unüberwindliche Neigung zu diesem herrlichen Wesen gefaßt, und so mannigfach ich mich bemüht habe, sie zu erdrücken in mir, Du weißt ja: Ahawa mewateles haschura *). — Wenn Du sie kennen würdest, Vater, Du würdest gestehen, keine sei würdiger, Deine Tochter zu sein — und dann, sie ist fern von dem Unglauben ihres Vaters, ist Israelitin im vollsten Sinne und ist bereit, als solche zu leben in allen Bezügen. Ihr Geist hat sich der Eitelkeiten ihres bisherigen Lebens entschlagen und ihr Herz den unendlichen Inhalt unsers Gesetzes in sich aufgenommen — —“

Tiefer Ernst hatte sich auf das Antlitz des Greises gelagert, er antwortete nicht.

„Vater“, fuhr Jonathan fort, „ich weiß, daß diese Wahl vielfach Deinen Gefühlen widersteht. Wohl kann ich in Bezug auf die Religiosität ausführen, daß es noch mehr Mizwoh (Verdienst) ist, einen Verirrten zurückzuführen, als einen Starken

*) Die Liebe vereitelt das Gleichgewicht. Sanhedrin.

zu befestigen, und Du weißt dies zu würdigen. Ihre Liebe wirst Du in ihrem eifrigen Bestreben nur desto mehr erkennen."

"Glaube nicht, daß dies ein flüchtiger Ausruf in ihr ist, sondern vollkommene Ueberzeugung, der sie ewig treu sein wird. Aber es ist die Tochter dessen, der Dich tausendfach beleidigt, gekränkt, zurückgestoßen hat, der frühere Liebe in spätern Haß verwandelt hat, um so mehr, weil er keine Ursache dazu gehabt — aber der Tag der Versöhnung ist nahe und ich weiß, mein Vater ist ein wahrer Jude. Auch sehe ich wohl, daß die Laufbahn, die Du mir jüngst bezeichnet hast, dadurch vereitelt wird — — so viele Opfer liegen für Dich hierbei in der einen Schale. Aber in der andern liegt das ganze Glück meines Lebens. Wenn Dir Dein Jonathan dies sagt, so weißt Du, daß es Wahrheit ist. Und unter den flüchtigen Eitelkeiten des Lebens, der einzigen Wahrheit, dem einzigen wahrhaften Gute entsagen zu müssen, ist eine schwere, mühselige Arbeit." —

"Und wenn man diese übernehmen muß?" —

"Dann werde ich sie auch vollenden, aber — "

"Und ihr Vater?" fuhr der Greis nach einer Pause fort.

"Zuerst mußte ich Deinen Willen wissen, zuerst Deine Zustimmung haben — Vater." —

"So Du mir sie bringst, Jonathan, werde ich sie annehmen, aber holen kann ich sie Dir nicht!"

"Das sprach mein Vater!" rief Jonathan aus, und ergriff dessen Hand und küßte sie innig. Aber der Greis zog ihn an sich und legte seines Sohnes Haupt an seine Brust und die Hand ihm auf die Stirn und segnete ihn. Dann sprach er:

"Jonathan, daß ich Dir keine Einsprüche thue, soll Dich nicht wundern. Thät ich einen einzigen, so könnte ich Dir nicht zu Willen sein. Aber ich bin Deiner sicher und Du wirst bleiben wie Du bist; ein paar Jahre für Dich verkürzen Dir Deinen Weg nicht viel, und das Werk der Religion wird durch Dich doch gedeihen, so es des Herrn Wille ist. Aber das

Schwerste bleibt Dir noch zu thun. Doch jedenfalls Chasak weamaz!“

Es war ein selbiger Tag, den der Sohn verlebte, aber der Vater nicht ganz erleichtert.

10.

Jonathan hatte einige Tage seine neuen Hoffnungen mit sich umhergetragen. Nach seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit ließ er erst das Erlangte in sich zur Ruhe kommen, damit er Herr dessen werde und sich nicht davon hinreißen lasse. Er hatte Julie in einem kurzen Schreiben die Einwilligung seines Vaters zu wissen gethan und sie um Benachrichtigung erjucht, wann er ihren Vater zunächst offen angehen könnte. Julie bedachte sich lang; sie war zweifelhaft, unter welchen Umständen dies am Angemessensten auszuführen wäre. Sie hatte an ihrem Vater in den letzten Tagen eine schwer zu verbergende Unruhe, eine Unsicherheit bemerkt, die eben sowohl glückliche als unglückliche Erfolge erwarten ließ. Diesen Zustand der Spannung, in welcher ihr Vater wohl am Wenigsten geeignet wäre, von seinem eingeschlagenen Wege mit einem Male abzugehen, wollte sie vorübergehen lassen. Jetzt hatte sich diese verloren, und da ihr Vater sich ihr nicht mittheilte, so schloß sie, daß derselbe sich nicht gerade befriedigt fühlte. Um so mehr eilte sie, Jonathan eine nächste Zeit festzusetzen.

Jonathan rüstete sich zu diesem schweren Gange. Sein frommes Gemüth wandte sich nach oben und die Zuversicht, die er zu seinem Gotte hatte, in welchem er die waltende Führung kindlich verehrte, hob seine Kraft.

Der Banquier Kaspar saß an seinem Arbeitstische, mit Documenten und Berechnungen beschäftigt, als ihm Jonathan angemeldet wurde. Er hatte flüchtig von dessen Rückkunft von der Universität und vieles Uebliche über ihn gehört, sonst aber ihn nicht gesehen. Ueberraschend kam ihm die Meldung, da

er die Ursache des Besuches nicht finden konnte. Deshalb stand er auf und ging ihm einige Schritte entgegen. Als nun der hochgewachsene Mann mit den feinen, geistreichen Zügen, mit dem strahlenden Blicke eintrat und ihn die Ähnlichkeit mit dem einstigen Jugendfreunde unwillkürlich betraf, wurde sein eigenes Antlitz sanfter, und nach gewechselten Höflichkeitsbezeugungen führte er ihn nicht ungern nach dem Divan.

Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Doctor?

„Das Verlangen, die Nothwendigkeit, Sie um eine Viertelstunde Gehör zu bitten, so Sie Muße haben, es mir zu gestatten.“

„Mit Vergnügen bewillige ich Ihnen dieses und bin bereit, Ihre Wünsche zu vernehmen.“

„Mein Herr“, hob Jonathan an, „in dem reichen, wechselvollen Leben, das an Ihnen vorübergegangen, werden Sie wohl bemerkt haben, daß der Knoten der Verhältnisse, der sich oft unbewußt dem Menschen schürzet, bisweilen unerwartet Fremde oder Fremdgewordene nöthigt, in unsern nächsten Kreis hereinzutreten und mit überraschenden, mir in der Nothwendigkeit der Umstände begründeten Forderungen an uns zu kommen. Sie haben da gewiß die Person nachsichtig betrachtet gelernt, sofern die Sache unzugänglich geworden.“

„Und was bezweckt diese Bemerkung, deren Wahrheit ich gern eingestehen will?“

„Sie soll mir zur Entschuldigung dienen, erwiederte Jonathan, wenn ich mich unumwunden an Ihr Herz mit einer Anfrage wende, deren Inhalt nicht hoch genug zu stellen ist. — Ich bin, wie Ihnen vielleicht nicht unbekannt ist, seit fast einem Jahre von der Universität zurückgekehrt, die ich nicht ohne Resultat verlassen zu haben glaube. Es ist meine Absicht, mich fortan in einer ganz unabhängigen, gesicherten Stellung zu bewegen, und ohne Amt und Geschäft nur der Verwaltung meines Vermögens und literarischer Thätigkeit zu leben, wozu

sich mir ein schöner Kreis eröffnet hat. Zu diesem Ende wird mein Vater sein Geschäft gänzlich aufgeben, seine Capitalien in Grundstücken anlegen und diese mit einem mäßigen Vorbehalte mir übertragen. — Und nun, Herr Kaspar, nehmen Sie ein offenes Geständniß hin. Ich habe in V. studirt, habe dort im Hause von Mad. K. Ihre Tochter kennen gelernt, ihre hohe Anmuth, der unwiderstehliche Liebreiz ihres edlen Herzens hat mich mit unendlicher Liebe für sie erfüllt; auch sie hat im Umgange mit mir nicht mißfällig meine Gefühle wahrgenommen und so komme ich, ganz im Bewußtsein meiner Kühnheit, aber im Vertrauen zu Ihrem edelmüthigen Sinne, der mich begreifen wird, offen zu Ihnen, von des Vaters Willen die Hand der Tochter zu erbitten“ — — —

Der Banquier war äußerst betroffen. Er schwieg einige Zeit, und das Wort: „sonderbar! höchst sonderbar!“ drängte sich ihm leise von den Lippen. Dann fragte er hastig: „Und Julie? Und Ihr Vater?“

„Beide wissen von meinem Schritte und sind damit einverstanden!“

Der Banquier sprang auf und wandelte mehrere Male durch das Zimmer. Endlich schien er sich gefaßt zu haben und trat vor Jonathan hin, der gleichfalls sich erhoben hatte.

„Mein Herr“, sprach er, „ich entschuldige recht gern den Schritt, den Sie gethan haben, aber es thut mir leid, Ihren Wünschen nicht genügen zu können. Was einmal getrennt ist, kann nicht wieder vereinigt werden. Unsere Wege liegen zu weit auseinander, ich kann nicht zurückkehren, Sie nicht zu mir kommen. Lassen Sie den Gedanken an eine Verbindung fahren, die beiderseits nur Quelle von Mißverständnissen und Mißhelligkeiten werden könnte. Uebrigens ist schon über die Hand meiner Tochter bestimmt.“

„Sie glauben gewiß nicht“, erwiderte Jonathan dringend, „hiemit die heißen Wünsche jugendlicher Herzen abgewiesen zu haben. Die Gefühle, die uns beseelen, haben zu tiefe Wurzel

in uns geschlagen, und Sie machen mich und, ich kann es sagen, Ihre Tochter unfählich unglücklich. Hätte dies keinen Werth in Ihren Augen?" —

„Ich habe meine Tochter“, fuhr der Banquier fort, ohne auf Jonathan's Einrede zu achten, nicht für die Observanzen des Judenthums erzogen, ich habe sie für eine freie Stellung in der Gesellschaft, aber nicht für ein todtcs, abgezäuntes, altjüdisches Haus gebildet. Ich kann nicht einwilligen!“

„So sollte das uns scheiden, erwiederte Jonathan mit wehmüthig begeisterten Tone, was uns gerade in höherer Weihe vereinigen sollte, die Religion? So sollte diese auch hier als Vorwand gelten, zu trennen, zu zerreißen, was das Geschick verbinden wollte? So sollte unsere Religion wirklich so zerfallen sein in sich, daß sie aneinander hielte, was sie zu vereinigen berufen wäre? Mein Herr, ich fühle es, es ist nicht bloß mein Interesse, welches ich in diesem Augenblicke vorstelle, es ist zugleich ein höheres, es ist das des Stammes, der Glaubensgenossenschaft, der Sie Ihren Ursprung und Ihren Heranwuchs verdanken. Es gilt die Frage, ob eine Vereinigung zwischen den Gegenjäten, die sich unter ihren Bekämpfern aufgethan, unmöglich sei. Willigen Sie ein, lassen Sie unsern Glaubensgenossen zeigen, daß es eine Bahn giebt, die mitten hindurch führt und die Fragen der Zeit zur Lösung bringt. Ja, ich unterfange mich, Ihnen für das Gelingen einzustehen und den Frieden allseitig zu bewirken!...“

Der Banquier sah den begeisterten Jüngling ernst an, aber schüttelte den Kopf. „Die Fragen“, antwortete er, „von denen Sie sprechen, kümmern mich nicht. Ich bin längst entschieden, und lasse einem Jeden die Freiheit, die er für sich in Anspruch nimmt. Ich wiederhole, über die Hand meiner Tochter ist bereits bestimmt.“

„Und so wird es Ihnen gleichgültig sein, wenn Sie durch diese Weigerung zwei Herzen zerdrücken, von denen das eine das Theuerste ist, was Sie besitzen? — Lassen Sie mich nicht

vergebens stehen, geben Sie uns wenigstens einige Frist, ob wir Ihre Zuwilligung erringen, und Ihnen beweisen könnten, daß wir nur so glücklich zu werden vermögen!“

„Sie haben rasch und zuversichtlich gehandelt“, entgegnete der Banquier, „lassen Sie mich eben so rasch und zuversichtlich meine Entscheidung geben. Die Empfindungen der Jugend verwischen sich bald im langen Leben, und dieses soll jenen gar nicht unterthan sein. Ich muß Ihnen noch einmal wiederholen, ich selbst bin nicht mehr frei über meiner Tochter Hand.“

„So werden Sie mit diesen Worten das Lebensglück zweier Menschen, die für einander geschaffen waren, vernichtet haben. So haben Sie das letzte Band, das Sie an die Religion, der Sie dem Namen nach angehören, knüpft, zerrissen. Mögen Sie es einst nicht bereuen, uns eine freundliche Zukunft genommen zu haben, und den Ersatz dafür vergebens suchen.“

Noch schwebten viele Worte des Unmuths auf Jonathan's Lippen, aber er bedachte sich, und entfernte sich mit einer kurzen Verbeugung. —

So fest und entschlossen der Banquier Kaspar bei seiner Weigerung sich gezeigt, so waren doch die Worte Jonathan's nicht ohne Eindruck geblieben. Als dieser seinen Antrag gestellt, war dem Banquier eine Scene seines frühern Lebens ins Gedächtniß gekommen: es war die Sterbestunde seiner Gattin, an deren Lager er mit dem alten Marcus Löwe gestanden, und die ihn mit ihrem letzten Odem bat, ihre Tochter einst mit dem hinterlassenen Söhnchen ihrer unlängst vorangegangenen Freundin, der geliebten Sarah des Marcus, zu verbinden, so sie sich einst finden sollten. Bisher hatte ihn die Trennung von dem Löwischen Hause nicht zu dieser Erinnerung kommen lassen. Nun hatten sie sich gefunden — also die Bedingung war in sonderbarer Fügung verwirklicht. Das hatte ihn eine kurze Zeit schwanken lassen, das ihm den Ausruf: sonderbar! entlockt, und ob er auch seiner wieder mächtig geworden, so

wollte ihm doch der Gedanke daran, selbst nach der Entfernung Jonathan's, nicht aus der Seele kommen, und er fühlte seit langer Zeit zum ersten Male, daß es noch eine andere Macht in unserm Geiste gebe, als den berechnenden Verstand. Erst nach geraumer Zeit konnte er sich wieder an seinem Tische niederlassen und seine Arbeiten fortsetzen.

Jonathan war tief getroffen. Er rang mit sich selbst, aber der Riß seines Herzens wollte sich nicht schließen. Julie verlebte einsame Tage, und die Rosen ihrer Wange verblichen. Desters wollte Jonathan zu Rudolf, und von diesem den Rücktritt fordern; aber er verwarf dies immer wieder, denn er erkannte es für Eigennutz, und wollte wenigstens von dieser Seite nicht zwischendrängend erscheinen.

11.

Da wo der Mensch, in den Consequenzen seiner Ansichten, die Aussicht in die Zukunft verliert, da, wo die Gegensätze der menschlichen Gestaltungen, in ihren scharfen Umrissen sich gegenüberstehend, keine Hoffnung der Vereinigung mehr zulassen, und das Glück des Einzelnen, wie das Heil des Ganzen darin aufzugehen scheint — da ist es die höhere Vorsicht und Wahrung, welche eingreift, und indem sie die Schlüsse des menschlichen Verstandes durch mächtige Erschütterungen zu Schanden macht, eine unerwartete Bahn mitten hindurch führt.

Es war ein stürmischer Spätherbst, der über die Erde zog, Tag für Tag fuhr der Drعان über die Wohnungen der Menschen hinweg, die sich über viele Verluste und erlittene Schäden zu beklagen hatten. Eine gleich stürmische Zeit ging durch die menschliche Gesellschaft. Jahre des Friedens waren vorübergegangen, und während diese von der einen Seite die beste Sicherheit der Verhältnisse garantirten, war es bei der Vernichtung und Zurechtstellung der letzteren doch klar zum Vorschein gekommen, daß die Gesellschaft noch Momente ent-

halte, die noch gar nicht zur Ausföhnung gebiechen seien, und die der plötzlich über die Welt gekommene Friede noch ganz in ihrer schroffen Gegensätzlichkeit getroffen und belassen hatte. So sehr man daher einer Seite auf den Besitz, den die erzwungenen Siege zurückgegeben, baute, so bewußt war man sich, daß die Gesellschaft noch auf vulcanischem Boden ruhe, und mannichfaltiges Schwanfen dieses Bodens konnte selbst den Sichersten darauf aufmerksam machen. — Wie aber aus Aussprüchen aus vergangener Zeit, die dem gegenwärtigen Besizthum gegenübersehen, und doch befriedigt werden wollen und sollen, sich ein Zustand des Scheinbesitzes entwickeln mußte, der am Ende nur auf dem Papiere oder in der Idee besteht: so entstand hiermit ein Thermometer und Calcinrofen der öffentlichen Verhältnisse zugleich, und diese wurden mehr als je Herren der privaten Zustände, je mehr diese ihren reellen Besitz jenen zugewendet hatten. Die leiseste Berührung mußte diese beweglichen Elemente in die fürchterlichsten Schwingungen bringen. Heute im Gewinne von Millionen, konnte der morgende Tag nicht zu bedeckende Verluste bringen, die dem ideellen Reichthume noch den reellen opferten. — In dieses Verich fielen auch die Speculationen, in die der Kriegsrath Falter den Banquier Kaspar hineingezogen. Durch seine nahen Beziehungen mit den Chefs der Regierung, wie er sie wenigstens angab, öfters im Besitz von authentischen Nachrichten, ehe sie ins Publicum kamen, gab dies die Basis für die Operationen ab, die, nach der Meinung der Urheber, nicht fehlschlagen konnten. Nach und nach hatte der Banquier sich und sein Vermögen ganz aus dem gewöhnlichen Geschäftskreise gezogen, und allein dem Papierhandel zugewendet. Beträchtliche Summen wanderten in die Hände des Kriegsraths, wodurch dieser in den Stand gesetzt werden sollte, einen desto größern Einfluß auf den Stand der Dinge zu gewinnen. Wie wir schon früher angedeutet, hatten diese Speculationen den erwünschtesten Erfolg. Kaspar sah sein Vermögen aufs Enormste wachsen, und

es war natürlich, daß die neu erlangten Kräfte auch wieder als Mittel zu neuen Operationen verwendet wurden. Schon sah er sich auf einer nie erträumten Höhe stehen, und in fieberhafter Hast mußte er Bedenken und Vorsicht hinter sich lassen.

Da erhoben sich am Horizonte Europa's drohende Sturmwolken. In allen drei Südcnden Europa's, in Spanien, Neapel und Griechenland brach das lang zugebedeckte Feuer durch, und bei dem Zündstoffe, der überall verbreitet war, konnte Europa nur zittern. Die Börse überfiel ein panischer Schrecken, der Werth der Papiere ging um ein sehr Bedeutendes herunter, und Tausende, die gestern über Millionen geboten — waren Bettler. Unter diesen Tausenden war auch — der Banquier Kaspar. Noch hielt ihn einige Tage der Schein, noch war der Ausbruch nicht offen, aber Jedermann berechnete schon die Unmöglichkeit, in der er sein mußte, die Verluste zu decken. Dennoch verlor er die Hoffnung nicht. Was er nicht fassen konnte, sollte nicht sein. Er suchte baare Gelder von allen Seiten aufzuhäufen, aber Niemand wollte ihm beispringen. Er stürmte von Einem zum Andern, knüpfte Unterhandlungen aller Orten an, aber keine fiel glücklich aus. Da eilte er zum Kriegsrathe und verlangte die vorgeschossenen Summen zurück; aber sei es, daß diese eben so geschwunden, sei es, daß jener sie in Sicherheit gebracht: sie wurden verweigert, und es zeigte sich, daß der Banquier so rücksichtslos verfahren, daß rechtlicher Anspruch darauf wohl kaum Folge gehabt hätte. Vergebens erinnerte er ihn an die Verbindung seines Neffen mit Julie, der Kriegsrath entschuldigte sich, daß der allgemeine Sturm auch dieses Band zerrissen habe. Auch habe Rudolf eine veränderte Bestimmung und sei im Begriffe — eine untergeordnete Landgerichtsstelle anzunehmen — bei den veränderten Verhältnissen hatte er ihn wieder zu entfernen gesucht.

Der Banquier war wie vom Donner gerührt, ohne Worte des Abschiedes, ohne Hut eilte er davon, ein heftiger Regen-

guß hielt ihn nicht zurück, durch die Straßen rannte er unaufhaltfam, und da er nach Hause gekommen, sank er zusammen, und eine lange Ohnmacht hielt seine Sinne gefangen. Herbeigerufen, schrie Julie entsetzt nach Hülfe, sie warf sich über den Körper ihres Vaters, und suchte ihn durch die lieblichsten Worte zu erwecken. Endlich kamen Aerzte herbei, man schlug ihm eine Ader, worauf er die Augen öffnete und sein körperlicher Zustand wieder beruhigender ward.

12.

Die Freunde des Banquiers Kaspar hatten sich zurückgezogen. Von den Hof- und Forst-, Regierungs- und Geheimrätthen, von den Doctoren und Professoren, Post- und Steuerbeamten ließ sich Niemand sehen. Der Banquier selbst befand sich in einem Zustande der Abspannung, daß er Nichts zu leisten vermochte. Ueberall herrschte Verwirrung. Da sandte Julie zu Jonathan.

Auch in das Haus des alten Marcns Löwe war das Gerücht vom Sturze des Banquiers Kaspar gedrungen. Jonathan stand schon denselben Tag öfters an der Schwelle des Nachbarhauses, aber die Unbekanntschaft mit dem wirklichen Zustande des Banquiers hielt ihn immer wieder zurück. Lebhaft fühlte er sich angeregt, als ihn der Diener zu Julie entbot, und folgte ihm auf dem Fuße. Julie warf sich erschüttert an seine Brust, aber zum Vater führte sie ihn nicht.

Schnell begab sich Jonathan an die Arbeit. Da frühere Theilnahme an seines Vaters Arbeiten ihn nicht unbekannt mit kaufmännischen Angelegenheiten gelassen, und die Schärfe seines Geistes die fehlende Gewandtheit und Erfahrung schnell ersetzte, hatte er bald eine Uebersicht über den Stand der Dinge gewonnen. Dieser war so, wie er im kaufmännischen Leben sich öfters herausstellt, daß nur momentan das früher zu leistende sich höher beläuft, und dadurch eine Stockung eintritt,

während später zu Forderndes zur Ausgleichung genügen würde. Man bedurfte eines augenblicklichen Opfers, um wenigstens die Trümmer des Vermögens zu retten. Aber waren bei diesen beweglichen Zeiten die Forderungen sicher? Wer verbürgte die nächste Zukunft?

Zonathan begab sich zu seinem Vater. Er wünschte sein mitterliches Vermögen, um den Angelegenheiten Kaspar's damit aufzuhelfen. Lang währte die Unterredung. Der Greis fand sich gewillig, aber er verlangte Sicherheit und einen gemessenen Gang. Sein Scharfblick wußte ihm den rechten Weg zu bezeichnen. Bei dem großen Ansehen des Löwe'schen Hauses war übrigens, sobald es ruchtbar ward, daß dieses Kaspar vertrete, die Angelegenheit so gut wie geordnet, und man ließ sich gern zu Fristen heran. Mehrere Monate vergingen, Zonathan arbeitete unablässig, und die Lage der Dinge war klar geworden. Die Reste des Vermögens wurden in Sicherheit gebracht, das Geschäft aufgelöst, die Leute entlassen, der unnöthige Aufwand aufgegeben.

Werfen wir nun einen Blick in den Seelenzustand Kaspar's. Der plötzliche Sturz von der Höhe, auf der er so sicher stand, und die er nur wachsend denken konnte, die schändlichen Kränkungen, die ihn so schnell hintereinander getroffen, hatten seine Seelenkräfte gelähmt. Er hatte als rüstiger Mann sich gelegt und stand als müder Greis wieder auf. So wie er Zeit seines Lebens am Materiellen gehangen, die Formeln des Judenthums ehemals materiell erfüllt, und die Freiheit der Lebensart und Ansichten auch nur materiell sich angeeignet hatte, so konnte er auch jetzt nicht eine etwaige geistige Willekehr finden, sondern nur Gleichgültigkeit bemächtigte sich seiner, und er folgte dem, wozu man ihn leitete. Leicht willigte er später in die Verheirathung seiner Tochter mit Zonathan, dem er sich durchaus anschloß. Erst am Tage vor der Hochzeit traf er mit Marcus Löwe zusammen. Sie begegneten sich wie Fremde,

die ganze, frühere wie spätere Vergangenheit wurde mit dem Schleier der Vergessenheit zugedeckt.

Jonathan führte seinen frühern Entschluß aus; er kaufte sich in der Nähe der Stadt an, und verbrachte daselbst mit Julie mehrere Jahre im höchsten Glücke. Diese war ganz die hingebende Gattin. Kaspar bewohnte einen Flügel des Landhauses, freute sich der Pflege seiner Kinder, erfüllte gern deren Wünsche, und wenn der Abend kam, fanden sich einige alte Freunde zu einer Spielpartie bei ihm ein. Der alte Löwe fand reichliche Beschäftigung, da der Rabbiner der Gemeinde starb, und er die Functionen eines Stellvertreters unentgeltlich übernahm, bis er, betrauert von den Seinigen, die Augen schloß und zu seinen Vätern versammelt ward.

Der Berichterstatter bittet daher seine Leser nur noch um die Vergünstigung, ihnen zum Schlusse ein Fragment aus einem Briefe vorzulegen, den Jonathan kurz nach seiner Verheirathung an einen gleichgesinnten Freund schrieb. Es heißt da:

„— Du bist nun von dem Gange der Begebenheiten unterrichtet, die mich so schnell und unerwartet zum Ziele meiner Wünsche gebracht. Nun kennst Du aber meine Art, die Dinge anzusehen, und in den Ereignissen des Einzelnen den allgemeinen Weltgang abgespiegelt zu sehen, zu sehr, um nicht folgende Betrachtungen zu erwarten.“

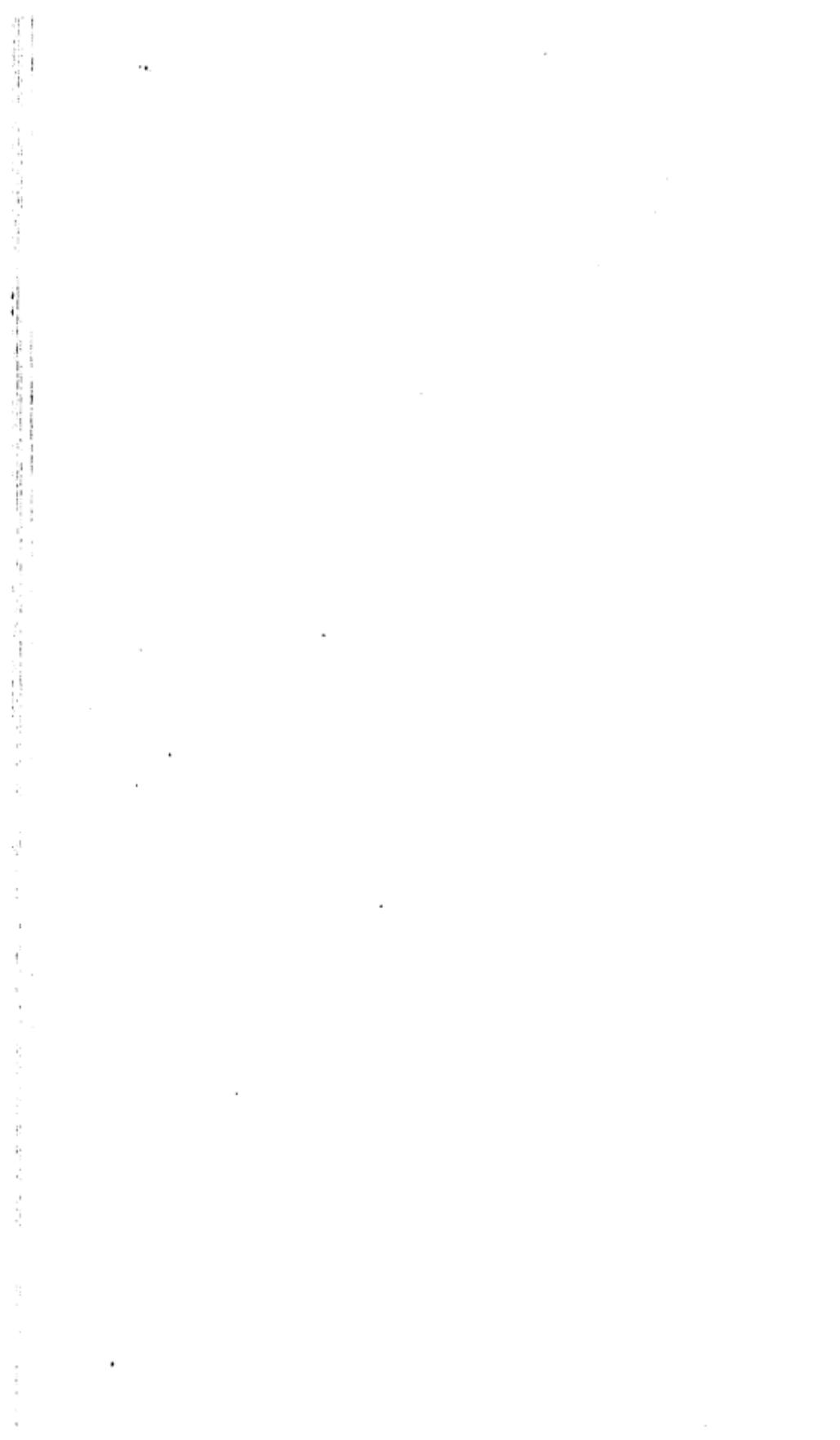
„So sind denn allerdings die Gegensätze in uns versöhnt worden, ohne daß aber eine wahre geistige Vermittelung stattgefunden; denn eben so ist der Standpunkt meines Vaters derselbe geblieben, als mein Schwiegervater ja nur den äußeren Umständen nachgegeben. Aber es ist eben deshalb ersichtlich, daß es eine eitle Hoffnung ist, die alten Geschlechter, in denen jene Extreme sich selbst geboren, und die aus denselben hervorgegangen, selbst zur Vermittelung zu bringen; aber sie thun es in den jüngern Geschlechtern, die sie gepflanzt und groß gezogen, und so ist es doch ihr eigenes Gewächs. Das alte Zubenthum in seinem Extrem ist das Aufgehen der Erkenntniß in

das Gesetz, das neue Judenthum in seinem Extrem ist das Aufgehen des Gesetzes in die Erkenntniß; die Zeit will aber eine organische Verschmelzung beider, so daß die Erkenntniß selbst das Gesetz reproducirt, und das Gesetz nur in der Erkenntniß sein Leben findet. Daher muß das alte Judenthum aus dem Gesetze zur Erkenntniß streben, das neue aus der Erkenntniß zum Gesetze. Diese Operation habe ich, diese meine Julie vollführt, und darum sind wir glücklich und die Religion in uns zur Wesenheit geworden. —“



Erzählungen eines Grossonkels.





Erzählungen eines Grossonkels.

Nach! mein väterliches Haus war herrlich! Viele Jahre sind seitdem veronnen, seitdem ich es zum letzten Male sah, seitdem ich zum letzten Male unter der hohen Esche auf dem Hügel mit dem Hute darauf hinwinkte und die Zähre des Abschiedes mir aus den Augen rollte — aber, fürwahr, es war herrlich, mein väterliches Haus! Warum ich jetzt so oft, so viel, so lange daran denke? So oft mich meine Enkel auf dem großen Stuhle in die Sonne rollen — denn meine Glieder sind seit Jahren gelähmt — und der warme Schein sich dann sanft auf den Körper legt, und dieser wie unter einer leichten, wohlthunenden Decke ruht — da schliesse ich die Augen und sofort steht das niedliche Haus, das rothbemalte, mit dem Schieferdach, das zweistöckige, reinliche, zu beiden Seiten von einer Gruppe Pappeln umgebene, vor mir; es ist mir, als sollte ich den blanken messingenen Löwen fassen, der den Kuppel bildete, oder die Klinken niederdrücken und die Thüre öffnen. Und das Bild verläßt mich nicht, stundenlang . . .

Ja, ich merke schon seit einiger Zeit, daß ich dieser Zeit nicht mehr angehöre. Zu oft bewegt sich schüttelnd mein Haupt, wenn ich die jetzigen Jünglinge reden höre; zu oft frage ich mich, was wollen denn die eigentlich? Ihre Behauptungen, ihre Beweise, ihre Wünsche, selbst ihre Worte und Geberden erscheinen mir oft so fremd, so nie gehört und gesehen, daß ich nicht umhin kann zu glauben, mit mir geht es heimwärts. Denn oft wohl im Leben begegnete es mir, daß mir Neues

und Unerwartetes entgegentrat — aber es zog mich stets an, ich war begierig, es näher kennen zu lernen, je neuer, je sonderbarer, desto begieriger — aber jetzt? nein! ich fühle mich zurückgestoßen und doch wieder fast ganz gleichgültig — — ich schließe die Augen und das rothe Hänschen erscheint mir und sagt mir: komm zu mir, was sollen dir die Häuser, die du hast, und die Häuser, welche die Jünglinge bauen wollen, und die, wie es scheint, auf dem Giebel stehen sollen, ich gehöre dir, und du mir, denn hier stand deine Wiege; siehst du, in jenem Winkel stand das Lager, auf dem deine Mutter dich gebär mit Schmerzen — heilige Stätte! — und dort ist das Zimmer des ernstern, sittenreinen und ceremoniöstrengen Mannes, der dein Vater war — heiliges Wort! — und siehst du, da unter der Treppe ist das Kämmerlein noch, wo die alte Witte, die Magd, hauste, und in das du so oft schlüpftest, um dir Naschwerk und Obst zu erschmeicheln — und komm nur weiter, höher steig, hier ist der Boden und die dunkle Kammer, in der du deine — erste Sünde verbüßen mußtest, du hattest gelogen — und der Vater züchtigte mich nicht, sondern er ergriff nur meine äußersten Fingerspitzen und sah mir kaltverachtend in die Augen und sprach — wie erschauerte mein Knabenherz — ich verachte den, der gelogen, denn es steht geschrieben: „Keine Lüge soll aus deinem Munde kommen!“ und führte mich in diese Kammer und sprach: Hier weile, bis du eingesehen, was geschrieben steht: „was giebt dir, und was mehrt die Lügenlippe?“ und „nur die Wahrheit besteht für immer.“ Ach, seine Schriftsprüche verstand ich noch wenig, aber den Spruch seiner Augen und die Kälte seiner Hand verstand ich und da wurden mir die unverständenen Bibelsprüche zu Verdammungsurtheilen, und ich weinte nicht, aber sank zusammen — bis meine Mutter sich gen Abend heraufschlich und mich holte. Sie weinte. Und dieses Weinen meiner Mutter gab der Lüge den Todesstoß in mir. Ich habe nie wieder gelogen. Der Vater sprach bis zu dem einige Wochen später eintretenden Neujahrsfeste kein Wörtchen

mit mir. Erst als er an dessen Vorabend aus dem Tempel kam, rief er mit weicher Stimme — ich höre sie noch — mich zu sich, segnete mich, umarmte mich, küßte mich — — o, und ich warf mich heulend um seinen Hals . . . still, still, ich bin noch höher im rothen Hänschen hinaufgestiegen, blicke jetzt durch die Dachlücke nach Abend hin, still, siehst du, dort drüben sind die Schlummerstätten deines Vaters und deiner Mutter, noch strecken die bemoosten Leichensteine sich in die Höhe, ob sie auch sehr eingesunken; sie ruhen da mit Vielen, die du kanntest, mit Vielen, von denen du noch erzählen hörtest . . . und du solltest mich nicht lieben, mich, das rothe Hänschen, mehr als die Lusthäuser der Zügelinge? . . . Ach, aber es steht nicht mehr, der schreckliche Krieg 1813 hat es von der Erde genommen — — schadet Nichts, ich habe es doch noch . . .

Ich sitze im herrlichen Sonnenschein; wie wohl er thut! Es ist wieder Frühling worden, ringsum in meinem langgepflegten Garten haben wieder viele Blumen ihre Kelche erschlossen, und ein sünder Südwind säuselt schon durch die jungen Blätter der Bäume. Um mich spielen meine lieben jüngsten Enkelchen, der wackere Joseph von zehn, die liebliche Meta von zwölf Jahren; sie winden sich Kränze, die sie ihrem jüngsten Brüderchen auf die Wiege legen wollen. Ich habe die Augen geschlossen und träume vom rothen Hänschen. Es lag am Ende eines offenen Städtchens; ringsum freies Feld, Wiese, Wald; aber drüben erhoben sich die Vorberge eines stattlichen Gebirgszuges, der seine bewaldeten Gipfel in der Ferne hoch aufstürzte. Hinter dem Garten rieselte in großer Eile ein murrelnder Bergbach, in seinem Bette große Steine rollend. Vor dem Hause führte die Landstraße vorüber, die ziemlich belebt war, so daß Alles vor uns vorbeipassiren mußte. Wer tritt da aus der Thür des Hauses und gehet stattlich steif in die Stadt hinein? O, ich weiß, wer es ist. Wie er hoch aufgerichtet dahinschreitet, den Kopf auf die linke Seite gewendet, aber fest in den Nacken geworfen; wie rein und geleckt Alles an

ihm ist, von den breiten blauen Lederschuhcn mit großen silbernen Schnallen, den weißen, fleckenlosen Strümpfen, den schwarzen, manchesternen Beinkleidern zierlich am Knie festgebunden, der großen Schoosweste, der reinen Brust- und Halswäsche, dem braunen Oberrock mit Stahlknöpfen, bis zu dem dreieckigen Hute mit den breiten Krämpfen, unter dem ein langer wohlgewickelter Zopf, unten mit einer tüchtigen Bandschleife versehen, hervorkommt. Die gerade, magere Gestalt schreitet ernst dahin, in der Hand den langen Rohrstock mit silbernem Knopfe — aber aus den gebräunten Wangen mit scharfen Zügen, aus den schmalen Lippen, aus den braunen Augen über der scharfkantigen Nase, aus der hohen, mit dünnen greisen Locken umkränzten Stirn blickt eine lange Lebensgeschichte voll Strebens, Täuschung, Resignation und kindlicher Gutmüthigkeit neben der strengen, gemessenen Haltung heraus. Ich, der Knabe voll Feuers, eile ihm nach, aber er winkt mir abwehrend mit der Hand, lächelt und klopft auf die Rocktasche, als ob er sage: wart nur, ich komme bald zurück, und dann soll diese gefüllt sein....

Ich will es dir sagen: der stattlich steife Mann ist mein Großonkel; der Vatersbruder meiner Mutter; ein Junggefell, mit sehr mäßigem Vermögen, das er von einem großartigen Betrüge, den man ihm vor vielen Jahren gespielt und womit man ihn um seine Liebe und um die Früchte seines Fleißes betrogen, übrig behalten, und womit er sich in meiner Mutter, seiner einzigen Verwandtin, Haus hinübergerettet hatte. Ach, er war so gut und mild; selbst in seinen geregelten Gewohnheiten, von denen er sonst um Nichts abwich, ließ er sich durch mich stören. Er war es, der mich gehen gelehrt, der an meinem Krankenbette wachte, der mir die ersten Gebetworte vorsagte, der überhaupt, da mein Vater vielbeschäftigt und meine Mutter bald sehr kränklich war, sich meiner annahm und sich stets mit mir beschäftigte. Als ich heranwuchs, wurde er mein Lehrer in Bibel und Talmud und so manchem Andern, was damals

bei meinen Glaubensgenossen unbekannt, ja verpönt war. Er war ja bei Mendelssohn gewesen und hatte sich viel mit dem Weisen aus Dessau unterhalten; er hatte ja Paris und andere große Städte besucht; er war ein tüchtiger Mathematiker und spielte den Astronomen ein wenig Nach den Lehrstunden siehst Du den langen, hagern Greis mit dem vierschrötigen, rothbäckigen Knaben, dessen schwarze Augen Feuer blitzen, dessen schwarze Locken um den Kopf wallten, durch den nahen Forst schreiten, ja, jenen schreiten, diesen hüpfen, springen, laufen. . . . Wenn sie aber dann tiefer hinein an eine trauliche Waldstelle gekommen, wo sie sich eine Mäsenbank an der Silberquelle unter den hohen Tannen gebaut und der Großonkel sich niedergelassen und der Knabe sich ins Gras geworfen, und wenn sie dann Beide ihr Frühstück verzehrt hatten, dann schlich sich der Knabe zwischen die Knie des Oheims und hob den bittenden Blick zu ihm auf und sprach: eine Geschichte erzähle mir, Oheim, eine so recht schöne Geschichte aus Deinem Leben. . . .

Dann blickte der Greis tief sinnig in die dunkeln Augen und das blühende Antlitz des Knaben und sprach: wenn Du es wünschest und dafür heute Nachmittag fleißig lernen willst, so soll es geschehen. . . . Dann hob er in der Regel einen Talmudspruch an, den er mir mehrere Male wiederholte und fügte hinzu. . . . siehst Du, Du wirst aus meiner Geschichte erfahren, daß dies die volle Wahrheit ist, was unsere Weisen gesagt. . . . und nun begann die Geschichte.

Das war mein Großonkel, der stattlich steife Mann — und siehe, ebenso schmiegen sich jetzt, nicht im traulichen, schauerigen Waldwinkel, sondern im lichten Blumengarten, zwischen die Knie des Großvaters die lieblichen Enkel, und heben die bittenden Blicke und die blühenden Kindergesichter und rufen: eine Geschichte, Großvater, eine Geschichte!

Ich werde nicht hartherziger sein, als mein seliger Großonkel. Wie gut, daß ich jetzt so oft an ihn denke. Die lang verschlossene Pforte alter Erinnerungen öffnet sich und seine

Geschichten aus dem Waldwinkel unweit des rothen Hauses vererben sich jetzt durch meine Lippen auf die Seelen meiner geliebten Enkel im Blumengarten Es geht Nichts verloren in der Welt Gottes.

1.

Siehst Du, theurer Knabe, dort den Schmetterling flattern, den buntfarbigen, mit den glänzenden Flügeln, mit dem feinen, zierlichen Rüssel, mit dem schlanken, dunkeln Körper? Emsig fliegt er von Blume zu Blume, von Strauch zu Strauch; lustig hebt er sich in die Höhe, senkt sich dann nieder, setzt sich in den Kelch einer Blüthe, hängt sich an ein grünes Blatt und nach kurzer Rast flattert er weiter; bald ist er hier, bald dort, und von dannen ist er, wir wissen nicht wie. Ha! dieser glühende Sonnenstrahl scheint seine Nahrung, diese laue Frühlingsluft das Element, in welchem er lebt, das ihn trägt und hegt. Welch Lebensgenuß, Welch Glück, wer doch wäre wie er! Aber die Natur hat's ihm doch nicht so gut gestellt, wie es scheint. Er flattert, und weiß nicht, welche Gefahren ihn umringen. Dort lauert schon der Vogel, der ihn verschlingen wird; da jagt ihm ein Knäbchen nach, dem er die Lust der Jagd mit dem Tode bezahlen muß; hier hat die garstige Spinne schon ihre Fäden gesponnen, die ihn umstricken werden; heraufzieht am Himmel das dunkle Gewölk, aus dessen Schooße der strömende Guß ihn niederschlagen und ertränken wird — und wenn er allen diesen Gefahren entronnen, wie kurz ist sein Dasein, das der Fortpflanzung seines Geschlechtes geopfert wird!

Ja, siehst Du, diese Natur, diese Schöpfung der Allweisheit — man darf nicht bloß bei ihrer Oberfläche stehen bleiben, unser Auge muß auch ihre innere Oekonomie zu durchschauen suchen. Da gewahren wir allerdings Vieles anders, als es so scheint. Wir erkennen da, daß Alles ist um seiner selbstwillen, und doch wieder nicht um seiner selbstwillen, sondern

um des Ganzen willen, und daß auf das Einzelne gar Nichts gegeben wird, indem es stets Andern geopfert wird. Immer giebt sich Eines hin, um das Andere hervorzubringen oder zu erhalten, und diesem Andern geht's wieder ebenso.

Ich kann Dir natürlich nicht sagen, mein Junge, ob es in der Welt Gottes überall so ist, ob es nicht unter jenen Sternen viele giebt, auf denen ein anderes Gesetz waltet, und deshalb dort Alles ganz anders ist — ich kann dies mir nicht nur denken, sondern halte mich auch davon überzeugt, denn der Schöpfer hat sich nirgends copirt; er ist überall originell in der großen Einheit. Aber dieser Erdball ist in Allem ein Mittelgeschöpf; nicht zu groß, nicht zu klein; in einem mittlern Abstand von der Sonne; Tag und Nacht, Wärme und Kälte, Dichtigkeit und Flüssigkeit, Schwere und Leichtigkeit, Alles ist in einer mittlern Mischung vorhanden; und betrachten wir die Geschöpfe auf der Erde, insonders den stolzen Herrn der Welt — dann erscheint uns Alles an ihnen gemischt und in einem mittlern Grade. Ist es nicht ebenso mit dem Geiste des Menschen? Wahrheit und Irthum, Erkenntniß und Verblendung, Tugend und Laster, Leidenschaft und Selbstbeherrschung, Fleiß und Trägheit, Hoffnung und Täuschung, Frage und Antwort, Glaube und Zweifel — kurz Alles tritt bei ihm in mittleren Maßen und sonderbar gemischt auf, daß er eben das eigenthümliche Chamäleon ist, welches wir beständig fassen und das uns stets entwischt, wenn wir es zu haben glauben.

Du siehst mich an, verstehst nicht Alles, was ich sage, und wartest auf Deine Geschichte. Aber, lieber Sohn, ich werde alt und da mußt Du schon etwas Worte zu ertragen verstehen. Das Alter schweigt oder spricht viel.

Was ich Dir eigentlich sagen wollte, ist, daß Du im Leben niemals Etwas für ganz gut oder ganz schlimm halten mögest; erwarte vom Guten auch etwas Schlimmes und vom Schlimmen etwas Gutes. So von den Menschen, von ihren Eigenschaften, von den Ereignissen. Der alte Spruch „auch das ist

zum Guten“, der in unseren Herzen so vielen Anklang gefunden, ist wahr, wenn wir ihn, wie er gesprochen worden, von den bösen Dingen des Lebens verstehen. Aber wir mißten ihn auch umwenden, und dem Guten auch eine üble Wirkung zutrauen. Dadurch allein werden wir erst recht aufmerksam und besonnen durch das Leben gehen, im Glück nicht übermüthig, im Leide nicht zaghaft sein, das Gute nicht für vollkommen, das Böse nicht für ganz verloren erachten.

Wenn dies aber auf Etwas seine Anwendung hat, so besonders, mein Sohn, auf die Zunge. Welche köstlichere Morgengabe hat Gott dem Menschen verlehren, als die Sprache? Was wäre er ohne sie, und was ist er, das er nicht durch sie wäre? Und dennoch Welch Unheil richtet sie nicht an? Welche Schmerzen, welche Leidenschaften zaubert sie nicht hervor? Da fällt mir ein niedliches Anekdotchen aus dem Midrasch ein. Höre.

„Rabbi Gamliel sagte zu seinem Diener Tabi: hol uns etwas Gutes vom Markte. Da brachte er eine Zunge. Ein ander Mal gab er ihm den Auftrag: hol uns etwas Schlechtes vom Markte. Und er brachte abermals eine Zunge. Wie, fragte der Rabbi, als ich Dir etwas Gutes zu kaufen befehl, brachtest Du eine Zunge, und da ich Dir etwas Schlechtes zu holen gebot, brachtest Du abermals eine Zunge? Der Diener antwortete: Herr, von ihr kömmt Gutes, von ihr Schlimmes. Ist sie gut, was giebt es Besseres? ist sie schlimm, was giebt es Schlimmeres?“

Fürwahr, der Mann hatte Recht. Aus meiner Jugend erinnere ich mich eines hochbetagten, ehrwürdigen Greises mit herabwallendem Silberbarte, langen Silberlocken. In dem dennoch frisch erhaltenen, gerötheten Antlitz stand es zu lesen: ich habe des Lebens heilige Uebel bis auf den Grund bestanden. Seine Lebenstage grenzten schon an die achtzig Jahre; aber noch wanderte er rüstig durch die Straßen von Tag zu Tag, um die Gemeindegelder zusammenzuholen, denn er bekleidete

das bescheidene Amt eines Gemeindevoten. Ach, er war so fromm in seiner Unwissenheit und so ehrlich in seiner Unschuld. Ich weiß, als er starb, da war es sein letztes Wort an seine Frau — da liegt das Rahalsbuch und zehn Thaler zwanzig Groschen drei Pfennige, die bring ab — nun, ist meine Rechnung fertig und ich sterbe als ehrlicher Mann.

Selbiger Greis war einst jung gewesen und seiner Profession ein Sezer, natürlich nur in hebräischer Druckschrift, denn deutsch verstand er weder zu lesen, noch zu schreiben. Ungefähr in seinem vierunddreißigsten Jahre stand er in einer Stadt in Arbeit, wo eine kleine hebräische Druckerei, die nur ihn allein beschäftigte, neben mehreren anderen großen existirte. Eines Sonntags Nachmittags nach dem Quartal war eine sogenannte „Auslage“ für die Sezer angekündigt, d. h. eine Versammlung der Gesellen oder, wie sie sich nennen, der Gehilfen. Unserm Salomon treibt der Kitzel, auch dahin zu gehen. Als er den Sabbatrock anzog, frug ihn sein Principal: wohin, Salomon? „Ich will auf die Auslage, bin ich doch auch ein Sezer.“

„Geh nicht hin unter die Gojim“, lautete die Erwiedering, „Du bist ein Jude, und sie sehen Dich nicht gern und werden Dich schikaniren.“

„Ach was“, sprach Salomon, „wir Juden sind immer voller Furcht! Hab ich doch gute Bekannte darunter, mit denen ich schon mehr als einen Schoppen Bier getrunken, und die mich ausgehöhnt, daß ich nicht zur Auslage käme, ich scheute mich wohl um die paar Pfennige. Und wenn sie mich schikaniren wollen, nun, so hab ich ein paar Fäuste, die mir durchhelfen werden.“

So schlug Salomon die Warnung seines Prinzipals in den Wind und wandte sich, und ging davon zur „Auslage“.

Hingelangt und geräuschlos unter den Haufen getreten, setzte er sich auf die Aufforderung des Altgehilfen mit an die Tafel. Hier wollte das Unglück, daß neben ihn ein rothhaariger,

wilder Gefelle sich setzte, dessen Aussehen der Salomon, wenn er seine Geschichte erzählte, nicht finster und schrecklich genug schildern konnte. So wie dieser neben ihm Platz genommen, sah er ihn mit großen Augen an und schrie: „Was? ein Jude unter uns! ist das eine ehrliche Seherauslage, wo ein Jude unter uns? Hinans mit ihm, oder in ganz Deutschland wird die Genossenschaft in Verruf kommen, daß man uns nirgends mehr Platz vergönnt!“ Damit schlug er mit seinen Fäusten auf unsern Salomon los. Dieser, von jähzornigem Gemüth dazu, ließ seine Fäuste mit gehöriger Kraft spielen, daß der Rothhaarige bald zurückwich. Aber alsbald sammelte sich eine Rote um ihn, die des Rothhaarigen Partei ergriff — ach, und es war Mancher darunter, der mit ihm einen Schoppen Bier, natürlich auf Salomon's Kosten, getrunken. Sie umringten ihn. Da trat der Rothhaarige hervor und gebot Ruhe.

„Wir wollen Rache nehmen an diesem Juden“, schrie er, „aber keine Hand soll an ihn gelegt werden; er muß Christ werden, und dies sofort, wo nicht, schlagen wir ihn zu Boden. Er hat unsere Auflage unehrlich gemacht als Jude, er muß sie wieder ehrlich machen als Christ. Sogleich muß er sagen: „Gelobt sei Jesus Christ!“ und dann mit ihm zum nächsten Pfarrer.“

„Was?“ rief Salomon im höchsten Zorne, „seid Ihr Menschen? Das thue ich nicht, und wenn Ihr mich todt schlaget!“

„Das soll geschehen; wenn Du nicht sogleich sagst: gelobt sei . . .“ und sie drangen auf ihn ein und ergriffen ihn.

„Wie!“ schrie er, „gelobt sei . . . nein, verflucht sei . . .“

Dies hatte der Unglückliche ausgerufen, als ihm schon eine Faust ins Gesicht fuhr, daß ihm das Blut strömte.

„Gotteslästerung! Gotteslästerung!“ schrie der Haufe. Man warf ihn nieder, holte einen Strick, band ihn und führte ihn zum Strafgericht, wo man ihn der Gotteslästerung beschuldigte. Ein tiefer, feuchter Kerker nahm ihn auf.

Es wurde ihm der peinliche Proceß gemacht und nachdem man ein halbes Jahr ihn im Gefängniß hatte schmachten lassen wurde er, trotzdem er behauptete, er habe ausgerufen: „verflucht sei, nämlich der Rothhaarige, der ihn zwingen wolle, seine Religion zu verlassen“ — nach dem damaligen Gesetze verurtheilt:

als Gotteslästerer solle ihm die Zunge ausgerissen, und er dann über die Grenze (!) gebracht werden.

Du kannst Dir die Gefühle des armen Salomon denken. Mitten in der Vollkraft des Lebens, ohne sich das geringste Vergehen vorwerfen zu können, einem so qualvollen Tode entgegenzugehen — es war so etwas Ueberwältigendes, daß er es nicht zu fassen vermochte. Und doch, woher sollte die Gnade kommen? Wer nahm hier so vielen Antheil an ihm, um Gnade für ihn zu erwirken? Ja, er hatte zufällig in dieser Stadt seine Kunst auch erlernt, er hatte viele Bekannte: aber der Jude war damals sehr feig und wagte Nichts zu unternehmen, was ihm selbst übel aufgenommen werden konnte. Die Willkür hatte ihn so weit gebracht. Es war ein zu feiglicher Punkt; Salomon sollte die Religion gekästert haben! Oder würde gar der Fürst um eines Juden willen Gnade üben wollen? War er nicht ebenso eingenommen wie das Gesetz, um die Bestrafung einer vermeintlichen Gotteslästerung gerecht zu finden, auch wenn sie noch so hart wäre?

Und wenn der Gefangene erst an die Heimath, an seinen alten Vater dachte, dessen einziger Sohn, dessen einzige Stütze er war — da rang er die Hände sich wund, da zog Verzweiflung in seine Brust ein, und oft sah er sich nach irgend einem Werkzeug des Todes um, um dieser Qual, ärger als der Tod selbst, zu entgehen.

Die Acten waren natürlich zur Bestätigung an den Fürsten gegangen.

Der damals regierende Fürst war ein eigenthümlicher

Herr. Für Zeden, der ihm nahe stand, mußte er ein Räthsel sein; denn es war platterdings unmöglich voranzuwissen, was der Fürst in einem gegebenen Falle thun würde. Und dennoch war Jedermann gewiß, daß es nicht wechselnde Laune sei, was den Fürsten beherrschte, sondern daß alle seine Handlungen planmäßig und aus tiefer Idee hervorgingen — aber dieser Plan und diese Idee waren Allen ein tiefes Geheimniß. Hatte der Fürst keinen Vertrauten? Auch das ein Räthsel. Ein Jeder schien sein Vertrauter und Keiner. Ein Jeder, denn von den ihn umgebenden Personen hatte der Fürst fast jede in irgend einer Sache vor allen übrigen gebraucht und so mit seinem Vertrauen beehrt, und dennoch Keinen, denn es ging eben vorüber wie ein flüchtiger Sonnenblick; es war ihm vertraut worden, worin ihm vertraut werden konnte ohne Bedingung.

Also, wie gesagt, den noch jungen Fürsten umgab ein dichter psychologischer Schleier, und die feinen Herren vom Hofe suchten vergebens eine Seite, an der sie ihn fassen könnten. Freilich für den, der die Jugend des Fürsten und seinen Entwicklungsgang genau gekannt hätte, wäre des Räthselhaften viel verschwunden gewesen.

Als vierzehnjähriger Knabe hatte der Fürst am Sterbelager seiner, wie selten an den Höfen, heißgeliebten Mutter, deren einziges Kind er war, gestanden. Die Fürstin hatte ihn noch einmal an ihr Herz gedrückt, und mit schwindender Kraft zu ihm gesprochen: „Mein theurer Sohn, laß mich Dir einen Spruch empfehlen, den Du wahren mögest: Vertraue Niemandem außer Gott!“

Der alte Fürst heirathete wieder, und jetzt hatte der Erbprinz Karl eine Todseindin, bevor er dies begreifen konnte. Ich kann Dir nicht die Pläne alle mittheilen, kenne sie auch nicht alle, welche die neue Fürstin schmiedete, um den jungen Prinzen zu vernichten, insonders nachdem sie selbst mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet worden. Zweierlei war ihr Hauptziel, den Prinzen auf den Weg des Lasters zu bringen

und seinen Vater ihm nicht allein zu entfremden, sondern sogar unübersteigliche Hindernisse zwischen sie zu bringen. Dadurch wollte sie den Fürsten dahin bringen, daß er seine Gaben allein auf ihre Kinder vertheile und gar dem Prinzen die Nachfolge entzöge. Das Erstere gelang ihr eine Zeit lang. Der junge Prinz, angeleitet von den Personen selbst, welche ihn zum Guten zu führen die Pflicht gehabt hätten, aber von der Fürstin gewonnen, den schändlichsten Verrath an dem Prinzen und dem Lande, das er einst regieren sollte, übten, stürzte sich in den Strudel der Vergnügungen, der Leidenschaften, und hatte den Kelch der Ausschweifungen schon an die Lippe gesetzt. Aber durch eine glückliche Fügung, wie wir schauernd den Becher Weines absetzen, wenn wir plötzlich eine Spinne darin erblicken, trat dem noch unschuldigen Herzen das Laster gleich Anfangs so frech und nackt entgegen, daß er voll Abscheu sich abwandte und seitdem — gewaffnet war.

Glücklicher war sie mit der Aussaat der Zwietracht zwischen Vater und Sohn. Tausend Mißverständnisse wurden zwischen Beiden angesponnen und ihre Aufklärung verhindert. Falsche, lügnerische Berichte untergruben die gute Meinung, die Achtung, die Liebe. Bald standen sie ringend mit einander gegenüber. Doch laß mich hiervon lieber schweigen. Freilich blieb der Prinz nicht ohne Schuld. Eine bittere Reizbarkeit hatte sein Herz erfüllt, und ließ ihn von seinem Vater nur Hohn und Ungerechtigkeit erwarten, die er wiederzubergelten in seiner Weise sich bald berechtigt glaubte. So hatte Prinz Karl nur noch Einen Menschen, an dem er vertrauensvoll hing, dem er, vielleicht am Meisten aus Bedürfniß, Einen zu haben, dem er sich hingebte, anhing: ein Jüngling, der mit ihm erzogen worden, der Gespieler seines Knabenalters, ein armer Edelmann, Franz sein Vorname.

Der Prinz war in das Alter getreten, wo er sich vermählen sollte. Es graute ihm vor dem Gedanken, eine Gattin aus den Händen seiner Eltern entgegennehmen zu sollen. Und

als er gar den Namen seiner zukünftigen Gattin erfuhr, als er aus ihm zugekommenen Nachrichten oder persönlicher Kenntnisknahme erkannte, daß hier für ihn abermals eine unerträgliche Fessel geschmiedet werden sollte: da entschloß er sich, nicht darin zu willigen und lieber Alles zu opfern. Freilich sah er ein, daß damit das ganze Streben der Fürstin mit bester Erfüllung gekrönt werden würde — aber auch das war ihm schon gleichgültig geworden, nur frei, frei wollte er werden.

Er entwarf mit seinem Freunde Franz einen Plan, zu entfliehen. Er wußte wohl, daß diese Flucht seinem Vater das scheinbare Recht, ihn der Erbfolge für verlustig zu erklären, geben würde — aber er wollte frei werden.

Am folgenden Tage sollte der Plan ausgeführt werden. Franz war nach einem Städtchen vorausgeschickt worden, um dort Alles für die schnellste Flucht bereit zu halten. Am frühen Morgen sollte der Prinz ganz allein, ohne Begleitung, wie zu einem Morgenritt, sich entfernen und sofort nach dem Städtchen reiten. Von da sollte es aufs Eiligste über die Grenze und nach dem nächsten Hafen gehen, um nach England überzusetzen.

Der Prinz hatte eine schlaflose Nacht. Wieder und wieder ging es durch seine Seele, wie er nun Alles, Alles aufgebe, und der ungewissesten Zukunft entgegenginge. Dann aber erschien ihm wieder die Freiheit in der verlockendsten Gestalt; er dachte an alle die Qualen, denen er ausgesetzt gewesen, und die ihm noch bereitet wären. Bald wurde er in seinem Entschlusse wankend, bald bestärkt. So traf ihn die Morgensonne. Er erhob sich von seinem Lager und damit mußte er sich entscheiden. Er gedachte, wie Franz auf ihn warten, wie er diesem schwach und unmännlich erscheinen würde, — er gab den Befehl, sein Roß zu satteln. Schnell war es geschehen. Jetzt rüttelte er sich aus seinen Träumereien auf. Noch einen Blick warf er durch die Gemächer, in denen er seit dem Erwachen seines Bewußtseins so Vieles durchlebt hatte; rasch aufs Pferd; die Pforte

wurde ihm geöffnet; hinaus in den frischen, duftigen Morgen, der die Spannkraft des Menschen stählt und den Drang zu handeln in ihm weckt.

Er ritt einen engen Waldgang hinauf und mußte langsamer reiten, um nicht gegen die Baumäste zu prallen. In der Düsternheit des Waldes neues Schwanken, neue Unentschlossenheit. Er gedachte dessen, was er hinter sich gelassen.

Da kommt plötzlich ein Wanderbursch den Waldgang herauf. Lustig schallt ein Lied von seinen Lippen, und die Vögel des Waldes scheinen davon erweckt zu werden und ihm einzustimmen.

Der Prinz in einem schnellen Gedanken, stellt ihm sein Pferd entgegen und ruft ihm gebieterisch ein „Hält!“ zu. Der erschrockene Bursch, der den Prinzen natürlich nicht kannte, stand still und wartete dessen, was da kommen sollte.

„Mensch“, rief der Reiter dem Wandrer zu, „sag mir einen Spruch, welcher es sei, der Dir in die Seele kommt...“

„Einen Spruch, gnädiger Herr?“ stammelte der Bursch.

„Ja, einen Spruch, dann kannst Du gehen...“

„Dann kann ich gehen? ...“

„Ja, und Du sollst noch ein Wandergeschenk haben, aber schnell muß es sein, ohne Besinnen.“

„Nun, das kann geschehen. Mein Vater gab mir den Spruch des Psalmisten mit auf die Reise: „„Besser ist's, dem Ewigen vertrauen, als auf Menschen sich verlassen.““

Diese Worte fuhren dem Prinzen elektrisch in die Seele. „Vertraue Niemandem, außer Gott!“ hatte dies nicht seine sterbende Mutter ihm als Scheidewort zugerufen? Ja, was er verlangt, war ihm geworden, ein Orakel Gottes, ein Mahnwort. Was war er im Begriff zu thun? Einzugreifen in sein Geschick und seinem Vaterlande sich auf immer zu entziehen? Und auf wen vertraute er? Auf Menschen? Es ging ihm schauernd durch den Geist. Seine Mutter schien vor ihm zu

stehen und ihm zurückzuwinken. Sollte er mit seinem Pferde über die Gestalt seiner Mutter sehen?

Eben wollte der Bursch, dem es nicht geheuer wurde, sich an ihm vorüberdrücken; da wandte er das Pferd, verramm ihm den Weg und rief ihm nochmals „Halt!“ zu. Der Wandrer blickte auf die Pistole des Reiters und blieb zitternd stehen.

„Wer bist Du? wie heißt Du?“

„Ich heiße Salomon, und bin meiner Kunst ein Seher.“

„Ein Jude?“

„Ja, gnädiger Herr!“

„Woher kommst Du?“

„Aus dem Städtchen N.“

„Wann bist Du da ausgegangen?“

„Gestern Abend spät, bin dann die Nacht durchgewandert, weil ich früh in der Residenz sein muß, um Arbeit anzutreten.“

„Ist in N. Etwas vorgegangen? Hast Du da etwas Besonderes bemerkt?“

„Es ist gestern Abend eine Compagnie Soldaten eingerückt, dann aber in die Gegend hinter die Stadt hinausgelegt worden.“

Der Prinz ward betroffen.

„Weißt Du nicht weshalb? wozu?“

„Nein! Es geschah sehr verborgen. Ich habe sie nur auf dem Wege um Mitternacht getroffen, und machte, um nicht bemerkt und aufgehalten zu werden, einen großen Umweg, weshalb ich auf diesen Waldgang gerathen bin.“

„Gut, ich danke Dir.“ Der Prinz reichte dem verwunderten Bursch ein Goldstück und ließ ihn passiren. Der Bursch trat sogleich in das Dickicht ein und war verschwunden.

Ha! was ist das? frug sich der Prinz. Soldaten hinter N.? Es ist verrathen. Sie sollen mich fangen. Dann erklärt man mich des Thrones verlustig und die Freiheit habe ich doch nicht. . . . Wer hat mich verrathen? Sollt es Franz sein? Sollte der ganze Plan mir nur an die Hand gegeben

sein, um mich zu vernichten? Vertraue Niemandem außer Gott?....“

In tiefes Sinnen, in schwere Aufregung gerieth der unglückliche Prinz — aber er kehrte um und in den vergoldeten Käfig zurück. Der Fürst that als wüßte er von Nichts, der Prinz nicht minder. Franz war außer Landes gegangen, der Prinz vereinsamte mehr als je.

Jahre waren vergangen. Der Prinz harrte geduldig aus, Alles vermeidend, was einen Bruch hervorrufen konnte. Der alte Fürst starb, der Prinz ergriff das Scepter, die Fürstin kehrte freiwillig an ihren väterlichen Hof zurück, aber der junge Fürst sandte ihr nur — Gnadenbezeugungen nach.

Eines Morgens sitzt der Fürst in seinem Cabinet. Acten liegen vor ihm aufgehäuft. Der Fürst ließ sich stets erst berichten, nachdem er die Acten selbst geprüft. Er wollte nicht durch die Brille seiner Minister sehen. Da greift er nach einem schwarz gesiegelten Packet; er wußte, dies bedeuete einen schweren Criminalfall. Er öffnet, liest das Urtheil, schlägt zurück und blickt auf die Motive — ein seltner, ihm nie vorgekommener Fall, er sieht auf den Titel und erblickt:

„Acta wider den Juden Salomon, Buchseger,
wegen Gotteslästerung.“

Salomon? Buchseger? Jude? Der Fürst hat ein gutes Gedächtniß. War das nicht der Wanderbursch im Walde an jenem verhängnißvollen Morgen? Nicht der gottgläubige Mahner, der nur den einen Spruch hatte: Vertraue Niemandem außer Gott? Und dieser der Gotteslästerung beschuldigt? Nun, fürwahr, sein Spruch soll auch ihn nicht verderben lassen.

Zunächst studirte der Fürst aufs Genaueste die Acten selbst, die Anklage wie die Vertheidigung, schaffte sich ein getreues Bild des ganzen Vorganges und gestand sich die Schuld-

losigkeit des Beschuldigten zu. Dann verschaffte er sich die Gewißheit, ob es wirklich derselbe Bursche war, dem er damals begegnet. Es mußte das Wanderbuch desselben herbeigebracht werden, und siehe, Tag auf Tag stimmte, wann Salomon N. verlassen, wann er in der Residenz angekommen.

Der Fürst sprach die Begnadigung aus, „weil die Gotteslästerung nicht vollendet worden“, belegte Salomon aber mit Landesverweisung, „weil die Gotteslästerung begonnen worden“.

Aber an dem Morgen vor der Ausweisung öffnete sich die Pforte des Gefängnisses und Salomon sah einen Mann in seinen Kerker treten, der ihm in seinem Weitzunge sehr bekannt schien. Der betrachtete den Salomon lang, dann sprach er die Worte: „Besser ist's dem Ewigen vertrauen, als auf Menschen sich verlassen!“ Und bei diesen Worten übergab er ihm eine Börse mit einem bedeutenden Geldgeschenk gefüllt, und wandte den Rücken.

Durch den Gefängnißwärter erfuhr Salomon, daß es — der Fürst gewesen.

Der Kerker öffnete sich. Der Seher wurde hinausgeführt. Draußen stand sein Principal, übergab ihm seine Sachen und drückte ihm noch einmal die Hand. Die Gensd'armen führten ihn bis zur Stadt hinaus. Draußen lag Gottes freie Natur vor ihm. Er stimmte ein Lied an und wanderte vorwärts. Ohne daß er es bedacht, befand er sich bald auf jenem Waldgange, er erkannte ungefähr die Stelle, wo jenes Abenteuer ihm begegnet. Da fühlte er nach seiner Zunge, die er zu verlieren in so großer Gefahr gestanden, und dachte: Liebe Zunge, ich kann Dir nicht gram sein, denn Du hast mich in Todesnoth gebracht, aber Du hattest schon vorher die Rettung Dir selbst bereitet. Von Dir kommt Schlimmes und Gutes.

2.

Wir wanderten durch den Wald. Immer tiefer führte der schmale Fußsteg uns in das Dickicht. Freilich gelangten wir nur langsam vorwärts, denn ich ließ mich oft in das dicke Gras nieder, um die reifen Erdbeeren zu pflücken, die ich mit jugendlichem Uebermuth händevoll in den Mund presste, daß mein Antlitz bald einem tätowirten Indianer ähnlich sah. Bald hörten wir Artschläge. Wir waren in ein Revier gekommen, das abgeholt ward.

„Komm, mein Sohn, laß uns hier im Schatten etwas ausruhen“, sprach mein Großoheim zu mir. „Der Nasen ist einladend. Weißt Du, woran die Schläge der Art, deren Schall zu uns bringt, mich erinnern? An eine artige Fabel im Talmud.“

„Welche, Onkel, ich bin begierig...“ und schon saß ich auf dem Boden. So schnell ging es nun mit dem Greise nicht; er holte sein schneeweißes Taschentuch hervor, breitete es zierlich auf dem Grase aus, und ließ sich dann langsam und behaglich nieder. Er hatte auch sein Plätzchen gut gewählt; mit dem Rücken konnte er sich an den Stamm einer herrlichen Ulme lehnen, welche ihre weitragenden Aeste schattengebend über uns ausstreckte; das große Rohr ruhte zwischen seinen Knien, so daß der silberne Knopf ihm gerade unter der Nase stand, und die Vorderfinger der rechten Hand daran herauf- und herunter rutschten.

„Nun, Onkel, die Fabel...“

„Als das Eisen erschaffen worden, heißt es in Sanhedrin, da zitterten die Bäume, denn sie sahen ihren Fall in der Fülle ihrer Kraft voraus. „Was zittert Ihr?“ sagte das Eisen; „müge kein Holz von Euch sich zu mir gesellen, so wird Keiner unter Euch Schaden erleiden.“ Aber siehe da, es fand sich Holz, das

sich dem Eisen darbot, um es mit der Faust führen zu können, und seitdem stürzen die herrlichsten Bäume unter den Schlägen der Art."

"Welchen tiefen Sinn hat diese Fabel! So groß auch eine feindliche Macht ist, sie wird erst gefährlich durch den Verräther, der aus dem eigenen Lager zu ihr schleicht, um ihr die Schwäche der Seinigen zu verrathen. Das Eisen war machtlos gegen die Bäume, bis ein junger Baumstamm in das Dehr der Art gesteckt ward."

"Dies hat sich in der Geschichte jedes Volkes bewährt, und die Helden von Thermopylä wären nicht erlegen vor dem zahllosen Heere der Perser, wenn nicht ein Grieche dieses über den Gebirgskamm in den Rücken der Sparter geführt hätte."

"Vor Allem erging es aber unserer Nation im Großen und Kleinen so. Nicht nur daß abtrünnige Juden von jeder den giftigsten Geifer über uns ausgespritzt, und den Stoff zu Verleumdung und Verfolgung mit geschäftigen, meist bezahlten Händen herbeigeschafft — tausend und abertausend Male sind von einzelnen Juden Mißhandlung, Verfolgung, Verjagung über ihre Brüder und ganze Gemeinden verrätherischer Weise gebracht worden, und unter hundert Fällen in neunundneunzig über unschuldige. Dem sieh, mein Geliebter, es ist die Regel unter den kurzsichtigen Menschen, daß die wahre Schuld straflos sich von dannen macht, daß aber der Schuldlose durch Verdächtigung, dann durch Beschuldigung und blinden Eifer zu Grunde gerichtet wird. Undeß, es ist ein Auge offen, das auch in diese Tiefen klar schaut und jedem Maße sein Maß zu geben versteht . . ."

Der Oheim schwieg und ich wartete eine Zeitlang, daß er fortfahren würde. Als dies zu lange währte, ergriff ich seine Hand und sprach sanft: „Onkel, woran denkst Du?“

Er ergriff meine Hand seinerseits, drückte sie und sprach: „Jakob, ja, ich will Dir die tiefste Verachtung gegen solche Verräther einflößen, einen nie zu erstickenden Abscheu vor sol-

cher That und ihren Thätern. O, es gelingt ihnen doch nicht immer, ich habe es erfahren, und die göttliche Vorsehung weiß auch aus der Giftsaat dieser Menschen schöne Blüthen und Früchte zu ziehen — aber auf lange Zeit machen sie die edelsten Menschen unglücklich . . .“

„Doch lassen wir dies. Ich erzähle Dir lieber eine Geschichte, die sich in meiner Jugend nicht weit von meiner Geburtsstadt zugetragen und damals viel Aufsehen erregt hat.“

Ich rückte mich neugierig an ihn heran, legte meine beiden Hände auf seine Knie, er die seinen auf die meinigen, und hob an:

In der Zeit, von der ich spreche, mein theurer Jakob, da war der Glaube an die Macht von Hexen und Hexenmeistern noch sehr verbreitet, und es gab Gegenden in unserm deutschen Vaterlande, wo der schon für einen solchen galt, der seine Zweifel daran verlaublich machte. In solchen Landschaften wurden denn auch die alten Criminalgesetze gegen die Zauberei und Hexerei mit ungeheurer Strenge gehandhabt, und viele Seufzer stiegen zum Himmel auf, die den Lippen der solcher Verbrechen Angeschuldigten und darum Gemarterten und Gefolterten entflohen.

Nun waren unsere Glaubensgenossen damals, und viele sind es noch jetzt, durchaus von ähnlichem Aberglauben nicht frei. Du weißt, daß man eine gewisse Geheimelehre, d. h. eine Lehre, welche in den Worten der Schrift nicht bloß den gewöhnlichen Sinn, sondern noch einen tiefern, aufzufindenden voraussetzt, den herauszuziehen nun die Phantasie den unbefchränktesten Spielraum hat, auch in Israel gebildet hat, welche man Kabbala nennt. Diese Kabbala hat es allerdings nur mit dem Wort zu thun, und so phantastisch ausschweifend, so abenteuerlich grotesk viele ihrer Aussprüche und Anschauungen sind, so geben sie alle doch zu denken und zu grübeln, und sind jedenfalls vom erhabensten Aufschwung. Aber an diese theoretische Kabbala knüpfte sich mit der Zeit eine praktische. So-

balb man erst im Worte eine außergewöhnliche Kraft und Weihe findet, ist es leicht, diese Kraft auch in einer außergewöhnlichen Gewalt über die Natur und ihre Erscheinungen zu suchen. Das große Reich der Geister und Dämonen erschließt sich, und es giebt dann keine Grenze mehr für den sich selbst überschätzenden und seine Gebilde selbst schaffenden Menschen. Der an sich selbst Glaubende findet bald Gläubige, und die Wunderthaten sind fertig, ehe man es sich versieht. Jeder hat sie gesehen, war dabei. In einer Zeit, wo die Aufklärung noch gering, wo der Glaube noch so glühend und kindlich war, daß der an Kritik nicht gewöhnte Verstand Alles annahm, was ein anderer phantasiereicher Mensch oder die eigene Einbildungskraft ausschwahte, in einer Zeit zugleich, wo der Kreis der geistigen Thätigkeit ein noch sehr geringer war: da mußten sehr edle Geister sich dem hingeben.

Damals lebte in der gedachten Nachbarstadt ein Rabbiner, der unter den Juden des Kreises im Ruf stand, die sogenannte schwarze Kabbala mit großem Erfolge zu üben. Ein sehr zurückgezogenes Leben, aus dem er nur zum Gottesdienste, und auch dazu nur sabbatlich hervortrat, eine außerordentliche Asketik, von der die Magd des Rabbiners nicht genug zu erzählen wußte, und worin beständiges Fasten, Enthalten von Fleischspeisen, wiederholtes Eintauchen in der Mikwa, die er im eigenen Hause hatte, nächtliches Studium, ja Geißeln die Hauptrolle spielten, eine völlige Unkenntniß der weltlichen Verhältnisse, namentlich des Geldes, — alles dies vermehrte den Nimbus, der das Haupt des Rabbinen Siczak umgab. Dabei hatte der fromme Mann den Grundsatz, keinen Schüler in seiner Wissenschaft bilden zu wollen, weil er die Ansicht hatte: in dieser Kunst müsse durch eigenes Ringen jede Stufe erklimmen werden. Vergebens hatten sich Viele darum bemüht, viele Jünglinge ihn dringend angegangen, er hatte sie abgewiesen mit den Worten: wer den Schleier nicht selbst zu heben versteht, der lasse ihn hängen!

„Indeß hatte er in seinem Hause doch noch ein anderes Gebilde neben seinen heimlich schlurfenden, schnurrenden, prustenden Geistern, die seinem Winke gehorchten — seine einzige Tochter, die reizende Sarah.

Der Rabbi hatte keine Schuld daran, aber Sarah war eine der lieblichsten Erscheinungen. Wie es damals noch selten unter den Töchtern Juda's, sie hatte reiches blondes Haar und blaue Augen, die einen Himmel von Unschuld und Jungigkeit enthielten; der zarte Teint, das schöne Colorit, die fein geschnittene Nase, der kleine Mund mit schwellenden Lippen, das kindlich gerundete Kinn; diese Senkung des Köpfchens auf die linke Seite, die graziöse und doch dabei ziemlich volle Gestalt; alles dieses trug ihr die Herzen entgegen, wo sie auftrat. Eine Jungfräulichkeit, eine Keinheit, ein Adel der Gesinnung und Empfindung war über sie ausgegossen, die für sie einnahmen, so wie sie erschien, und ein Gefühl der Erquickung einflößten, wenn man sie betrachtete. Bescheiden, kannte sie den Eindruck nicht, den sie machte, anspruchlos, würde sie sich gewundert haben, wenn sie ihn bemerkt hätte. So verlebte sie die Tage der Jugend in ihres Vaters Hause, ohne an etwas Anderes zu denken, als diesem alle mögliche Bequemlichkeit zu schaffen und über seine Mühe zu wachen, die er für seine Arbeiten beanspruchte. Ihre Mutter war kurz nach ihrer Geburt verstorben, die alte treue Magd, welche deren Stelle für sie vertreten, ebenfalls vor einiger Zeit hinübergegangen, und so bildete sie mit einem jüngern Hausmädchen das ganze Hauspersonal des Rabbi Tizchak.

Dieser saß eines Abends in seinem Studirzimmer, wo ärmliches Mobiliar, große Follanten und einige chemische Apparate ein wunderliches Durcheinander ausmachten. Der Rabbi saß vor einem Tische und hatte eben einige wunderliche Zeichnungen und Berechnungen vollendet. Er war zurückgefallen in den lederüberzogenen Großstuhl und hatte die Augen geschlossen. Silbern wallte sein Bart über den schwarzseidenen,

mit Sammetstreifen besetzten Raftan, der vom Halse bis zu den Knöpfen zugehakt und von einem Gürtel um die Taille umschlossen war. Einzelne graue Locken quollen rings um das auf den Hinterkopf zurückgeschobene Sammetkläppchen hervor. Er hatte die Augen geschlossen, aber er schlief nicht, sondern sein Geist war in tiefe, seien es Speculationen, seien es Träumereien, versunken, und einzelne, leise gemurmelte Worte stahlen sich über die schmalen, bleichen Lippen.

„Also doch noch vorher . . .“ hätte der nach und nach vernommen, der zugegen gewesen — „kurz vorher“ . . . „und von ihm hängt's ab“ . . . „Er vermag das große Werk zu stören oder zu fördern“ . . . „Rang ersuchte, lang vorbereitete Stunde, du wirst nun erscheinen, oder auf immer verschwinden“ . . . „Wer mag es aber sein? . . . Ich muß ihn zu gewinnen, an mich zu fesseln suchen.“

So murmelte der Rabbi vor sich hin. Doch ich will Dich nicht in Ungewißheit lassen, mein Jakob, ich will Dir das Verständniß erschließen, wie es sich späterhin herausstellte.

Der Rabbi hatte aus seinen Schriften und seinem Forschen herausgefunden, um die Herrschaft über die Geister zu erlangen und dadurch in der That Wunderbares vollführen zu können, bedürfe es einer gewissen Reihe von Rasteinungen, Verschwörungen und sonstigen Vornahmen, von denen eine immer die andere bedinge, deren glückliches Vollbringen nach einander nothwendig sei, um die geheimnißvolle Kette nicht zu brechen. Er war nun dem großen Ziele seit vielen Jahren zugestreb't, hatte Alles, nach seiner Meinung, glücklich überstanden, und befand sich jetzt dicht vor dem höchsten Augenblicke. Da zeigte sich in seinen Constellationen mit einem Male noch ein sonderbares Hinderniß. Der Rabbi fand, es würde auf dem mysteriösen Schauplatze plötzlich ein Mann auftreten, der unentbehrlich sei zur Vollendung der Operationen. An ihm würde es sein, den letzten Ring zu schließen oder nicht. Dem Rabbi

wurde es sehr bang um sein Werk, denn so viel ersah er, der Mann behielt seine volle Freiheit, einzuwilligen oder nicht.

Vergebens strengte er sich nun an, im Voraus zu erkennen, wer und wie dieser für ihn so wichtige Mensch sei, was sein Vorhaben, sein Verlangen, seine Beschaffenheit? Nichts wollte sich ihm auf immer wiederholte Berechnungen und Anschläge herausstellen. Es gelang ihm nicht. Da lehnte er sich ermattet zurück, fühlend, daß er dem Verhängniß seinen Lauf lassen müsse; er wußte, erscheinen müsse der Mensch, und so sah er bangend in die nächste Zukunft hinaus.

Während der Rabbi noch in seine Grübeleien vertieft war, erschien die Hausmagd und meldete ihm, daß ein junger Mann draußen sei, der zum Rabbi wolle und sich durchaus nicht abweisen ließe.

„Ein junger Mensch?“ rief dieser erwartungsvoll aus, „was will er? wie sieht er aus? . . .“

Die Magd erschrak über die ungewohnte Gast ihres Herrn und antwortete: „Was er will? Zum Rabbi will er, und ich kann ihn nicht zurückhalten. Wie er aussieht? Nun, häßlich genug; rothes Haar hat er, und mit den Augen schießt er, und Sommersprossen hat er über und drüber, und die Zähne stehen ihm stetschend heraus; aber kräftig ist er und drall, ich möchte seine Faust nicht fassen . . .“

„Gut, gut, laß ihn hereinkommen . . .“

„Hereinkommen? Das ist schön vom Rabbi, denn ich wüßte nicht, wie ich es verhindern könnte, wenn der Rabbi sagte Nein, und der fremde Bursch Ja! Doch da ist er schon . . .“

In der That erschien jetzt in der Thür ein Jüngling von ungefähr vierundzwanzig Jahren, dem Wilde, das die Magd entworfen, ziemlich ähnlich — nur daß sein schielendes Auge einen süßlichen Ausdruck hatte, hinter dem ein sehr harter zu lauern schien, um bei Gelegenheit des erstern Stelle einzunehmen. Mit gebogenem Rücken und auf den Fußzehen schritt er zum Rabbi hin, der aufgesprungen war und ihn mit großen

Augen anblickte. Er verbeugte sich noch tiefer vor ihm und sprach:

„Verzeiht, Rabbi, wenn ich Euch in Eueren tiefen Forschungen störe — aber ich bin zu glücklich, nur vor das Antlitz des berühmtesten Baal schein, eines Mannes, der dem Siegel Salomonis nahe ist, treten zu dürfen, als daß ich mich nicht ein wenig zu diesem Glücke hätte hindrängen sollen.“

„Ich bin kein Baal schein“, erwiderte mit sehr höflichem und demüthigem Tone der Rabbi, „und bin dem Siegel Salomonis heute noch so fern, wie am Tage meiner Geburt. Wenn Ihr mir vielleicht dazu verhelfen wollet. . . .“

Der junge Mann sah ihn betroffen an und sagte dann: „Rabbi, spottet meiner nicht, oder spottet auch, wenn Ihr wollt, nur befriedigt meinen Wunsch, und ich will Euch dienen, so lang Ihr es bestimmt.“

Betroffen zu sein, war jetzt an der Reihe des Rabbi, der jedoch sehr erfreut war, daß der Fremde einen Wunsch an ihn habe. „Einen Wunsch“, murmelte er in den Bart, „einen Wunsch hat er, nun, da kann ich ihn fassen.“ Er fuhr laut fort: „Sagt, Herr, was Ihr wünschet, und wenn es in meiner Macht ist, so seid der Gewährung im Voraus gewiß.“

Nochmals Erstaunen für den Fremden, der einen Schritt vorwärts ging und schon Etwas zu sagen im Begriff war, was ihm auf dem Herzen zu brennen schien — als er sich faßte, zurücktrat und sprach: „Ich will Euer Schüler sein. Rabbi, so lang ich das Wort Sohar hakodesch kennen gelernt, so lang eine Kunde von der heiligen Kabbala in mir ist, so lange strebe ich schon, einen Lehrer zu finden, der mich in die Geheimlehre einweihe und mir den Schleier löste, hinter dem das Maasse Merkaba verborgen ist. O, Rabbi, Euer Name drang mir vor Allem in das Herz; Euch meinen Lehrer nennen, mich Euren Schüler rühmen zu können — das war die brennende Flamme, die in meinem Herzen loderte. Aber stets schlug mich das Schreckenswort nieder: Rabbi Jizchak nimmt keinen Tal-

mid an! Indeß so sehr ich zögerte, jetzt konnte ich die Sehnsucht nicht mehr überwinden, ich sagte mir: thn' wenigstens Deine Pflicht, wirf Dich ihm zu Füßen, küsse den Staub derselben, vielleicht Seht, Rabbi, hier bin ich, macht mit mir was Ihr wollt, gebraucht mich wozu Ihr wollt, legt mir Bö'n auf wie viel Ihr wollt, demüthigt mich nur nehmt mich zu Eurem Schüler an sendet mich nicht ohne Trosteswort von Euch"

Der Rabbi schien den Sprechenden öfter unterbrechen zu wollen — aber es gelang ihm nicht, den Niedestrom zu dämmen. Jetzt, als der Wittsteller ganz außer Athem gekommen, sagte er:

„Wollt Ihr Euch wohl dort auf einen Stuhl niederlassen, ich werde schnell fertig werden“

„Gern.“ Und der Mann ließ sich nieder.

Als bald nahm der Rabbi einige Instrumente zur Hand, trug einige Figuren auf einen Streifen Pergament auf, dann kamen Buchstaben und Ziffern dazwischen. Es dauerte eine viertel, eine halbe Stunde; der Fremde schwieg, der Rabbi rechnete — da schlug dieser die beiden Hände freudig in einander und murmelte: „Er ist es! Aber“, setzte er zögernd hinzu, „was er soll, wozu er unentbehrlich ist, das sehe ich nicht Doch schadet Nichts, nur weiter, es wird sich zeigen.“

„Ihr könnt bei mir bleiben und die Magd kann Euch die obere Dachstube anweisen. Ohne meine Erlaubniß dürft Ihr dieses Haus nicht verlassen. Morgen wollen wir das Weitere besprechen“

Der Rabbi winkte und der Fremde verließ das Zimmer. Als die Magd ihn zur Dachkammer hinaufgeleitete, schien er sehr scharfe Blicke um sich zu werfen. Die Magd gewahrte es und murmelte: „Wann werden wir den wieder loswerden?“

Sie eilte dann zu ihrer jungen Herrin und berichtete ihr das außerordentliche Ereigniß. Diese ließ sich den Fremden näher beschreiben. Da rief sie voll Schrecken aus: „Wie? ist

das nicht der zudringliche Bachur aus dem Bet Hamidrasch, vor dem ich am letzten Sabbath nicht ruhig auf dem Wall spazieren gehen konnte? Das hat mein Vater übel gethan. Ich muß morgen früh mit diesem sprechen.“

Sarah legte sich diesmal etwas beschwerten Herzens nieder, denn sie meinte zu fühlen, daß ein böser Geist ins Haus gezogen, der den Frieden desselben stören, und daß sie schlimmen Zeiten entgegengehen würde.

Ich will Dich nicht mit der Aufzählung all der Kasteiungen aufhalten, denen der Schüler des Rabbi von diesem unterworfen wurde. Jonathan, so hieß der Bachur, machte schnelle, überraschend schnelle Fortschritte, die den Rabbi in seinem Glauben, dieser sei der vom Verhängniß zur Erreichung seines Zieles ihm nothwendige und zugesandte Mensch, nur immer mehr bestärkten. Der Rabbi vergaß die häßliche, lauernde und abstoßende Außenseite des jungen Mannes, und, je mehr er ihn wegen seines Scharffinnes bewundern lernte, desto lieber gewann er ihn.

Der Rabbi äußerte sich bald hierüber gegen Sarah in solchen Ausdrücken, daß sie es nicht wagte, gegen den fremden Gast zu protestiren, und die Sache ihren Lauf nehmen lassen mußte.

Indeß begann Jonathan bald zu zeigen, daß er außer der Kenntniß in der Kabbala auch noch etwas Anderes im Hause des Rabbi bezweckte. Zwar vermied er sorgfältig jede Zudringlichkeit, jedes anstößige Wort, jede auffällige Geberde. Er war sehr bescheiden, ja demüthig in seinem Benehmen gegen Sarah; nur suchte er ihr Wohlwollen unzweideutig zu gewinnen. Bald fand sie in ihrem Zimmerchen die schönsten Blumen, die, wie es sich zeigte, Jonathan durch die Magd, welche der Schlaue durch kleine Dienstleistungen und Geschenke schnell für sich gewonnen, hatte hinbringen lassen; einmal lag ein neues, prächtig gebundenes Gebetbuch auf ihrem Tische, das sie ihm aber sofort wieder zurückstellen ließ; er wußte immer, wohin am

Sabbath die jungen Mädchen dies oder jenes Mal spazieren würden, nach dem und dem Dörfchen, in den und den Garten, und ließ geschickt die Auskunft im Gespräche bei Tisch fallen, und dergleichen mehr.

Aber einen Eindruck machte er auf Sarah's Herz dadurch nicht; vielmehr blieb er für sie ein Gegenstand der Abneigung; niemals faßte sie Vertrauen zu ihm, sondern sah zitternd der Zukunft entgegen, wo der Plan dieses Menschen, den er offenbar geschmiedet hatte, zum Ausbruch kommen würde.

Nun, diese Zeit blieb nicht aus. Der, in seiner Sehnsucht nach der Herrschaft über die Geisterwelt hastige Rabbi hatte dem scharf blickenden Jonathan, welcher die Ursache der Bereitwilligkeit, mit der ihn sein Lehrer angenommen, zu erforschen suchte, bald verrathen, welche Hoffnungen Zener auf ihn setzte, und wie sehr er ihn dazu an sich zu fesseln suchte. Er hatte bald herausgebracht, daß die Herrschaft eigentlich in seinen Händen sei.

Zwar ließ er es sich gar nicht merken, daß er dies wisse, er fuhr in seiner kriechenden Demuth, in seiner geschwägigen Bewunderung des Rabbi fort, er konnte des Lobes, des Dankes für jeden Fortschritt des Unterrichts nicht genug aussprechen. Aber als sie schon weit genug vorgeschritten waren, fiel Etwas vor, was den Burschen in Harnisch brachte, und bewog, mit kühnem Schritte zum Ziele zu schreiten, zur Entscheidung.

Eines Sabbath's, als Sarah die Absicht kund gethan, mit den anderen Mädchen nach einem nahen Dörfchen zu gehen, um sich dort zu vergnügen, trug sich Jonathan ihr zum Begleiter an. Es war dies an sich nichts Erhebliches, denn meist begleiteten einige junge Herren den Mädchenschwarm, oder machten es doch so, daß sie sich trafen. Aber Sarah schlug es ihm rundweg ab. Als er verbrießlich durch den Hof des Hauses schritt, sah er einen frischen Blumenstrauß, den er des Morgens in Sarah's Zimmer hatte stellen lassen, auf der Erde

unter dem Fenster von Sarah's Zimmer liegen: sie hatte ihn hinausgeworfen.

Da kochte es in seiner Brust, und er beschloß, die Sache weiter zu treiben. Er ging trotz der Abweisung nach dem Dorfe, trat hier mitten in den Kreis der jungen Leute, drängte sich immerfort an Sarah, und bot ihr endlich vor Allen den Arm zum Nachhausegehen an. Das war zu viel für Sarah. Sie wendete sich verächtlich ab, indem sie rief: „Was? bin ich denn Eure Verlobte? Nun und nimmermehr, Ihr zubringlicher, garstiger Mensch!“

Zonathan ballte die Faust, fletschte die Zähne und sprach: „Wart, Dirne, Du sollst es werden!“ und verschwand.

Es war in derselben Nacht, um Mitternacht, als Lehrer und Schüler stillschweigend neben einander arbeiteten — da schlug Zonathan mit einem Male hart den Folianten zu, hob den Kopf in die Höhe und sprach: „Es ist sicher! es ist genug!“

Der Rabbi blickte sich erstaunt um und fragte: „Was ist sicher? was ist genug, Zonathan?“

„Daß Ihr es nicht ohne mich vollendet, daß ich es übernehmen muß.“

Der Rabbi, der sein Geheimniß verrathen sah, sprach erschreckt: „Wie so wißt Ihr das?“

„Nun“, antwortete Zonathan, „meint Ihr, Rabbi, daß ich Euren Unterricht nicht auch für mich selbstständig angewendet? meint Ihr, daß ich nicht auch zu berechnen verstehe? Ich stehe nicht mehr in den Kinderschuhen und überblicke Alles...“

Mehr noch als diese Worte setzte der Ton der Rede, den Zonathan anwendete, und den der Rabbi noch nie von ihm gehört, diesen in Schrecken. Er schwieg einige Minuten, um sich zu fassen, und fragte dann schüchtern: „Nun, Zonathan, wenn Ihr es gefunden, wollt Ihr es denn thun? wollt Ihr den Unterricht, den ich Euch, wie Niemandem zuvor, ertheilte, damit vergelten, daß wir Beide zu dem großen, noch nie erreichten Ziele gelangen, der uns die Welt zu Füßen legt?....“

„O, vergesset nur nicht, Rabbi, daß nicht ich, sondern Ihr durch mich dahin gelanget. Die Formel wisset nur Ihr, und nur Ihr seid befähigt, sie zu sprechen. Selbst wenn Ihr sie mir mittheilt, kann ich sie nicht gebrauchen. Also ich wäre nur der Schemel, auf dem Euer Fuß zum Throne sich erhebe....“

„Nun, so solltet Ihr mein Nachfolger sein; ich will Euch dies mit einem Schwure bekräftigen, der niemals gebrochen werden kann. Ja, sagt mir nur, was Ihr als Preis haben wollt, und sobald vollendet ist, sollt Ihr ihn empfangen....“

Jonathan, der durchaus nicht so gläubig war wie der Rabbi, und dem sein Studium gar keine Ueberzeugung von der Wirklichkeit der erträumten zukünftigen Herrschaft über alle Geister geschafft hatte, schüttelte den Kopf und sprach: „Nein, ich will meine Dienste nicht verkaufen; und dann, wer sagt und bürgt uns denn, daß Ihr im Stande seid, nachdem Ihr das Siegel Salomonis erlangt habt, zu erfüllen, was Ihr vorher versprochen; ich glaube vielmehr, daß die Geister Euch darin nicht zu gehorchen brauchen werden....“

„Und was verlangt Ihr denn, Jonathan?“ sprach der Greis voll Lebens und Erwartung.

„Ich will es Euch sagen — ich muß Euer Eidam werden....“

„Mein Eidam.... meine Sarah....“

Der Rabbi schien höchst überrascht. Er schwieg. Eine Fluth von Gedanken rollte ihm durch den Geist. So wenig Rabbi Jizchak mit der Außenwelt verkehrte, so groß war doch sein Scharfsinn. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Wie es immer geht, hatte der Bösewicht sein Spiel gerade am Ziele aufgedeckt. So hätte er mit dem Rabbi nicht sprechen sollen. Dieser Ton, dieser Uebermuth offenbarte dem Rabbi den Abgrund des Herzens, das vor ihm stand. Jetzt erblickte er das häßliche, abstoßende Aeußere seines Schillers, und im Geiste stellte er seine reizende Tochter an die Seite desselben, um sie zu vergleichen. Aber konnte er des Jonathan entbehren? konnte er, so dicht am Ziele, sein Ziel aufgeben? Wer

kennt, dachte der Rabbi, des Weibes Herz? Vielleicht ist Sarah damit einverstanden. Nach einigem Zögern sprach er: „Ich will morgen mit meiner Tochter reden.“

„Was, Rabbi, Ihr wollt mit Eurer Tochter reden? Seit wann wäre das Sitte, daß der Vater mit der Tochter über seinen Eidam rede? Das ist Chuffas hagojim. Ihr seid Vater, und — ich verlange Eure Antwort zur Stelle, sonst verlasse ich Euch auf der Stelle. Ich will mich nicht hänseln lassen....“

„Ihr scheint meine Tochter nicht sehr zu lieben, Bonathan, oder habt von ihr schon eine tüchtige Abweisung erhalten, sonst würdet Ihr es für recht befinden, daß ich erst mit ihr rede. Indesß was auch auf dem Spiele stünde, ich kann gar nicht anders handeln. Als meine verstorbene Magd, die treue Bitta, auf dem Sterbelager lag, ließ sie mich rufen, und nahm mir einen hohen heiligen Eid ab, Sarah nie zu verloben, ohne sie gefragt und ihre Einwilligung erhalten zu haben. Denn, Rabbi, sagte sie, Ihr seid mit der Welt zu unbekannt, um nicht leicht hintergangen zu werden. Ich habe geschworen und werde es halten....“

Der Bachur biß sich auf die Lippen und schwieg. Er fühlte, daß er sein Spiel verloren. „Nun gut“, sagte er endlich, „morgen Mittag erwarte ich Antwort.“ Hiermit zog er sich auf seine Kammer zurück.

Sein Entschluß war gefaßt. Am andern Morgen stieg er hinunter und trat, als Sarah allein in der Wohnstube war, ohne Weiteres auf sie los.

„Sarah“, sagte er in einem trotzigen Tone, „Ihr habt mir große Schmach zugefügt. Ich will nicht das Böse mit Bösem vergelten. Hört wohl zu, um Eures eignen Besten willen....“ fügte er hinzu, als Sarah sich abwandte und das Zimmer verlassen wollte. „Ich trage Euch förmlich hiermit meine Hand an, und damit Ihr sie annehmet, sage ich Euch, daß Euer Vater den größten Werth darauf legt, und damit Ihr mich nicht abweist, sage ich Euch, daß Euer Vater und

Ihr ins Verderben gestürzt werdet, wenn Ihr mich abweist. Bedenket es wohl, jedes Wort, das ich Euch sage, hat Centnergewicht, und es kann die Zeit nicht ausbleiben, wo Ihr diese Stunde wehklagend zurückrufet, wenn Ihr mich abweist. Noch diesen Morgen wird Euer Vater mit Euch sprechen, saget Ja, und Ihr macht uns Alle glücklich...."

Sarah stand wie angewurzelt; ehe sie noch antworten konnte, war Jonathan aus dem Zimmer verschwunden.

Welch ein Kampf ging in dem zarten Herzen des Mädchens vor. So unbestimmt der Bösewicht auch von dem Verderben gesprochen, das ihr und ihrem Vater drohe, wenn sie ihn abweise: so fühlte sie doch, solch ein Mensch spricht nicht leere Worte, sondern ist entschlossen auszuführen, was er in seinem schwarzen Herzen ausgebrütet. Wie? sollte sie die Ursache eines schweren Unglücks sein, das über ihren edlen Vater hereinbräche? Doch wiederum, was könnte ihr tugendreicher Vater, der kein Kind beleidigte, gethan haben, dessen Folgen für ihn verderblich sein könnten? Und war nicht das Unglück noch größer, an der Seite solch eines Mannes zu leben? „Nein!“ rief sie aus, „mein Herzblut geb ich hin, aber nicht mein Leben! Mag er drohen — drohen wohnt ein Beschützer der Unschuld.“

Sie faßte sich.

Ihr Vater kam und trug ihr die Sache in zarten und zärtlichen Worten vor. Sie berichtete ihm den ganzen Hergang der Dinge, sie zeigte ihm, daß Jonathan nur deswegen in ihre stille Stätte gedrungen, sie öffnete ihm ihr Herz und legte ihm den unüberwindlichen Abscheu dar, den sie vor dem Vachur habe. Der edelmüthige Rabbi seufzte nur; er sprach ihr Nichts von der Zertrümmerung seiner Hoffnungen, von der Täuschung, die er nun zu tragen habe.... er seufzte nur. Als Jonathan zu Mittag herkehrte, gab er ihm kund, daß seine Tochter seine Hand nicht annehmen wolle, und daß er sie weder zwingen könne noch werde. Jonathan erwiderte kein Wort, drehte sich

um, ging auf seine Kammer, nahm seine Effecten und verließ das Haus.

Als es Abend geworden, saß der Rabbi wieder in seinem Studirzimmer. Er hatte die Berechnungen wieder vorgenommen, denn noch lebte die Hoffnung in ihm, vielleicht könnte er auf andere Weise zum ersehnten Ziele gelangen.

Es schlug draußen elf Uhr. Da entstand ein lautes Pochen an der Thüre des Hauses. „Aufgemacht! im Namen des Gesezes“ — erscholl es von unten herauf.

Wer da pochte um Mitternacht an die Pforte der stillen Hütte, das waren die Diener der Polizei, angeführt von einem rothhaarigen Israeliten, um hereinzubrechen in die Wohnung dessen, den er noch am Tage zuvor seinen Lehrer genannt. Er hatte den alten Rabbi der Zauberei und Hexerei angeschuldigt.

Zitternd hatte die Magd die Hausthüre geöffnet, als die Polizisten schnell das Haus besetzten, den ihnen entgegenkommenden Rabbi unter dem Jammergegeschrei der beiden Mädchen zwischen sich nahmen, in seine Stube drangen und hier alles Mögliche in Beschlag nahmen. Und sie fanden genug, was den Unwissenden jener Zeit Grund abgab für die Anklage. Die Bücher, von denen Keiner nur die Buchstaben kannte, die Schriften mit den sonderbaren Figuren, astrologische Instrumente, chemische Apparate und dergleichen, das waren die corpora delicti in Menge. Auf Grund dessen wurde der Rabbi Sischak nicht allein zum Gefangenen erklärt, sondern sofort geschlossen in den scheußlichsten Kerker geworfen und der Proceß instruirt.

Die Lage war schlimm für den Rabbi. Der allgemeine Ruf, der ihm Uebernatürliches zuschrieb, die Aussage des Denuncianten, daß er ihn aufgefordert, ihm zur Herrschaft über die Geisterwelt zu verhelfen, die verworrene Vertheidigung des Rabbi, welcher, selbst unter den Einflüssen des Aberglaubens stehend, seine anfängliche Behauptung, nur des Studiums wegen diese Dinge getrieben zu haben, nicht consequent durch-

fährte und viel zu viel zugab — alles dies bereitete ihm ein trauriges Schicksal. Sobald der Proceß so weit gediehen war, wurde der Rabbi von aller Mittheilung nach außen abgesperrt, und selbst die unglückliche Sarah an der Pforte des Gefängnisses abgewiesen. Ja, es wurde ihr kund gegeben, daß der Proceß ihres Vaters in das zweite Stadium eingetreten und er binnen eines Monats auf die Folter kommen sollte.

Welche Verzweiflung im Herzen der Tochter! Ach, wie gern hätte sie jetzt selbst dem elenden Jonathan ihre Hand geopfert, wenn damit die Anklage zurückgenommen werden konnte. Der ruchlose Bachur suchte geflissentlich ihr zu begegnen, um sie sein triumphirendes Lachen hören zu lassen. Doch bald fühlte er selbst bereits die Folgen seiner That. Die Juden waren freilich zu furchtsam, um etwas Erleckliches für ihren Rabbi zu unternehmen; sie fürchteten, der Verdacht der Zauberei würde bald auf sie Alle ausgedehnt werden — aber desto heller schlug ihr Grimm gegen den Verräther auf. Ausgeschlossen ward er aus aller Gemeinschaft; wo er erschien, wick man ihn aus; der Speisewirth wies ihn zur Thür hinaus; in der Synagoge leerte sich die Bank, wo er sich niederlassen wollte; im Bet hamidrasch trafen ihn die Ellbogen aller Bachurim dermaßen, daß er sich sofort vor der Pforte befand. Einige Tage hielt er es aus, dann lief er spornstreichs zum nächsten Pfarrer, um sich taufen zu lassen. Aber, da seine That ruchbar geworden, wies ihn auch dieser ab: erst müsse er sich von der Treulosigkeit gereinigt haben. Er verließ die Stadt, und man hörte nie wieder Etwas von ihm.

Der Proceß ging weiter; schon war der Tag der Folterung bestimmt. Sarah lief verzweifelt von Richter zu Richter. Die meisten waren schon aufgeklärt genug, um den Rabbi höchstens als einen Schwärmer zu bemitleiden: aber was vermochten sie zu thun? sie mußten dem Buchstaben des Gesetzes Genüge thun, die Beweise waren zu schlagend. Sie versprachen ihr, dem Rabbi zuzureden, Alles zuzugestehen, um der Folter

zu entgehen, das Urtheil würde dann freilich auf den Tod durch den Scheiterhaufen lauten, aber vielleicht daß der Fürst Gnade ertheilte.

Da kam die Rettung von oben. Es war Krieg ausgebrochen; die Preußen rückten in das Städtchen ein, die Preußen, deren Thron soeben von dem erleuchteten Friedrich bestiegen war.

Sarah eilte zum Befehlshaber der Schaar, welche die Stadt besetzt hatte. Dieser interessirte sich für die Angelegenheit, sie reizte seine Neugier. Er ließ den Rabbi vor sich kommen, befragte ihn über die Versuche, die er etwa zu zaubern schon unternommen, und als dieser sich hiervon gänzlich reinigte, und die ganze Anklage aus ihrem wirklichen Beweggrunde nachwies — befahl er ihm, sofort die Stadt zu verlassen, da er nicht wissen könne, wie lange er hier den Befehl führen werde.

Wie selig waren Vater und Tochter, als sie sich wieder in den Armen hielten! Schnell waren die wenigen Habseligkeiten, die sie mitnehmen konnten, zusammengerafft; die Gemeinde unterstützte den Rabbi mit einigem Gelde — und so verließen sie mitten im Kriegsgetöse den Ort, wo sie so friedlich gelebt, wo die Gräber ihrer Lieben sich befanden.

Ach, es ging ihnen lange Zeit traurig. Die schwierigen Zeitverhältnisse schreckten die Gemeinden ab, einen Rabbi anzunehmen, der Krieg brachte Verarmung zuwege, so daß auch die Unterstützungen spärlich flossen. Aber was that's, Vater und Tochter hatten sich doch, und ertrugen die härtesten Entbehrungen mit einander.

Es war ein Sommernachmittag, heiß, schwül; der Greis schwankte am Wanderstabe, die Tochter unterstützte ihn. Fern am Himmel zogen sich dunkle Wolken zusammen, kündend ein schweres Ungewitter. Ferner noch war der nächste Zufluchtsort. Jagend schauten unsere beiden Wanderer nach dem Horizonte, denn Sturm, Regen, Blitz drohten sie zu treffen. Und immer näher kam es. Schon vernahm man das Rollen des Donners; schon erhob sich der Wind und beugte die Wipfel

der Bäume, und warf die hohen Halme der Saaten wogend unter einander; einzelne schwere Tropfen fielen nieder. „Herr, wie wird es uns ergehen!“ seufzte der Rabbi. „Hab mir Muth“, hauchte das schwache Mädchen, aus dessen Auge sich nicht minder schon die Tropfen drängten, „hab mir Muth, theurer Vater, es wird vorübergehen.“

„Ja, vorübergehen, aber wie wird es uns zurücklassen?“

„Gott wird uns schützen, Vater! ist doch der Donner seine Stimme, und der Blitz sein Feuer.“

Immer näher kamen die Wetter; immer lauter rollte der Donner; immer stärker blies der Sturm; die Blitze begannen sich zu kreuzen —

Da wurde auch das Rollen eines Wagens hörbar; näher kam er, ein schöner, verdeckter Wagen; Sarah eilte ihm entgegen; es saß nur ein Mann darin, der selbst kutschte; es schien ein Glaubensgenosse. „Erbarmt Euch eines alten Mannes!“ rief ihm das Mädchen zu, „nehmt uns auf, guter Mann, im Namen des barmherzigen Gottes!“

Die Pferde hielten an, der Mann blickte auf das Mädchen, den Greis. „Steigt nur ein, es ist ja Platz genug und die Pferde sind kräftig.“

Sie stiegen auf. „Gott, so sendest Du Deine Voten!“ rief der Greis, und blickte auf den wolkenbedeckten Himmel. „Vielleicht war das die letzte Sühne, Sarah!“

Nach einer halben Stunde hatte sich der Sturm gelegt. Der Mann ließ die Pferde langsam gehen, wandte sich um und fragte: „Wer seid Ihr? woher kommt Ihr? wohin wollt Ihr?“

Der Rabbi nannte seinen Namen, erzählte seine Geschichte und bat den Mann um Verzeihung, wenn er ihn belästigte, indem er zugleich seinen Dank in warmen Worten ausströmte.

Der Mann hörte aufmerksam zu, ließ sich in ein weiteres Gespräch ein, fragte den Rabbi geschickt nach seiner Meinung in mancherlei Dingen des Glaubens und Gesetzes. Der Rabbi

antwortete gern und verrieth dabei leicht seine große Kenntniß und seinen bedeutenden Scharfsinn.

Endlich fragte der Mann: „Seid Ihr ein guter Baal Darschan (Prediger)?“ „Nun, meine Gemeinde war oft mit mir zufrieden.“ „Nun, so sollt Ihr in N., wohin wir fahren, den nächsten Sabbath Eure Probedrascha halten, wir wollen einen Rabbiner wählen, da unserer' (Friede über ihn!) vor einem Vierteljahr verstorben. Ich bin Mosch hakahal.“

Die Pforten des Herzens öffneten sich dem verstoßenen Wanderer, und ließen die süße Hoffnung ein.

Diese Hoffnung täuschte ihn nicht. Der Rabbi hielt mehrere Predigten, und entzückte seine Zuhörer immer mehr. Nach einem Monat bestieg er nach einstimmiger Wahl von Seiten der Gemeinde den Lehrstuhl. Sein Alter verfloß ruhig. Seine Tochter vermählte er nach ihrem Wunsche und sehr angemessen. Er sah, wie Joseph, seine Enkel zwischen seinen Knien erwachsen.

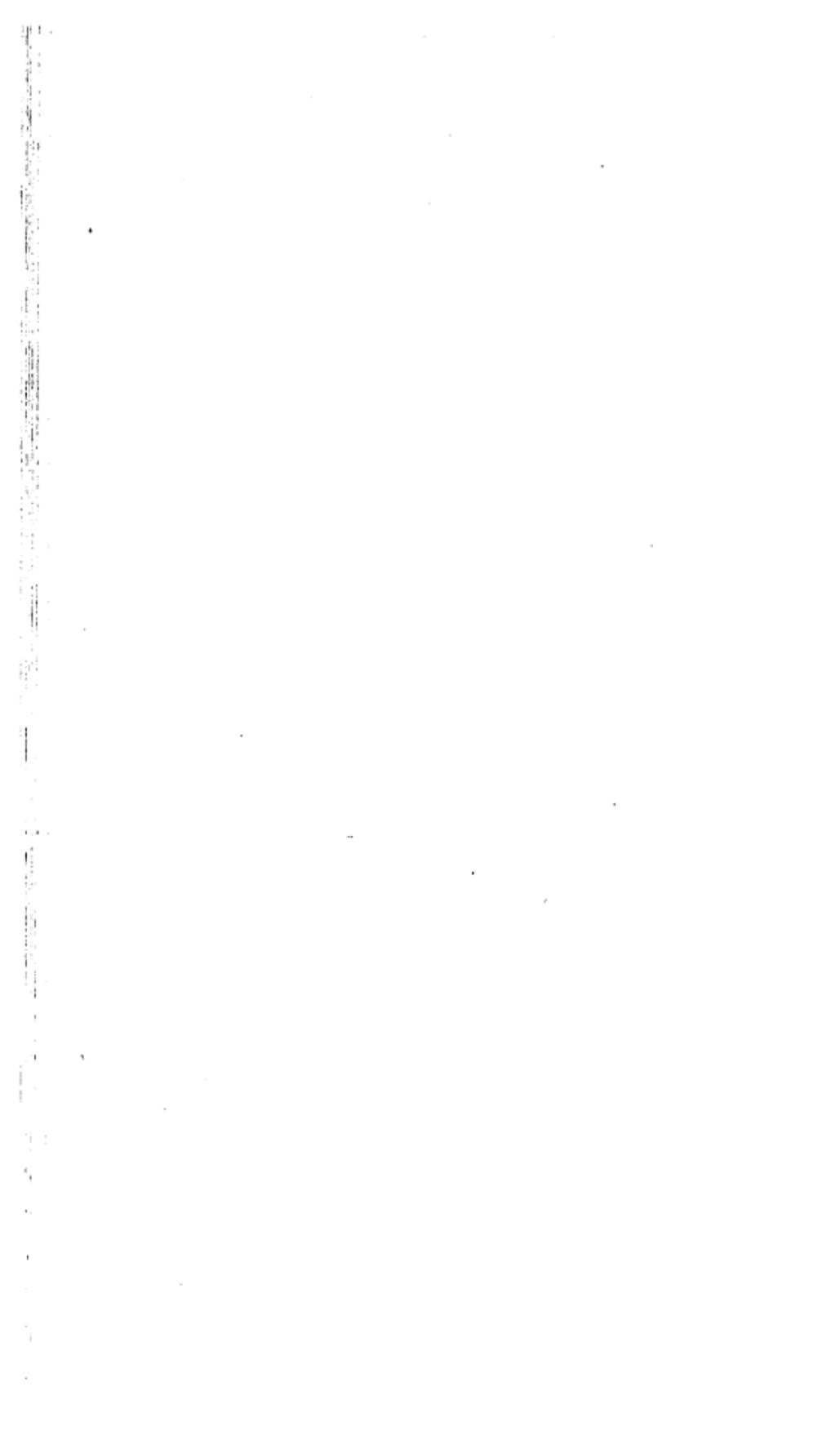
Aber die Kabbala trieb er nicht wieder. Sei es, daß er nun doch nicht die Kette zu schließen hoffte, sei es, daß er vom Glauben zurückgekommen.

Siehst Du, mein Jakob, so hatte sich der Stiel in die Dehre der Art gedrängt, um den eichenen Stamm zu fällen — aber diesmal ließ es Gott nicht zu: die Eiche wurde nicht gefällt, sondern nur entwurzelt und in andern Boden gepflanzt.

—ms.zeffo22ca—

Jüdische Mährlein.





Jüdische Mährlein.

1.

Der Mann mit dem steinernen Herzen.

War Einer aufgewachsen in großem Elend, Eiseck genannt. Vater und Mutter waren früh gestorben, Bruder und Schwester hatte er nicht, die ganze Hinterlassenschaft bestand in einem abgegriffenen Gebetbuch, einem schmutzigen Gebetmantel und verschimmelten Gebetriemen. War er so 'rungestoßen worden in der Gemeinde von Hülte zu Hülte, daß er mager aufschöß vor Hunger und verkümmert vor Mangel an Pflege. Aber er ward auch früh pfißig im Handel und Wandel, und lernte bald einige Pfennige verdienen, und was noch mehr ist, lernte diese erhalten und wieder verwenden in immer bessere Waare; weßmaßen er auf das Geld große Stücke hielt, und selbst als er erst solches hatte, doch lieber darbt und sparte. So ward er ein beglückter Junge, eh es Einer wußte, aber ohne daß man es wußte, trante man es ihm zu. Verschlossen war er und wollte keinen Freund haben, denn er dachte: hab ich doch keinen gefunden, als ich ihn nöthig hatte; verschlossen war sein Herz und der Gedanke an seine frühere Noth öffnete es nicht für fremde Noth, denn er dachte: hab ich doch auch kaum einen Helfer getroffen; kein Wunder, daß auch seine Taschen über die Maßen verschlossen waren für öffentliches Bedürfen und für Bedürftige. Mochte Einer bitten und stehen, ließ ihn unkommen um ein Glas Wasser. Freilich hörte er, daß „Almosen-

geben vom Tode rette“, aber er war ja noch nicht so weit; und daß „Almosengeben von der Strafe befreie“, aber er glaubte nicht gesündigt zu haben, da er streng die frommen Bräuche hielt, wie es dazumalen noch Sitte war bei allen Juden; und daß „der Herr tausendfältig wieder vergelte“ — das machte ihm freilich einige Bedenken, denn „tausendfältig“ ist ein gar gutes Geschäft — aber das mußte er doch einmal durchprobiren, und die Probe, das war das Uebel, da hätte er doch einmal erst geben müssen und das hätte ihm das Herz abgebrüht. So ging er und wuchs an Jahren, was ihm Jeder ansah, und an Gut, was ihm Keiner ansah.

Ging er einmal, nachdem er fast sein ganzes Päckel sehr vortheilhaft, nicht an den Mann, aber an die Leute gebracht, ging er in der Abenddämmerung vom Dorf zur Stadt, worin seine Heimath; er plärzte und piff heiter vor sich hin, denn das kostet Nichts, zuletzt sang er irgend eine Synagogemelodie; seine Hand in der Tasche, worin viel Geld, aber bei Leibe klimperte er nicht, denn das hätte Wer hören können, und er ging darum auch sehr vorsichtig und setzte den Fuß langsam nieder. Wie es so dämmerig und immer schauriger wurde, kam bei einem Kreuzweg ein kleines Männlein daher; es war nur ein oder anderthalb Fuß hoch, aber doch ganz eben gebaut, hatte ein graues Kleid an von oben und unten, und einen Breitel auf dem Kopf, darunter aber große Augen hervorbraunten. Kam ganz nahe und blieb dann stehen und sprach: „Scholem aleichem, gebt einem armen alten Manne was!“

Sprach Eiseck: „Was? geben? Ich habe selber Nichts, gebt mir was!“

Aber da stieß, weil er ärgerlich worden, sein Fuß an einen großen Stein am Wege, und das Geld klimperte gewaltig in der Tasche, daß man es weit hätte hören können.

„Du hast Nichts, und das Geld in der Tasche straft Dich Lügen . . . habe Mitleid, ich hab noch Nichts gegessen den ganzen Tag, und Du bist doch ein Süd und ich auch . . .“

„Ei was da, ein Bild, ein Lump seid Ihr, geht mir aus dem Wege, das Geld in der Tasche gehört nicht mir, sondern den Leuten, die mir Waare geborgt, und es sind doch nur Kupferpfennige“

Und wieder stieß im Fortgehen sein Fuß an einen andern Stein, und es klinkerte wieder in der Tasche, und man hörte deutlich das Silber, denn es klang, und beinah klang es, als ob auch ein Goldstück darunter. Aber er achtete nicht darauf, stieß die Hand tiefer in die Tasche, und faßte das Geld, daß es nicht klinkere. Wandt er sich und ging seines Weges. Aber der Kleine ging ihm nach; und Eiseck eilte von ihm zu kommen, aber es half Nichts, lief er, so lief dieser auch, blieb er stehen, sich zu verschlaufen, blieb der Kleine auch stehen und schnaufte. Eiseck aber ward immer milder und milder und endlich konnte er nicht weiter, und warf sich an einen Hügel trotz des Thaues nieder, und wahrhaftig! er schlief schon. Als bald machte sich der Graue über ihn her, — Ihr meint wohl, er nahm ihm das Geld aus der Tasche? Gott bewahre! aber er holte ein scharfes, blinkendes Messer aus seinem Mäppchen und öffnete die Kleider Eiseck's und that ihm einen großen Schnitt in die Brust, ohne daß es blutete, und holte ihm das Herz aus der geöffneten Brust, und dann nahm er einen ledernen Beutel und that das Herz hinein, und holte einen mächtigen Stein und that diesen in die Brust Eiseck's an dieselbe Stelle, und schloß die Brust wieder zu, ohne daß ein Blutstropfen verloren gegangen, und ging von dannen und war um die Ecke verschwunden. Jetzt erwachte Eiseck und hatte von allem Dem Nichts gemerkt, griff schnell in die Tasche, ob sein Geld noch darin, und nach seinem Bündel und ging rasch nach der Stadt. Also wußte Eiseck gar nicht, daß er ein steinernes Herz in der Brust, nur war es ihm da so schwer, wie nicht zuvor, aber er glaubte, das wäre der Schlaf noch. Er wußte es nicht, und Keiner wußte es.

Aber seit dem Tage war es doch ganz anders mit dem

Eiseck. Hatte bis jetzt die größte Freude gehabt, wenn er einen guten Handel gemacht, und wenn er dann die gewonnenen Bagen zählte und wegschloß; oder wenn er überhaupt seinen heimlichen Schatz hervorholte und langsam in Haufen gleichartiger Münzen theilte, bis er genug gesehen. Wie das wuchs und wuchs, fühlte er die höchste Wonne, wie kann ein liebender Jüngling bei seiner Braut. Aber das war jetzt anders. Die Freude war geschwunden. Hatte er was verdient und erworben, so war es ihm wie ein Centner in der Brust, und es drückte und drückte ihn, daß dies lange noch nicht genug, um so und so viel zu sein, und er fühlte eine unerträgliche Last, bis er so und so viel erschwungen hätte, daß es ihn nicht ruhen und rasten ließ; und wenn er dann dies „so und so viel“ hatte, so war es ihm unterdeß klar geworden, er müßte gerade noch einmal so viel haben, und darüber war die Freude weg, und der Druck und die Last in der Brust noch einmal so groß. Niemand sah ihn mehr lachen, Niemand weinen, sondern stets nur arbeiten, außen wie innen, und zumeist die rechte Hand an der linken Brust.

Da er endlich ein hübsches Vermögen, dachte Eiseck ans Heirathen. Aber im Herzen war es ihm da nicht, wie einem Freier, der das Glück des Lebens vor sich sieht, sondern es drückte ihn nur die Sorge, ein recht vortheilhaftes Geschäft damit zu machen. Fand endlich eine reiche Jungfer, reich an Jahren, Reifen und Gut; hatte ein hübsches Häuschen und wohl über hundert polnische Gulden baar. Wurde die Hochzeit gefeiert, und die Jungfer ließ es hoch hergehen dabei, hatte sich sehr herausgeputzt und viele Freunde „genöthigt“, und sie hieben wacker in den Braten ein, und tranken ihr Gläschen Anis und Rümmeel dazu, und ließen das Brautpaar hoch leben und der „Spaßmacher“ brachte alle seine Witze an — Alles jubelte, nur Eiseck schwieg, hielt die Hand an die Brust, und berechnete die Kosten gegen die erhaltenen Geschenke, die Teller, Tassen, zinnernen Köffel und so weiter.

Nach Jahresfrist beschenkte ihn seine Ehefrau mit einem Sohne. Aber Eiseck hatte keine Freude daran, sondern dachte nur an die vielen Kosten des Wochenbettes, und das „Bundesfest“ machte auch Kosten, und seine Frau konnte lange Zeit nicht im Geschäft helfen.

Dauerte aber nicht gar lange, so kränkelte das Kind und schwand hin und starb. Aber am Begräbnistage kam keine Thräne aus dem Auge des Vaters, und er ging zum „ewigen Hause“ seines Kindes und von dannen schweigsam wie immer.

Seine Frau aber grämte sich sehr und verlor die Lust am Leben und starb auch. Aber ob Eiseck nun auch ganz einsam wieder war, vergoß er doch keine Thräne, und war wie immer, als man die Verstorbene neben ihr Kind bettete, und er die erste Schaufel Erde auf ihre Reste warf.

Aber allmählig stieg in ihm doch die Frage auf: warum bist du so anders wie alle Andern? Du fren'st dich nicht, wo sich Andern freuen, du grämst dich nicht, wo sich Andern grämen — und da dachte er einmal, vielleicht ist's, weil du gar Nichts in die Armenkasse (Zedoka) gibst, und er that sich Gewalt an und ging zum Vorsteher (Gabbai) und griff rasch in die Tasche und faßte zwei, drei Geldstücke — immer doch ein Anfang — aber als er sie herausholen wollte, fühlte er einen schweren, dumpfen Druck in der Brust, und er ließ die Geldstücke fallen und frug den Armenverwalter nur: ob er Nichts zu wechseln habe?

Ging von dannen und fühlte so Etwas wie eine dunkle Betrübniß. Ging aufs Dorf und machte Geschäfte. Ward's dunkel, und machte sich auf den Heimweg. Wie es immer schauriger wurde, kam er an den Kreuzweg, und siehe, der kleine Mann in grauem Gewande, mit dem Breitkel und den großen, brennenden Augen kam daher geschritten, aber in der linken Hand hatte er diesmal einen ledernenbeutel, darin sich Etwas leise bewegte. Trat näher und sprach: „Scholem aleichem, gebt einem armen, alten Manne was!“

Stand Eiseck eine Zeit lang sinnend da, und antwortete: „Geben? Wöcht Euch wohl was geben....“

„Nun, so gebt mir was, die kleinste Kupfermünze, ich hab heut den ganzen Tag noch Nichts gegessen.... und ich will es Euch gar sehr vergessen....“

Eiseck zögerte noch einen Augenblick, faßte in die Tasche und sprach: „Wöcht Euch wohl was geben, aber.... ich kann nicht....“

„Nun, so seid verdammt, Ihr, mit dem Herzen von Stein, und behaltet's und tragt's so lang Ihr lebt....“ Wandte sich und war verschwunden.

Da war es mit einem Male klar dem Eiseck, und da drinnen pochte und hämmerte es ihm nicht, aber es lag schwer und immer schwerer ihm in der Brust, denn er wußte nun: er habe ein Herz von Stein.

Und da ging er heim und begann sich dennoch zu grämen und härmte sich ab auf seinem einsamen Lager, daß er einen Stein in der Brust habe, und fühlte ein immer größeres und herberes Gebreite, und lag krank darnieder und Niemand ließ sich bei ihm blicken. Als er gestorben war, kamen die barmherzigen Brüder und wollten ihn waschen und bekleiden und begraben. Siehe, da fanden sie, daß er eine Wunde an der Brust gehabt, und die war aufgegangen und da hatte ein mächtiger Stein sich herausdrängen wollen, aber hatte nicht gekonnt und war nur sichtbar geblieben. Sie waren sehr verwundert und deckten die Wunde doppelt zu, thaten dem Todten alle Ehre an und gelobten sich, niemals von dem zu sprechen, was sie gesehen.

Aber es kam doch unter die Leute, ich weiß nicht wie, und am Begräbnistage flüsterte Einer dem Andern ins Ohr: „Eiseck hat ein Herz von Stein gehabt!“ Und da antwortete der Andere: „Ah so.... darum auch....“

Und seitdem, wenn Einer durchaus Nichts geben will,

und wenn er die Miene macht, als wölst er wohl, aber er kömmt es nicht übers Herz bringen, und thut's wirklich nicht, sagt man: „Er hat ein Herz von Stein . . .“

2.

Der Geiger.

Daß die Weisim (Tobten) die Synagoge und das Beiß hamidrasch (Lehrhaus) besuchen und ihre Andachtsübungen da halten und „lernen“, ist eine bekannte Sache, weniger aber, daß sie auch ordentlich Purim (Hamausfest) feiern und da sehr lustig und guter Dinge sind. Das hat mein Großvater von einem sehr glaubwürdigen Manne erfahren und ich will es Euch getreulich erzählen.

War vor Zeiten in unsrer guten Stadt ein kleines vergrantes Männchen, das von früh bis spät an der Thür des Hauses stand, mit halb vorgebeugtem Leibe in die Straße hinausstarrend, an der Thür des Hauses, in dessen Hintergebäude er eine Dachkammer bewohnte. Nannte man den Mann „Karpel mit der Geige“, was so zunging. Er hatte eine Geige, die hing Jahr aus Jahr ein an der Wand, und ob er sie früh und spät anschnurzelte wie eine Geliebte, an der Einem alles Sinnen und Trachten hängt, daß man sah, die Geige beschäftigte ihn Tag und Nacht, so nahm er sie doch niemals herunter. Sein Lieblingswort war daher, wenn von den Jungen, die ihn zu verhöhnern pflegten, ein gutmüthiges Bürschchen einmal bei ihm stehen blieb: „Du, hör, ich will Dir auch ein Räthsel aufgeben; was ist das, wenn's an der Wand hängt, ist's traurig, wenn man's runter nimmt, ist's 'ne Biolin?“ — Aber wenn am Purimfeste die Sonne die letzten Schatten geworfen, wenn die Dämmerung des nahenden Frühjahrs den dufftigen Schleier über die Stadt breitete, wenn in den Häusern der Söhne

Juda's zur Feier des heitern Festes Kerzen über Kerzen sich entzündeten auf den bestgedeckten Tischen, und Kalbsbraten und geschmorte Pflaumen überall erschienen, und wenn diese aufgeräumt waren, mächtige Bowlen an die Stelle kamen, aus denen der starke Duft des Punsch's in die Höhe stieg; und wenn dann bunte Gestalten, in Mäntel vermunnt, durch die Straßen huschten, hinter drein im hellen Mondenschein die Zungen: „Maske! Maske!“ und bald in dieses, bald in jenes Haus schlüpfen, auf der Flur die Vermummung abwarfen und in die hell erleuchteten Zimmer traten, um sich anstauen, errothen und bewirthen zu lassen, auch lustige Sprüchlein zu sagen und in der „Maskenfreiheit“ sich Scherze und Schalkstreiche zu erlauben; oder es fuhren ganze Gesellschaften „Verstellter“ in einem Wagen herum und statteten ihre Visiten ab — da hatte auch unser Männchen längst seine Geige von der Wand genommen, hatte sie probirt und gestimmt, hatte mächtig darauf herumgestrichen (seine Feinde sagten „gekrakt“), und war hinausgegangen, um auch die Dunde zu machen, und in allen „guten“ Häusern, hie und da auch in einer Hütte, vorzusprechen. Und wo er eintrat und sein „Gut Purim, gut Purim, ihr liebe Leut!“ entgegenrief, da ward er mit Jubel empfangen: „Karpel mit der Geig ist da! Gottswillkommen, Karpel!“ Und nun fing er an zu streichen. Zuerst strich er sich die Haare aus der viel- und tiefgefurchten, breiten Stirn, daß sie in die Höhe standen, dann strich er hochbegeistert mit dem Bogen über die Geige, und nun fing er an. Allerdings standen ihm nur drei Melodien zu Gebote, die er immer und immer wieder spielte, wenn auch nicht immer in derselben Folge, aber diese wie fertig und mit welcher Force! und immer den Bogen bis auf den untersten Knopf, und die Geige herumgeworfen nach links, daß er fast sich um sich selbst drehen mußte, um nur mit dem Bogen auf die Saiten zu kommen, und dabei den Kopf bald links, bald rechts, daß er manchmal wie auf den Nacken zu stehen kam — und nach jeder Melodie wurde ihm

ein Glas Punsch aufgezwungen, und da gerieth er in Fener, und nun geriethen in seiner doppelten Begeisterung seine drei Melodien untereinander, und ein paar Tacte der einen wechselten mit ein paar Tacten der andern, das gab ein höllisches Concert, daß er zuletzt alle drei mit einem Strich zu spielen schien, und die Leute lachten sich halb todt und hielten sich die Ohren zu und kreischten: „hör auf, hör auf!“ er ließ sich aber nicht stören — und da sprang wohl Einer in die Höhe und der Andere, und hielten ihm den Ellbogen fest, aber er machte sich auf Augenblicke frei und strich weiter, da stopfte man ihm die Taschen voll Kuchen und wenn der Lärm lang genug gedauert, schoben sie ihn zur Thür hinaus — das war eine Purimlust! Draußen auf der Straße schüttelte er dann mit dem Kopf, warf den Kuchen aus den Taschen, denn der Instinct sagte ihm, sie müßten leer sein, um anderwärts wieder gefüllt zu werden, ging ein paar Häuser und stand still — aber wie er wieder an ein hell erleuchtetes Haus kam, husch! war er wieder hinein und der Spectakel fing von Neuem an . . . Das war „Karpel mit der Weige“.

War er einmal auch so in vielen Häusern gewesen, daß es spät in die Mitternacht gekommen war, und hatte den Heimweg angetreten. War's heut überaus gut gegangen, überall war er freundlich empfangen worden, und man hatte ihm des guten Getränks so viel gespendet, daß, so viel Karpel auch zu fassen vermochte, doch der Kopf ihm etwas stark unnebelt war. Curios, tanzt' ihm doch heut der Mond wie auf der Straße herum, daß er schier glaubte, er könnt ihn fangen, und er einige Male ansetzte, ihm nachzulaufen, und die Häuser standen alle auf den Dächern, und die großen, schwarzen Schornsteine waren die Beine, auf denen sie marschirten und hüpfen, als wollten sie mit einer großen Polonaise den Ball eröffnen; was Wunder, daß er ihnen auswich, aber darum nur um so eher auf sie stieß und von der einen Seite zur andern geworfen wurde; bald war er daher aus dem Wege gekommen, und

gerieth hin, wo er sich nicht mehr zu finden wußte; und da fühlte er sich endlich sehr müde und setzte sich voll Grauens auf einen Eckstein, und fast war es ihm, als schliefe er ein....

Aber das kann doch nicht gewesen sein; denn kaum hatte er die Augen geschlossen, so fiel ein so starkes Licht ihm in dieselben, daß er sie wieder aufthun mußte, und, was er vorher gar nicht gewahrt hatte, gegenüber dem Ecksteine, auf dem er saß, stand ein großes Gebäude, aus dessen zahllosen Fenstern ein unendliches Licht strahlte. Plötzlich öffneten sich die Pforten und in dem gewaltigen Lichtglanz, der herausquoll, sah er zwei, drei Gestalten, die ihm winkten und winkten, bis er nicht mehr widerstehen konnte, und, die Geige fest an das Herz gedrückt, hinüberschritt. Die Gestalten traten ihm aus dem Weg und er hinein. Zuerst befand er sich in einer prächtigen Vorhalle, worin unermessliches Volk; da war ein Geschwirre und Gemurmel, daß es wie brausendes Meer ihm schien. Aber was das Sonderbarste, aus der Menge nickte ihm bald Der, bald Jener zu, und wenn er hinsah, erkannte er Leute, die ein, zwei, zehn, zwölf Jahre schon todt und wohlbegraben waren, und er sah sie in den Kleidern und mit dem Aussehen und den Geberden, wie er sie in ihren letzten Lebensjahren so oft gesehen. Freute er sich dann, daß sie doch noch lebten und ihr Tod ein Irrthum gewesen, in dem er befangen; und trat auf sie los, um sie zu begrüßen — husch, da waren sie davon, er sah sie noch in der Ferne, und dann verschwunden.... Aber mit einem Male thaten sich die Leute auseinander und bildeten eine Straße, durch die er vorwärts mußte. Sah er sich auf einem Male in einem ungeheuern Saale, so prächtig, so herrlich, selbst des reichen Barnesß Hirsch Saal war ein Kinderspiel dagegen. Alles von Marmor und Gold und Spiegel, Kronleuchter, Häuser groß, mit zahllosen Kerzen, Wirlanden ringsum von tausend Blumen.... an der Wand, dem Eingang gegenüber, stand aber ein hoher Thron, mit rothem Sammet und Goldfransen, und auf den Stufen lagen zu jeder Seite

goldene Löwen, ihre Augen große Karfunkelsteine; und auf dem Throne saß der König, er wußte, es war Achaschweirausch, und neben ihm die Königin Esther . . . Wer beschreibt die Pracht ihrer Herrlichkeit, die goldnen Kronen auf ihren Köpfen, die Scepter mit Edelsteinen in ihren Händen . . . kein Mensch kann's. Karpel blickte sich um, auch den Großvesier Mordechai zu sehen — aber der darf ja an der Purimlust keinen Theil nehmen, aus Strafe, weil er das Gesetzesstudium vernachlässigen mußte, als er das große Reich verwaltete . . . Lange stand Karpel mit seiner Geige von ferne, denn seine Augen konnten sich nicht satt sehen an all dem Glanz und der Majestät. Da winkte der König mit dem Scepter ihn herbei, er trat vor den Thron und der König hob an: „Karpel, ich freu mich, Dich zu sehen gesund und munter hier in unsrer Mitte . . . Nun sollst Du uns auch was vorgeigen, denn die Todten können zwar singen und pusten und gurgeln, aber spielen können sie nicht; und ich habe großes Verlangen nach „dem Tone des Horns und der Flöte, der Zither, der Sabcha, des Psalters und der Pseife“, die ich so lange nicht gehört; nimm Deine Geige und spiele . . .“ Anfangs schauderte Karpel, da er von den „Todten“ hörte, aber er faßte Muth, er wußte nicht wie, und schnell die Geige zur Hand und losgestrichen. Kaum hatte er seine erste Melodie begonnen, so reichte Achaschweirausch gar zierlich die linke Hand in Glacéhandschuh der Königin Esther, die stiegen beide vom Throne und begannen den Tanz, mit Krone und Scepter und dem samtnen Königsmantel, dessen Schleppe vier Pagen trugen, die hinterdrein tanzten. Und siehe, ihnen nach reihten sich Männlein und Weiblein in glitzernder Pracht, und tanzten nach, eine unabsehbare Reihe, und je mehr er strich, tanzten sie, und je mehr sie tanzten, geigte er, immer schneller, immer wilber; schon war seine dritte Melodie vorüber, und er begann die erste von Neuem, bald rannten die drei wieder durcheinander, aber das störte Karpel nicht, und nicht Achaschweirausch und Esther nicht. Endlich

blieb der König stehen und Karpel hielt an: „Karpel, mein Guter!“ hob jener an, „kannst Du denn weiter Nichts als Dies?“ Antwortete Karpel: „Nein! und ist das nicht genug?“ „Sehr schön, mein Karpel, aber mein Oberhoffänger soll Dir meine Leihmelodie vorsingen und die sollst Du nachspielen....“ Winkte der König, kam der Oberhoffänger, ein langer, langer, spindelbürrer Mann in schwarzseidnem Kastaun und Gürtel, und mit einem mächtigen Zwickelbart, der pflanzte sich vor Karpel hin und sperrete den Mund weit auf und Karpel sperrete die Ohren auf.... aber so viel auch beide aufsperrten, hörte Karpel doch keinen Laut.... und doch, mit einem Male war es ihm, als ob ihm eine neue, nie gehörte, nie geahnte Melodie in die Seele ränne, und er hob den Bogen auf und strich die Fidel, und neue Töne entquollen ihr, und lustig ging's fort und fort — eine vierte Melodie! Das war ein Jubel in der Seele Karpel's, und Achaschweirausch freute sich über die Massen, daß er so schnell sein Leiblied gefaßt, und fort ging's von Neuem in wirbelndem Tanz nach der neuen Melodie....

Viele, viele Stunden verflossen, Karpel in seinem Enthusiasmus fühlte sich nicht milde, und die Tanzenden gar nicht — da plötzlich blieb Achaschweirausch stehen, und hob das Gesicht nach oben und schnuppte, wie wohl Einer thut, dem was in der Luft nicht geheuer ist, und Esther hob auch ihr Augesicht und schnuppte. Endlich murmelte der König: „ich wittre Morgenslust; schnell, Karpel, Du hast unsre Majestät fürbaß mit Deinem Spiel ergöht, jetzt sollst Du auch Deinen Lohn haben....“ Heran trat auf des Königs Wink ein Kämmerer mit einem großen Beutel voll köstlichen Goldes, da griff der König hinein und stopfte mit eigener hoher Hand ein-, zwei-, dreimal dem Karpel das pure Gold in die weiten Taschen, daß es diesem schwer um die Lenden ward. Da strich ein scharfer Luftzug durch die offenen Fenster und Pforten, im Nu verzöschten die Lichter, Karpel hob den Kopf, der ihm auf die Brust gesunken war, in die Höhe, und er saß auf dem Eckstein,

rieb sich die Augen, der Morgen war angebrochen, er wußte, wo er war. Rasch erhob er sich, schlurfte nach seinem Hause, warf sich aufs Bett und schlief bis in den hellen Tag.

Wachte er gegen Mittag auf, und lang, lang besann er sich. Allmählig lösten sich die Bilder dessen, was er in dieser Nacht geschaut und erlebt, aus der Erinnerung; hell und klar stand es vor ihm, wie er unter den Meißim gewesen und ihnen zum Tanz aufgespielt, wie Achaschweiransch so gnädig gegen ihn gewesen, und dessen Oberhoffänger ihn eine vierte Melodie gelehrt — halt, hat er Dir nicht auch pures Gold in die Taschen gestopft? . . . Karpel, Du bist nun ein reicher Mann und kannst selbst ein Purimmahl geben . . . Rasch sprang er vom Bette auf, griff in die Taschen, ja, sie waren gepfropft voll — aber von Kuchenbrocken und Krumen . . . das Gold war fort . . . Karpel besann sich — sollte der große König Achaschweiransch einen Purimschwank mit ihm gespielt haben? . . . rasch die Geige zur Hand, der Bogen darauf — — ach! wie lieblich klang ihm die vierte Melodie entgegen, in schönen, getragenen, fauft anschwellenden Tönen: „Wo bleibst Du denn so lange, lange?“ „Ich war ja auf der Wiese, Wiese!“ und diese Strophen immer wieder . . . Ha! über den Verlust des Goldes tröstete er sich bald, hatte er doch die Melodie, seine vierte Melodie, ein Lied, über das er seit Jahren gesonnen und das er nie herausgebracht, nun aber vom Oberhoffänger des Königs Achaschweiransch in einer Nacht gelernt hatte . . . Wer war glücklicher?

Am nächsten Purim, als Karpel wieder die Kunde machte, war alle Welt über die Massen erstaunt, da Karpel zu den drei Melodien eine neue, eine vierte hinzufügte, und was für eine? „Wo bleibst Du denn so lange u. s. f.“ — „Karpel, wo hast Du die Melodie her?“ Aber Karpel schüttelte mit dem Kopfe. Meinem Großvater aber, der Karpel sehr gewogen war und von dem er sich jeden Sabbath sein Essen holte, vertraute er

es in einer schönen Stunde geheimnißvoll an, daß er sie vom Oberhoffänger des Nachschweirausch in jener denkwürdigen Purinnacht gelernt, und wie es dabei zugegangen.... Mein Großvater lachte anfänglich und sagte: „Karpel, das hast Du geträumt, als Du im Kläuschchen auf dem Eckstein eingeschlafen.... wenn es wahr ist, zeig mir das Gold!“ — aber Karpel antwortete: „Ach Bosses, bei meinem Leben, es ist Alles wahr, das Gold hat mir der lustige König in Kuchenbrocken verwandelt, aber woher hätt ich denn die Melodie?....“ Die konnte freilich mein Großvater nicht wegdisputiren, und glaubte daher auch, daß es kein Traum gewesen, und ich glaub es auch, denn sonst wär's ja kein — Märchen!

3.

Der fahrende Dalles.

Zog einmal ein ziemlich betagter Schnurrer mit seiner Familie hinter sich durch das Reich. Bestand seine Familie aus seinem noch gar nicht sehr bejahrten Weibe, aber ihr Angesicht war wie mit Pergament überzogen und wetterdurchfurcht, und Nase und Kinn ragten bedeutend über die eingefallenen Backen und den zahnelosen Mund hinaus — ein vierjähriges Töchterchen zog sie an der linken Hand, und ein einjähriges hatte sie auf dem Arme, und ein zehnjähriger Bube tummelte sich um sie herum — die erwachsenen Kinder hatten sich bereits vom Elternpaare getrennt, um auf eigene Faust schnurren zu gehen, hatten auch wohl schon geheirathet und zogen selbst an der Spitze von Familien einher — ich weiß es nicht, und unser Alter wußte es wahrscheinlich auch nicht. Wie er dahin zog durch die bereits abgeernteten Fluren, und der Wind „ging über die Haferstoppeln“ und raschelte wild unter den wellen, abgefallenen Blättern — da war der Schnurrer sehr übler

Laune. Die Ernte war schon das zweite Mal schlecht ausgefallen. Das kümmerte zwar den Schnurrer nicht, denn er hatte wahrlich! Nichts abzurnten und Nichts einzuthun — aber es drohete allgemeine Noth dem Lande — auch dafür schlug sein Herz nicht sehr, denn was ging ihn das Land an, das er mit flüchtiger Sohle durchschritt — aber in dieser allgemeinen Noth und Theuerung haushaltete man im Lande mehr als sonst, und wandte seine Gaben lieber den heimischen, zahlreichen Bedürftigen zu, und sah jeden fremden Schnurrer als überlästigen Zehrer an. Daher war es diesmal eine beschwerliche und armselige Fahrt durch das Reich, und in den Leibern seiner Familie, die in seiner Fülße Spuren ging, hatte schon die ganze Hungersnoth ihren Sitz aufgeschlagen und einen Vorrath von Mangel angelegt, der im bevorstehenden Winter zu einem erdrückenden Ueberfluß heranzuwachsen drohte. Aber was half es? Die üble Laune gar Nichts, und das Brüten und Trachten auch Nichts. Er begann sich zu trösten. „Haben doch meine Väter und meiner Väter Väter gelebt vom Schnurren und sind nicht gestorben daran, wird's mir auch nicht anders gehen.“ — „Hat man je schon gehört, daß ein ehrlicher Schnurrer umgekommen vor Hunger? Noch hab ich's nicht gehört, und warum soll es mir gerade zum ersten Mal passieren?“ — „Schade, daß Rachel (sein Weib) schon vor einem Jahr ist niedergekommen, zu Purim müßt es geschehen, dann wär für den Winter ziemlich gesorgt.“ — „Na, ich mach's nicht anders, der alte Gott lebt noch.“ — Wandte sich um nach denen, die ihm folgten. Siehe, sie zogen dahin langsam und schwerfällig; denn es war Abend geworden, und zogen sie doch schon den ganzen lieben Tag, denn die Stadt, wo sie geherbergt, und die Stadt, wohin sie wollten, lagen weit auseinander. Die Sonne sank eben in einem Meere von Gluth unter; ein weiter Strom von Goldstrahlen ergoß sich vom Himmel und durchleuchtete die Zweige der Bäume, und strahlte wieder von der Spiegelfläche des Wassers. Aber was küm-

merten sich die armfeligen Wauderer darum? Denn erstens waren sie sehr milde, zweitens schleppten sie ihre Bündel Lumpen mühselig fort, zum Ueberfluß hatten sie großen Hunger, und drittens bekümmerten sie sich nie um so Was, wenn sie auch nicht milde und hungrig waren....

Endlich gelangten sie in die Nähe einer Stadt. Der Schnurrer schien wohlbekannt mit der Gegend, denn er lenkte seine großen Beine und zerrissenen Schuhe von der Heerstraße ab, ging durch einen kleinen Fichtenhain und stand bald vor einem einstöckigen, aber langen Hause, das an der Fronte einer weithin sich streckenden Mauer stand. Er öffnete die Thüre. Ein großer, dürrer, aber wie es schien kräftiger Mann mit mächtigem schwarzen Backenbart fuhr ihn an: „Was, seid Ihr schon wieder da? Noch kein halbes Jahr, und Ihr habt hier eine Woche gelegen mit Eurem schmutzigen Weib und Kindern....“ „Guter, lieber, barmherziger Neb Herrsch, habt doch Erbarmen mit mir armem Mann und schreit nicht so gewaltig mit mir. Wollt Ihr mich nicht haben, schmeißt mich raus, schmeißt mein Weib raus, schmeißt meine Kinder raus, aber schreit mich nicht so mächtig an, denn ich zittre schon am ganzen Leib....“ „Zittert so viel Ihr wollt, aber kommt nicht so oft wieder....“ rief der Mann schon etwas ruhiger. „Nu, werd ich wahrhaftig nicht wieder kommen, jetzt bin ich aber doch schon da....“ „So legt Euch hinter die Scheune, das Haus ist schon voll von Euresgleichen....“ Sagt's und ließ den Schnurrer stehen, um den sich bereits die Glieder seiner Familie gereicht hatten. „Komm!“ sagte er zu seinem Weibe. Sie schritten durchs Haus, über den Hof, in eine Scheune, darin Nichts als einige alte Strohbindel. Wie es sich der alte Schnurrer und seine Familie da bequem gemacht, wie sie zu einem Abendbrod gekommen, das freilich eben nur Brod war, soll uns hier Nichts angehen. Es war stockdunkel in der Scheune, und die Familie lag auf dem Stroh und schnarchte nach des Tages Mühen weiblich. Der alte Schnur-

rer aber saun und saun; es war ihm heute gar eigen zu Muth, in seinem Leben hatt' er noch nicht bedacht, wie es am nächsten Tage werden sollte, und heut konnt er nicht schlafen vor dem Gedanken, wie es den nächsten Winter werden sollte. — freilich! der letztvergangene war auch zu trübselig gewesen. Ward er immer unruhiger, warf sich von einer Seite zur andern, endlich lag es ihm wie ein Alp auf der Brust, er stand auf — angekleidet war er ja — und trat leise zur Scheune hinaus. Draußen war der Mond aufgegangen, aber die Wolken fuhren um ihn und über ihn, daß er nur ein falbes, durchbrochenes Licht verstreuen konnte. Einige Schritte und unser Schnurrer stand am Rande des großen jüdischen Kirchhofs der dortigen Gemeinde, denn die Scheune gehörte zum Todtengräberhause, das zugleich Herberge für die wandernden, schnurrenden Juden war.

Als er so stand vor dem großen Gräberfelde, das theils von dunklen Schatten bedeckt, theils vom weißen Mondlicht übergossen war, und die vielen großen und kleinen Grabsteine starren wie mächtige weiße Finger aus den Gräbern heraus: da stieg ein eigener Gedanke in unserm Schnurrer auf. Er erinnerte sich, daß er schon in seiner Jugend gehört, wie um Vollmondszeit die Weisim (Todten) aus ihren Gräbern steigen und sich unterhalten, und wer das Glück hat sie zu hören, vernehme, wie ihm zu helfen sei, und wer gar Etwas von ihren Gewändern fasse, dem müßten sie Rede stehen auf seine Frage. Kam mit einem Male ein kühner Muth in seine Seele: „Scholem, wenn Du das könntest?! . . .“

Da schlug es Mitternacht von den Thürmen der nahen Stadt, und durch die stille Nacht dröhnten die Glockenschläge, als wollten sie nicht aufhören. Erhob sich plötzlich ein frischer Windeshauch und fuhr durch das hohe Gras der Gräber, daß es rauschte ohn Ende und die Halme wogten, als ob sich Lebendiges darin rege. Und es huschte und schlupfte hierhin und dorthin, und es schnurrte und knisterte. Dachte Scholem: „jetzt

kommen sie.“ Machte sich auf und ging an der westlichen Mauer entlang, um auf den Theil des Feldes zu kommen, wo die Rabbinen und Häupter der Gemeinde und Reichen lagen, denn er dachte: „die sprechen gewiß das Beste und Klügste.“ Duckte sich da hinter den ältesten und größten Leichenstein, und lugte scharf hinter ihm hervor. Aber so viel er lugte, er sah Nichts; so viel er horchte, er hörte Nichts. Zwar hob es sich in der Luft immer mehr wie ein Brausen, und Murmeln und Pfeifen drang genug in sein Ohr, aber keine verständlichen Laute, da zumal Alles ringsum von Wolken Schatten ganz verhüllt war. Dachte Scholem: „Die hat unser Einer in ihrem Leben nicht verstanden, versteht er sie noch weniger nach ihrem Tode....“

Aber sieh! dort drüben, weithin, wo die kleinen Kinder liegen, die früh in den Armen der weinenden Mutter gestorben, oder die namenlos dahingegangen nach wenigen Tagen und Stunden, oder die als Fehlgeburt das Licht der Welt nie erblickt, da glitzerten die hellen Mondesstrahlen, und schau.... da stiegen die kleinen Engelsgestalten hervor, weiß wie Wachs, und hoben sich in die Höhe, und nickten und pusten sich zu, und da spielen und tanzen sie.... wird's dem Scholem ganz heiß im Herzen, und es kommt ordentlich eine Wuth in seine Brust: „Die mußt Du kriegen! da kannst Du Dein Glück machen!“.... Denkt's und kriecht durch das Gras immer durch die Gräber hindurch, trotz des nächtlichen Thaues, der ihm bis durch die Kleider dringt; schon ist er bis hin gelangt, immer weiter drängt er sich zu den kleinen hüpfenden, leuchtenden Gestalten — schau, dort liegt ein Mützchen, das einem Kinde vom Haupte gefallen, daß seine goldenen Flechten frei vom Kopfe hängen — noch einen Ruck, er greift danach, er hat's, er springt auf in seiner ganzen Länge mit einem freudigen „Ha!“ Da klingt's wie ein „Weh!“ durch die Luft, und es raschelt und schlurft an ihm vorbei, dahin ist's, ein Fedes in seine Gruft.... Aber das Eine mit den goldenen Flechten, das kann nicht hinab,

denn es hat sein Mützchen verloren, und sucht es im Grase und kann es nicht finden.... Da läßt Scholem das Mützchen im Winde flattern, es kommt herbei und hascht darnach, aber Scholem hält das Mützchen fest und geht von dannen.... das Kind ihm nach mit bittender, flehender Geberde — bis an die Scheune. Da steht Scholem still und spricht: „Willst Du Dein Mützchen wieder haben, so sag mir, wie werd ich meinen Dalles (Arnmuth) los....“ Hob mit seiner, klarer Stimme das Kind an: „Nichts leichter als das, nimm Dir Gold und Silber und Perlen die Menge, und der Dalles ist weg.“ — „Kunststück!“ versetzte Scholem, „wo aber soll ich Gold und Silber und Perlen die Menge nehmen?“ — „Das weiß ich nicht, damit haben wir Nichts zu thun. Aber einen guten Rath will ich Dir geben. Du weißt, jeder Arme hat seinen besondern Dalles. Nun, in morgender Nacht kommen die Dalles der umliegenden Gegend zusammen, wie sie jährlich thun am ersten Elul (12. Monat), und besprechen sich zusammen. Es geschieht dies auf dem Scheimesboden *) der großen Synagoge in der Stadt. Da geh hin, und Du wirst sicher hören, wie Du Dein Glück machen kannst. Nun gib mir mein Mützchen....“ — „Noch nicht, erst sag mir, was hab ich zu thun, daß ich ohne Gefahr die Dalles hören und verstehen kann?....“ — „Der Scheimesboden ist offen; da geh morgen am Tage hin und mach an der Mizrachseite (Ostseite) in der Ecke einen dreifachen Kreis von Kreide. Um Mitternacht gehst Du hin und nimmst in die Hand ein Stück Scheimes, auf dem der Name des hochgelobten Gottes dreimal steht, und stellst Dich in den Kreis, dann kann Dir Niemand was thun, und Du hörst und verstehst Alles....“ Sagt's, Scholem läßt das Mützchen fahren — fort war's.

Es versteht sich von selbst, daß wir unsern Schmirrer die nächste Nacht um die Mitternachtsstunde auf dem Scheimes-

*) Der Boden, wohin die Reste der verbrauchten Gebetbücher und Bibeln gelegt werden.

boden der großen Synagoge an der Mizrachseite in einer Ecke in einem dreimal umschriebenen Kreise von Kreidestrichen stehen sehen, in der Hand einen Fegen altes Papier. Es hatte ihm Mühe genug gekostet, das; Andere haben nur mit sich selbst und ihrer Feigheit zu kämpfen bei dergleichen, unser Schnurrer hatte erst mit dem grausigen Neb Hersch zu kämpfen, der ihn zwar nicht des Landes, aber doch des Hebräisch verweisen wollte, das er durchaus am Morgen verlassen sollte; dann mit dem Hunger, denn die Leute in der Stadt erkannten ihn Alle wieder und warfen mit Scheltworten die Thüre vor ihm zu; dann mit der Mühsal, unvermerkt auf den Scheimesboden zu gelangen, ein passendes Stück Scheimes zu finden und zu machen, daß die Thür offen blieb und er heimlich im Synagogengebäude; auch seiner Frau Neugierde zu befriedigen, als er ihr sagte, er würde diese Nacht nicht heim kommen — heim? guter Scholem — aber es sei, er hat Alles überwunden und steht jetzt an dem gewünschten Orte und harret voll Herzklopfens der Dinge, die da kommen würden.

Der letzte Schall der Glocke war um Zwölf verhallt: da erhellte sich der dunkle Raum mit Einem Schlage, nur der Winkel um Scholem blieb finster. Da rauschten plötzlich zahllose Gestalten zu der offenen Thüre herein und füllten den Raum des Bodens; immer dichter scharten sie sich; wer da kam, begrüßte die Bekannten; die Unterhaltung wurde laut und lauter, doch war es ein solches Gebabbel, daß man kein Wort verstehen konnte. Das waren die Dalles des Landes, und ihre Zahl wuchs mit jeder Secunde, daß man nicht begriff, wie sie Platz fanden, aber in den Winkel Scholems kam keiner. Was für eine Versammlung armseliger heruntergekommenen Gestalten! Von Allen stachen allerdings die Dalles der wandernden Schnurrer am Meisten hervor durch die Erbärmlichkeit ihres Aussehens und ihrer Kleider, aber die zahlreichsten waren sie doch nicht — zahlreicher waren die Dalles derer, welche die Blöße der Armut mit dem scheidenfarbigen Gewande des

Scheins bedecken, der verschämten Armen, die da „Alles verloren, nur nicht die Ehre“, oder gar derer, welche hinter einem äußern Glanz die drückendsten Sorgen und Entbehrungen verbergen. Dann sah man wieder die abgemagerten Dalles der Geizigen, die bei Gold und Silber darben und hungern; dann die hochmüthigen Dalles von Gelehrten, die Frau und Kinder in Elend untkommen lassen, während sie auf den Fluren der Wissenschaft schwärmen und die Erde und die Menschen verachten als weit unter ihnen; die Dalles der Künstler, namentlich der Musiker (solcher gab es ehemals viele unter den Juden, Alesmorim genannt), die um einer Melodie willen Brod und Kleid vergessen.... Hier gab sich Alles und Jedes, wie es war, der Schein war vergessen, man trug sein Elend und seinen Schmutz zur Schan, wußte man doch, wo man war und wer hier eintrat, sagte zum Nachbarn: „Trotzdem Du sagst, Du bist ein Dalphen, bist Du doch ein Dalphen.“

Scholem hatte von Anfang an mit der äußersten Anstrengung auf Alles gehorcht, was zu seinen Ohren drang. Er wußte, daß das kleine Meß, dem er das Mütchen genommen, nur die Wahrheit gesagt haben konnte, aber es war nun an ihm, nicht zu überhören, was ihn von seinem Dalles befreien könnte. Aber so viel er horchte und horchte, war es Nichts: „was die reden, weiß ich Alles allein....“, sagte er trübselig zu sich und ließ den Kopf hängen.

Plötzlich entstand eine Bewegung im Haufen der Dalles. Ein fester Schritt war auf der Treppe gehört worden, daß sie knarrte. Der Haufen an der Thüre theilte sich. Hoch hinwegragend über die geknickten, verklümmerten und verschrungelten Gestalten der Dalles trat Einer mit hochgehobnem Haupte, stolzem Nacken, aufgerichtetem Rücken, schönem Hängebauch und fast gepuht, mit Verlocks und Ringen und Brustnadel und goldner Brille unter sie, sie machten eine Gasse bis zur Mitte des Bodens, wo auf mannigfaltigem Gerumpel ein alter Stuhl mit drei Beinen stand. Hierhin lenkte der Stolze seinen

Schritt, setzte sich auf den Stuhl, daß er krachte, überschaute die Menge, blinzelte auch mit dem Auge nach der Ecke mit den Kreidestrichen und hob an — Alles horchte ehrerbietig — —

„Wundert Ihr Euch, daß ich gekommen bin — aber was zu wundern? So herausstafft wie Ihr mich seht, bin ich doch noch wahrhaftig ein rechtschaffener Dalles, wie irgend einer — und so sehr ich das unter den Menschen verlängne, unter Euch sag ich es gern, denn bei mir selbst ist das gerade mein Ruhm....“

Hob Einer aus der Menge an: Nun sag aber, wie steht's doch mit Dir?“

Scholem im Winkel beugte den Oberkörper vor und spigte die Ohren.

Versekte Jener: „Ihr seid allesammt dummes Lumpengefindel, ich will's Euch sagen. Ich bin so gut ein Dalles, wie Ihr.... aber der Unterschied ist: Ihr seid Dalles zu Fuß — ich bin der Dalles zu Wagen, ich fahr schnurren.... das ist der Unterschied....“

Ein großes Gemurmel erhob sich: „ein fahrender Dalles“, „ein Dalles zu Roß und Wagen“.... „was Wunder, eine neue Sach....“

„Ich sag Euch noch mehr: der Dalles, der einmal zu Fuß geht, der bleibt in seinem Leben ein armseliger Dalles, und wär er in Sammet und Seide geboren.... nicht zu Fuß, zu Wagen muß er sich setzen, in der Kutsche muß er im Lande herumfahren, dann ist ihm geholfen, ein gutes Leben führt er, und aufs gute Leben kommt's den Menschen doch nur an....“

Wieder Gemurmel: „Was der red't“, „das heißt eine Sprache“, „wie will er das...“

„Nun schweigt nur, ich setz es Euch ordentlich auseinander.... Als ich es erst gemerkt hatte, daß ein zerklumpter Dalles ewig ein Dalles bleibt, das armseligste Geschöpf, kein Hund wird mit ihm tauschen — da setzt ich mir vor, es soll anders werden. Vor Allem schalbert und schalbert ich mir zu-

sammen, daß ich mir ein Wägelchen mit einem Pferde, hübsche Kleider und eine goldne Brille anschaffen konnte — es hat lang gedauert, ich trug Hunger und Frost unermüßlich, aber einen Ducaten und wieder einen wechselt ich mir aus den Pfennigen und Sechsern ein, bis ich genug hatte. Nun setzt ich mich hinein, fuhr in die nächste große Stadt, fuhr in ein gutes, renommirtes Gasthaus. Ein paar Tage that ich Nichts, als recht oft in meinem Wagen in den Straßen umherfahren, um mich sehen zu lassen; die Leute frugen, wer ist das? es hieß, ein reicher Kaufmann, logirt im Hotel zum goldnen Ring. Gut. Erkundigte mich nach den Juwelieren und wählte mir zwei, die spinnefeind mit einander sind, daß ich wußte, sie sprächen nicht mitsammen. Ging zum ersten und frug ihn, wie viel er gäbe für so und so große Stücke Bernstein und so und so viele Perlen. Gab er mir Bescheid, und ich sagte „gut“, und ging weg, so viel er mich rief; kehrte mich um, lud er mich zu Tisch, sagt ich, ich hab keine Zeit. Ging zum andern, frug auch. Zing er an, ich sollt ihm die Sachen bringen, sagt ich, ich steh in Unterhandlung mit Dem und Dem, und da hab ich sie gelassen, er will sie sich erst ansehen; schrie er: „O weh! seid Ihr sicher, sie wieder zu kriegen —“, rief ich: „was werd ich nicht! wird's doch ein ehrlicher Mann sein —“, schüttelt mit dem Kopf, fang ich an unruhig zu werden, und will fort und laß ihn nicht ansprechen, und laufe von dannen. Den andern Tag schleudre ich langsam vor dem Laden des Zweiten vorbei, ruft er mich 'ran: „nun, wie ist's geworden?“ Mach ich eine zufriedene Miene und sage: „ist ein ordentlicher Mann, bin mit ihm Handels eins geworden und hat mich viel besser bezahlt, als Ihr geboten.“ Krant sich der hinter's Ohr und lädt mich zu Tische, will ich nicht, dringt er in mich, geb ich ihm endlich nach und nehm's an. Wird sehr wohl gespeist, ich aber eß nicht viel, nicht wenig, thu nicht groß, nicht klein, sondern Alles wie ordinär, bekommt der Mann immer mehr Respect. Frägt er mich endlich: „Was willst Du hier?“ sag

ich: „Ich bring Bernstein und Perlen her, und kauf seidne Waaren dafür.“ Bietet er mir an Credit, wenn ich in Zukunft nicht seinem Feind, sondern ihm verkaufen will. Nehm ich den Credit nicht an (denn er wird sich erkundigen nach mir), aber verkaufen will ich ihm in Zukunft. Scheiden wir als sehr gute Freunde. Nach ein paar Tagen komm ich in Eile in seinen Laden: „Könnnt Ihr mir da auf ein, zwei Tage 300 Thaler geben, mir fehlt noch Geld, ich krieg's erst mit der Post.“ „Sehr gern, und wär's zehnmal so viel.“

„Nun war ich ein gemachter Mann: ein Wägelchen, ein Pferd und 300 Thaler, und man ist nicht gerettet Zeit seines Lebens, und man kommt nicht so weit, gut zu essen und gut zu trinken, ohne daß man einen Menschen zu betrügen braucht — so ist man ein bornirter Mensch, der ruhig bei seinem Dalles zu Fuß bleiben muß, und darf sich niemals beklagen. Meint Ihr, ich hab dem Juwelier seine 300 Thaler behalten? Freilich verging ein ganzes Bährchen, eh ich so viel 'raus hatte; dann aber fuhr ich ruhig nach der Stadt und brachte dem Mann seine 300 Thaler mit 5 Procent Zinsen und entschuldigte mich mit vielen Meisen, und speiste sehr gut wieder bei ihm und ließ mir Nichts wieder von ihm — das hat mir in der Stadt mehr eingebracht, als wenn ich was von ihm hätte haben wollen, und er hätt's mir nicht gegeben.“

Alle staunten; da fing Einer an: „Da seh ich immer noch nicht, wie Du's machst, um zu bestehen....“

„Dummkopf, der Du ewig ein Dalles zu Fuß bleiben wirst.... soll ich Dir Alles sagen? Das mußt Du selber 'raus finden. Z. B. Ich fahr nach einer Stadt, halte mich da auf, thu auf die verschiedenste Weise, als ob ich Geschäfte mache, erwerbe mir viele Freunde — was ist leichter, wenn man etwas Geld hat und sehr viel zu haben scheint? — zuletzt fahr ich vor und veranstalte eine Sammlung, da für Abgebrannte, dort für Cholera Kranke, hier dafür, dort dafür, und wer versagt mir da eine Gabe, oft sehr bedeutende Gaben?.... Nach

selbiger Stadt komm ich zwei-, dreimal und mach keine Sammlung, nach Jahren thü ich's wieder, und die fällt noch besser aus, als das erste Mal. Das ist nur so ein Exempel. Man muß es gut erfinden. Wer aber zu Wagen schnurrt — nota bene, ich habe längst das zweite Pferd und einen Kutscher angeschafft — der ist ein geborzener Mann, nun wißt Ihr's. Ich bin ein ehrlicher Mann und ein gesuchter Mann und lebe sehr wohl, und doch ein Dalles.“

Ein allgemeines Freundengelächter erhob sich, vor Allem lachte unser Scholem und sprang vor Lust über die Kreidestriche — Plumps, waren die Lichter aus, Scholem bekommt einen furchtbaren Ruck und liegt auf der blutenden Nase — auf dem harten Boden der Scheune im Todtengräberhause.....

Einige Jahre, und unser Scholem hatte Frau und Kinder in einem Städtchen untergebracht, wo sie ganz gut lebten — er aber fuhr in einem zweispännigen Wagen schnurren durch das ganze Reich, wohlbeleibt und wohlgeputzt, mit Verlocks, Ringen, Brustnadel und goldner Brille — und wenn er nicht gestorben ist, fährt er noch heutiges Tages.

4.

Der verliebte Hochur.

Begegneten sich einmal zwei Schedim *) auf der Straße. Fing der Eine zum Andern an: „Was ist Dir, mein Lieber? hast Du Dich doch sehr verändert. Wächst Du doch gar nicht in die Höhe, sondern wirst merklich breiter und breiter....“

Der Angeredete schien das sehr zu verübeln; er reckte sich so viel er konnte, aber viel kam nicht heraus. „Nieb Dir was

*) Sched, Geist eines Menschen, gewöhnlich eines verstorbenen, doch auch Genius eines lebenden.

ein“, erwiderte er stotternd. „Nein, nein!“ lautete die Antwort, „kannst Dich darauf verlassen. Wie so kommt das? Dein Mensch ist doch ein Wohllerner....“

Jeder Sched nämlich hat Höhe und Breite, aber keine Dicke; er ist wie eine mathematische Fläche mit zwei Ausdehnungen, hoch und breit, aber ohne Tiefe. „Lernt“ nun der Mensch gut, so wächst sein Sched immer höher, wo nicht, nimmt er an Höhe ab und wächst in die Breite, und das kränkt ihn gewaltig.

„Nun, ein Wohllerner ist er just nicht, aber er thut doch was recht ist, und wird schon vorwärts kommen trotz Deinesgleichen....“ sagt's und läßt den stehen, der ihn angerebet hatte.

Er eilte von dannen, aber vor sich selbst murmelte er doch hin: „Ob es wahr ist? ich merke so etwas selbst, ich muß doch zusehen....“ Und damit eilte der Sched an den Rand eines spiegelhellen Teiches und beschauete sich. Kopfschüttelnd gewahrte er seine ansehnliche Breite und nahm sich vor, die Ursache davon zu erforschen.

Er schlüpfte schnell in die Dachkammer des Vochur Mendel, eines stämmigen, frischen, blühenden Jünglings, mit ziemlichem Flaumbart um das Kinn und schwarzen, hellen Augen im Kopf. Da saß dieser und hatte einen großen Folianten vor sich und schien darin eifrig zu studiren. Des freute sich sein Sched; aber als er eine Zeit lang gewartet, und bemerkte, daß der Vochur immer auf dieselbe Stelle stierte, sah er genauer hin, und wahrhaftig, der Vochur studirte gar nicht, sondern ließ den Kopf hängen und seine Gedanken waren weit vom Eifer. Der Sched bekam einen Schreck und fühlte sich ordentlich in die Breite wachsen. Was that denn der Vochur? Allmählig ließ der Sched seinen Jüngling in sanften Schlummer verfallen, und schlüpfte dann in die Seele desselben hinein, um sich darin umzuthun. Da gewahrte er denn, daß der Eifer nach Erkenntniß, die Liebe zum Gesetzesstudium völlig herab-

gekommen war und eine andre Liebe und ein anderer Eifer sich an die Stelle gesetzt — der Bochur war verliebt. . . . Und in wen? Auch das that ihm die Seele des Jünglings kund, denn vor ihr gaukelte das lockende Bild einer schönen Jungfrau Juda's, das Bild der lieblichen Nebekka, Tochter des Rabbi Meyer. Der Sched bekam einen noch größern Schreck, denn er wußte, daß Rabbi Meyer ein sehr stolzer Mann, stolz auf seine Gelehrsamkeit und wo möglich noch stolzer auf seine schöne Tochter war. Mendel aber war Nichts als einer seiner vielen Bochrin (Schüler), und hatte vor den vielen anderen Nichts voraus, als daß er ein stämmiger Bursche war, der über den Büchern noch Nichts an der Frische seiner Farben und dem Glanze seiner Augen verloren hatte, ein Verdienst, welches der Rabbi Meyer gar nicht zu wärdigen verstand. Und seine Tochter? Das war die erste Sorge des Sched; er hörte zwar die schlummernde Seele des Jünglings viel von Liebe und Gegenliebe träumen — das war ihm aber noch nicht Sicherheit genug; als er jedoch auf dem Herzen des Bochurs eine seidene Schleife ruhen sah, so glaubte auch er, daß die schwarzlockige Nebekka bereits dem Jüngling ihre Aufmerksamkeit geschenkt habe, was gar nicht zu verwundern, wenn man einmal, wie Mädchen wohl thum, die Bochrin die Kevue passiren ließ. Jedenfalls war ihm nun der Zweifel gelöst, warum er selbst so viel von seiner Höhe verloren und an Breite gewonnen, ja, er fürchtete sich vor der Unförmlichkeit, die ihm bevorstehe — denn was läßt sich von einem verliebten Bochur erwarten? . . .

Der Bochur spielte in der That eine armselige Figur und war schon zum Gelächter seiner Genossen geworden. Er war einer der Ersten im Lehrzimmer des Rabbi und einer der Letzten — aber er saß still und ließ kein Wort hören, er erhob keine Frage, beantwortete keinen Einwand, ließ den Rabbi dociren, die Bochrin disputiren, und sah man genau zu, so hatte er nicht einmal die rechte Stelle aufgeschlagen. Einmal

rief ihn der Rabbi auf, aber Mendel hörte Nichts davon und saß und träumte weiter, bis sich der Rabbi unwillig abwandte. In die Gesellschaft seiner Kameraden kam er gar nicht mehr; dagegen hatten ihn Einige etliche Male im Mondenschein am Fluß herumlaufen sehen. . . . Er kam in üble Nachrede und sein Sched grämte sich immer mehr.

Endlich faßte dieser einen Entschluß und wollte mit Mendel selbst sprechen. In einer schönen Nacht, der Vollmond hing am Himmel und leuchtete in das Fensterchen der Dachkammer hinein; die Lampe war aus Mangel an Del erloschen, aber Mendel saß noch auf dem Stuhl vor dem aufgeschlagenen Buche: da glaubte der Bochnr mit einem Male ein Wesen zwischen sich und dem Lichtstrom des Vollmonds zu sehen, ohne daß es dadurch dunkler geworden.

„Mendel“, rief es ihn an, und der träumerische Jüngling fuhr auf, „Mendel, was soll daraus werden?“

„Ich, das weiß ich selbst nicht. . . .“ murmelte Mendel.

„Ist Dir Rebekka denn gewogen?“

„Sie hat mir Treue geschworen, und wenn die Welt untergeht. . . .“

„Nun, die Probe wird sie nicht zu bestehen haben, aber wie wenn ihr Vater sie zwingen will?“

„Das fürcht ich nicht, denn sie wird nicht nachgeben.“

„Wenn sie aber älter und älter wird, und ein anderer Verbender erscheint. . . .“

„Halt ein, wer Du auch bist, und mach mich nicht wahnsinnig. . . .“

„Nun, nun, dazu gehört schon nicht viel mehr. . . .“

„Was soll ich anfangen, rathe, rathe mir. . . .“

„Nun, mit dem „Lernen“ wird's wohl für's Erste Nichts mehr“, erwiderte der Sched seufzend, „das müssen wir uns auf spätere Jahre aufheben — weißt Du was, Mendel, werd ein Szaucher (Kaufmann). . . .“

„Was, ich, der Bochnr, ein Szaucher? Nimmermehr. . . .“

doch ich will's mir überlegen wenn ich Glück hätte und würd ein reicher Mann, und träte vor Rabbi Meyer und spräche: hört, ich habe so und so viel, gebt mir Eure Tochter zum Weibe, wahrhaftig, er thut's Ein geschiedter Einfall — morgen werf ich die Bücher in den Winkel — sie sind mir so zum Ueberdruß, und die Bochrin kann ich nicht ausstehen — und geh zum Ohm, der soll mir zu was verhelfen...“

Der Sched verschwand, und Mendel warf sich aufs Bett und entschummerte sich in den Bildern der großen Ventel Geldes, die er erwerben wollte, und auf denen seine Nebelka thronen sollte.... —

„Also mit dem „Lernen“ ist's Nichts, und Du willst ein Handelsmann werden, Mendel....“ sprach bedächtig Onkel Jossel zu unserm Bochrin.

„Ja, Ohm....“ erwiderte Mendel und hing mit den Augen an dessen Lippen, der Vaterstelle bei dem früh Verwaisten vertrat.

„Was verstehst Du vom Handel.... geh, Mendel, und lern weiter, Du kannst Dein Lebtag kein Szaucher werden...“

„Was werd ich nicht, Ohm, aus einem Bochrin kann man Alles machen.“

„Ja, wenn's kein verdorbener Bochrin ist....“

„Onkelchen....“

Mendel verstand zu schmeicheln und Onkel Jossel war gutmüthig, er gab ihm ein hundert Thälcherchen und Mendel begann zu handeln. Freilich schmerzte es ihn sehr, wenn seine ehemaligen Genossen ihm begegneten und den Handelsmann verhöhnten, der früher so groß vor ihnen gethan — denn er hatte als Bochrin wirklich gut angefangen — aber der Gedanke, was er erringen wollte als höchsten Preis, tröstete ihn. Er begann in der That mit Glück, und der Onkel Jossel fing schon an zu schmunzeln, wenn er ihm seine Erfolge erzählte.

Zwei Jahre waren in die Welt gegangen, zwei Jahre voll Mühsale und Arbeit — und Mendel war noch da, wo er vor-

her gewesen, nein! es stand schlimmer um ihn. Wie so? Das Blättchen hatte sich gewendet; kühn gemacht durch sein anfängliches Glück, speculirte er weiter, denn es braunte in seiner Seele vorwärts zu kommen — aber Verlust auf Verlust, Täuschung nach Täuschung. Eine Zeit lang hielt ihn sein gutmüthiger Ohm aufrecht, aber der starb, und seine geringe Hinterlassenschaft ward auch verhandelt. Zwei Jahre waren dahin und Mendel immer noch im Dachstübchen, jetzt aber keine Bücher und auch keine Waare mehr darin, Alles war fort. Verzweiflungsvoll ließ er den Kopf hängen. „Aus dem verdorbenen Bocher ist ein verdorbener Szaucher geworden —“ das klang wie ein Sterbeglückchen in seiner Seele wieder. Es galt nicht mehr allein Nebelka erringen, sondern das tägliche Brod erwerben, der Hunger drängte sogar schon die Liebe zurück, was anfangen? . . .

Der Bollenmond schien wieder zum Fensterchen herein, da erblickte Mendel wieder eine Gestalt zwischen sich und dem Lichtstrom des Mondes. Ach, wie war der Sched zusammengehugelt, so klein, so breit geworden, man hätte ihn fast für das Bild eines alten Kasten gehalten. Mendel fuhr zuerst mit der Hand über die Stirn: „Halt“, rief er aus, „hab ich Dich nicht schon einmal gesehen, es war mein Unglück, Du riethest mir zum Handel, Du bist schuld . . . hinweg, verdammter Satan . . .“ und er schlug mit der Faust nach dem Sched und traf natürlich die Ecke des Tisches, daß ihm die Hand sehr wehe that.

„Du bist sehr undankbar“, erwiderte der Sched, „ich bemilhe mich um Deinetwillen hierher und Du verfluchst mich . . .“

„Ja, das thu ich, und bleib, wo Du hergekommen.“

„Nun, nur gemacht, ich will Dir helfen . . .“

„Du? . . . und wie? . . .“

„Ein verdorbener Bocher bist Du . . .“

„Da bist Du daran schuld . . .“

„Und ein verdorbener Szaucher auch....“

„Da bist Du auch daran schuld....“

„Was werd ich nicht an Allem schuld sein.... daß Du Nichts gelernt hast, als Du Bachur warst, und daß Du schlecht gehandelt hast, wie Du Szaucher warst, wie könntest Du selbst daran schuld sein.... das muß ein Andreer....“

„Willst Du mich noch verhöhnern?....“

„Na, lassen wir es gut sein, der Schem eines Schlemiehls ist einmal übel daran, denn so klug ist jeder Mensch, daß er kein Schlemiehl sein will, und dann muß es unser einer tragen.... doch lassen wir das, wie ist Dir zu helfen?“

„Das frag ich Dich....“

„Wohlau, ich habe einen Plan und in den mußt Du einwilligen, dann wird Dir geholfen sein — und mir auch....“
folgte der Schem seufzend hinzu.

„Und was wäre dies für ein Plan?....“

„Nichts weiter, als morgen begiebst Du Dich zu Rabbi Meyer; er wird in einer gewissen Verlegenheit sein, wenn er Dich empfängt; Du sagst ihm aber gar Nichts weiter, als: „Denkt an das, was Euch heute Nacht begegnet ist.“ Er wird dann sicherlich einwilligen....“

Der Bachur fuhr in die Höhe: „Wie? was? er wird einwilligen.... was sagst Du da? wer bist Du?....“

„Thue, was ich Dir sage, und es wird geschehen — aber unter einer Bedingung: gieb mir das Versprechen, nach Deiner Heirath mit der schönen Nebekka jeden Tag zwei Stunden zu „lernen“.... wehe Dir, wenn Du es nicht hältst....“

„Ja, ich versprech es, und sicher werd ich es halten, aber sag nur, wie hängt das zusammen....“

„Wie es zusammenhängt, brauchst Du nicht zu wissen, aber Eines will ich Dir sagen, was Du wissen mußt, der Rabbi wird Dich für einen großen Baal Schem und Rabba=llstei halten und das mußt Du zu erhalten wissen, bis Du verhirathet bist; was er darüber sagt, mußt Du mit beden=

tungsvollem Achselzucken beantworten und auf Alles eingehen... nach der Hochzeit kannst Du thun, was Du willst..." Sagt' es und war verschwunden. Ueberlassen wir den Bichur seinen Träumereien.

Selbige Nacht war die Nacht des ersten Slichostages. Rabbi Meyer lag sinnend im Bette. Er hatte immer gehört, daß in dieser Nacht viel bei den Geistern und Todten vor sich gehe, aber noch niemals selbst Etwas erfahren. Als er so hierüber nachdachte, da hörte er plötzlich durch die Stille der Nacht ein Summen und Klauschen. Er hörte, wie es mit einem Male in der nachbarlichen Synagoge, die freilich durch dicke Mauern und einen großen Hofraum von ihm getrennt war, lebendig ward; er vernahm die bekannten Melodien beim Ausheben der Tora aus der heiligen Lade; er vernahm, wie man ein, zwei Männer, die längst verstorben waren, Männer von höchster Frömmigkeit, zur Tora aufrief, ihre Segensprüche und die Abschnitte, die man ihnen vorlas; plötzlich — sein Herz stocfte ihm in der Brust — hörte er zum dritten seinen eigenen Namen.... er hörte ihn so laut, so deutlich, so klangvoll, daß er nicht irren konnte — ach, er wußte, was das zu bedeuten habe, seinen — Tod im kommenden Jahre, und ob er auch wußte, daß ihm hiermit von den Todten eine große Ehre erwiesen und ein testimonium pietatis ausgestellt werde, schwebte und zitterte er doch.... schon wollte er sich erheben, Kittel, Tassis und Tephillin nehmen, um sich in der Synagoge den ihn berufenden Todten zu stellen.... da sah er unsern wohlbekannten Sched vor sich und er rief ihm zu: „Halt, geh noch nicht; Du weißt, was dies zu bedeuten hat; aber Du kannst noch leben, bei Deiner Rebecka, Deinen Büchern und Deiner Gemeinde bleiben, wenn....“ „Aum, wenn....“ rief der Rabbi in großer Erregtheit. „In den Mauern unsrer Stadt lebt ein großer Baal Schem und Kabbalist, der kam es bewirken, daß die Weisim einen Andern bernsen und Dich in Ruhe lassen....“ „Wer ist das?“ „Das ist der Bichur

Mendel, den Du so sehr verachtet hast, daß er voll Verzweiflung Deinen Unterricht verließ, er ist heimlich in die tiefsten Tiefen der Kabbala gedrungen, die Dir verschlossen sind; ihm gib Deine Tochter Rebecka, wenn er morgen zu Dir kommt, sie zu verlangen, und Du bist gerettet...." „Das soll ich? Dem meine Rebecka geben?...." „Ja.... hörst Du, die Meißim werden ungeduldig, sie rufen: nun, nun! geh, oder thu, was ich Dir sage...." „Ich will es...." rief der Rabbi, und sank in die Kissen zurück. Der Scheb war verschwunden und der Rabbi hörte deutlich in der Synagoge einen andern, ihm bekannten, sehr frommen und gelehrten Mann aufrufen.

Am andern Morgen, als, mit allen Schrecken der vergangenen Nacht im Herzen, der Rabbi zögernd die Synagoge zu den Slichos betrat: da war die erste Nachricht, die er empfing, daß gegen Morgen der Mann verschieden sei, den er statt seiner hatte aufrufen hören. Der Rabbi schlug sich an die Brust, und wer verrichtete heute die Gebete inbrünstiger? Es war ihm daher kaum auffallend, als im Laufe des Vormittags unser Mendel in sein Zimmer trat und um die Hand seiner Tochter anhielt. Sofort sagte er sie ihm zu.

Wer war glücklicher als Mendel und Rebecka?

Der Rabbi Meyer spielte öfter auf die Ereignisse jener verhängnißvollen Nacht an und unser Bochor zuckte sofort bedeutungsvoll die Achsel, was er um so besser konnte, als er in der That von Nichts wußte. Auch rückte der Rabbi auf Mendel ein, mit ihm das Studium der Kabbala vorzunehmen; aber Mendel war klug genug, ihn darauf hinzuweisen, daß dieses während des Bräutigamsstandes nicht zulässig sei und sie Beide verderben könnte, da jetzt seine Gedanken zu sehr auf einen irdischen Gegenstand gerichtet seien.

Die Hochzeit war vorüber. Bei der nächsten Aufspielung rückte Mendel mit der unumwundenen Erklärung hervor, daß er gar nicht wüßte, was in jener Nacht geschehen, daß er vielmehr vor habe, recht tüchtig dem Gesetzesstudium sich wieder

zu ergeben, und dazu die Hilfe seines Schwiegerpapa's beanspruche; er wolle nicht nur „zwei Stunden täglich“, er wolle den ganzen Tag „lernen“. Dieser wurde aus der Sache nicht klug, that aber das Seinige, und Menbel wurde zuletzt doch ein tüchtiger Gelehrter und der Nachfolger des Rabbi Meyer.

Man kann sich denken, daß der Scheb bald wieder seine lustige Höhe und Schmale erreichte, und niemals wieder in Gefahr kam, in die Breite zu wachsen.

5.

Die Vergeltung.

War einmal ein Rabbi, der die Kunst der Kabbala sehr verstand; in Allem wußte er Bescheid, in Feuer, Wasser, Luft und Erde. Hatte auch ein gar liebliches Töchterlein, die Freude Gottes und der Menschen. Böse Männer stellten ihr nach, denn es war damals eine schlimme Zeit der Schlechtigkeit und Gewaltthat, und Jeder verübte, was er mit seiner Faust vermochte; aber bis dato war ihr der Herr ein Beschützer gewesen, der „seinen Engel vor ihr hergesandt, vor Schaden an Seel und Leib sie zu wahren“. Wohnte der Rabbi in einer großen Kaiserstadt und der Kaiser war selbst ein großer Freund der geheimen Kunst und Deuterei, und hatte gar Manches vom Rabbi gehört, ihn selbst aber niemals gesehen. Hatte doch der Kaiser gar Großes zu thun in seiner Mächtigkeit, daß er sich des Rabbi nicht kümmern konnte, und der Rabbi war zu viel mit seinen Studien beschäftigt und zu demüthigen Sinnes, als daß er sich des Kaisers zu kümmern gewagt hätte.

Eines Sabbats sitzt der betagte Rabbi in seinem Lehnstuhl und pflegt der Ruhe, oder vielmehr des ruhigen, wohlbehaglichen Sinnes und Trachtens, nachdem er den Schiur gehalten im Bet hamidrasch, das Minchagebet verrichtet und

das dritte Sabbatmahl zu sich genommen — als mit einem Male ein herzerreißendes Gefreisch auf der Flur des Hauses entsteht. Den Rabbi trifft es zum fürchterlichsten Schreckniß, denn es ist seiner Tochter, seiner Sara, des einzigen Kindes seines früh verbliebenen Weibes, Stimme. Er springt auf, die Treppe hinunter — da sieht er seine Tochter in den Armen eines feinen, ritterlichen Cavaliers sich winden, der ihr, der Flüchtenden, nachgeeilt von der Straße in das Haus, und sie hier mit seinen unkeuschen Küffen überfallen. „Halt!“ donnert der Greis, dem die Vaterliebe Riesenkräfte verleiht, und vor dem mächtigen Ruf und der erhabenen Gestalt stutzt der Ritter — mit dem einen Arm die Tochter aus den Händen des Eindringlings reißen, mit dem andern den letztern durch die noch offene Thür aus dem Hause werfen, war das Werk eines Augenblicks. Schnell schloß er die Pforte, verriegelte sie, und führte das noch zitternde Mädchen begütigend auf sein Zimmer, um sich das Begegniß genauer erzählen zu lassen. Der Ritter aber erhob sich aus dem Schmutze, in den er gefahren, und entfernte sich, vom Gelächter der Nachbarn verfolgt, in seinem unreinen Herzen Rache dem Rabbi und seiner Tochter, ja allen Juden gelobend.

War der Ritter ein Höfling, ja ein Günstling des Kaisers, und benutzte die erste günstige Stunde, um dem Kaiser viel Schlimmes von den Juden des Landes, insonders von den Juden der Residenz, und darunter wieder insonders von dem Rabbi ins Ohr zu rammen, viele erdichtete Geschichten, in denen der letztere als ein boshafter Hexenmeister, der die Christen durch Zauberkünste zu Grunde richte, erschien, und die Juden als Scorpione und Schlangen, welche Land und Leute verblühen, insonders den hohen Adel ausfangen. Der Kaiser horchte wohl zu, aber als ein erfahrener Herrscher glaubte er den Reden des Höflings doch nur halb; er beschloß, die Juden aus dem Lande zu jagen und den Rabbi ewigem Kerker zu übergeben, doch vorher die Sache noch einmal zu prüfen. Ohne

daß er dem Höfiling ein Wörtchen sagte, als die Nacht herein= gebrochen, hüllte er sich in gewöhnliche Gewänder und ging begleitet von einem verschwiegenen Manne, in die Judenstadt, nach dem Hause des Rabbi.

Pochte er, ward ihm aufgethan, und auf sein Begehren führte man ihn zum Rabbi. Dieser erkannte den Kaiser wohl, aber da er einsah, daß der Kaiser unerkannt bleiben wolle, that er, als kenne er ihn nicht, und beneidete schnell den Schrecken, den er vor der Majestät in diesem plötzlichen Be= gegnen empfand.

Sprach der Kaiser erst viele Dinge, darin ihm der Rabbi mit Weisheit Bescheid gab, ernst und würdig und nach bestem Wissen, so daß der Kaiser, in das schöne Greisenantlig und das klare, große Auge schauend, viel Achtung vor dem Rabbi bekam und ihn als einen Andern erkannte, als der Ritter ge= schildert. Endlich hob er an, daß er viel von der tiefen Kunst des Rabbi gehört und einen Beweis verlange, um selbst ein Urtheil über die hohe Weisheit des jüdischen Lehrers zu er= halten. Frug der Rabbi, worin der Beweis bestehen solle? Antwortete der Kaiser: er möchte gern wissen, was in diesem Augenblicke im kaiserlichen Schlosse vor sich ginge. Der Rabbi nickte, bat um einen Augenblick Geduld, und entfernte sich. Nach kurzer Weile öffnete sich eine Thüre und der Rabbi winkte dem Kaiser einzutreten.

Das Zimmer, in welches der hohe Herr eintrat, war ganz dunkel; nur oben in der höchsten Wölbung erblickte man einen Spiegel, in den die Strahlen eines eigenthümlichen, halb gelben, halb blauen Lichtes fielen. Die zitternden Strah= len fielen zurück nach unten und erhellten die schwarze, glatte Fläche einer großen Marmortafel. Der Rabbi lud schweigend mit einer Haubbewegung den Kaiser ein, an die Tafel zu treten und darauf zu blicken. Siehe, da gewahrte der Herrscher auf der Marmortafel deutlich das Innere seines Schlosses; es war ein entlegener, von Wenigen betretener, ihm aber wohlbekannter

Thell, in welchem ein Bruder des Kaisers, der wiederholt sich gegen ihn empört hatte, in loser, aber sorgfältiger Wacht gehalten wurde. Der Kaiser wurde aufmerksam. Da sah er einen vermunnten Mann auf den Fußspitzen durch den Gang schleichen; der klopfte an eine geheime Thür dreimal, da wurde diese von innen geöffnet; ein Zimmer that sich auf, das ziemlich erhellt war, darinnen saß des Kaisers Bruder im Lehstuhl an einem Tische, worauf viele Brieffschaften; der Vermunnte warf seine Bekleidung von sich, und es war — der Ritter, der Verfolger der Rabbinstöchter, der Günstling des Kaisers. Der Ritter trat zum Prinzen, kniete vor diesem nieder, küßte ihm die Hand, sprach mit ihm eifrig, nahm dann eine Landkarte und zeigte auf mehrere Stellen wiederholt hin. Der Kaiser mochte wohl wissen, was dies zu bedeuten habe, lange stand er wie erstarrt da, dann rief er aus: „Habt Dank, Rabbi, Ihr habt mir den Verräther gezeigt —“ da erlosch die Flamme, das Zimmer war dunkel, der Rabbi ergriff des Kaisers Hand und führte ihn in das erste Zimmer zurück. Der Kaiser verabschiedete sich bald, indem er dem Rabbi, der jede Belohnung abwies, eine namhafte Spende für die Armen der Gemeinde zurückließ, und eilte nach dem Schlosse zurück. Noch in derselben Nacht wurde der Ritter aus der Nähe des Kaisers auf seine weit entlegene, einsame Burg verbannt. In die Vertreibung der Juden und die Einkerkernng des Rabbi dachte der Kaiser nicht mehr.

Der Ritter ersuhr bald durch seine Vettern am kaiserlichen Hofe, von wamem dem Kaiser die Kunde seiner Verrätherei geworden, und beschloß, den Rabbi zu bestrafen. Der Rabbi erhielt einen falschen Brief, der ihn zur Trauung der Tochter eines reichen Mannes in einer benachbarten Stadt berief. Als er unterwegs dahin war, ward er in einem Walde von Bewaffneten überfallen, die ihn aus dem Wagen rissen und mit vielen Mißhandlungen auf die Burg des Ritters schleppten. Hier mußte er Tage lang im scheußlichsten Kerker und in Er-

wartung des Aergsten schmachten, denn er wußte wohl, wohin man ihn gebracht. Am Abend des vierten Tages ward er aus dem Verließ geholt und vor den zehenden Ritter geführt. Der überschüttete ihn mit Schimpfreden aller Art und kündete ihm an, daß ihn der martervollste Tod erwarte. Als der Ritter geendet und den Rabbi noch immer ruhig und unerschüttert stehen sah, brüllte er ihn an: „Zitterst Du nicht, Jude?“ „Nein!“ antwortete dieser gelassen, „denn Du wirst mich nicht tödten.“ „Nicht?“ schrie Jener, „was soll mich verhindern?“ „Dein eignes Leben, denn wisse, ich lese es aus Deinem Antlitze, die Nacht, in der Du mich tödtest, ist auch Deine letzte . . .“ „Was? meine . . .“ „Deine letzte, unwiderruflich.“ Der Ritter war erblaßt. „Sprich, wie so dies?“ Der Rabbi antwortete: „Wenn Du mir gelobst und auf das Bildniß des Stifters Deiner Religion beschwörst, mich ziehen zu lassen, und niemals wieder irgend Etwas wider mich und meine Tochter, noch Einen meines Glaubens zu unternehmen, so will ich es Dir verkünden und Du bist vom schmähslichsten Tode gerettet . . .“ Der Ritter zögerte. „Und wenn Du mich belügst, Jude?“ „Wenn Du mich heute entlässest, in der folgenden Nacht wirst Du die Verwirklichung erleben.“ Die Ruhe und stille Größe des Greises überwand den Ritter, er beschwor mit dem theuersten Eide, was der Rabbi verlangte. Da verkündete ihm dieser, daß in der nächsten Nacht ein mächtiger Raubgraf die Burg des Ritters, in welcher jener viele Schätze vermuthete, überfallen werde. Der Ritter entließ den Rabbi, der in der dunklen Nacht, aber voll Dankes gegen den höchsten Lenker, nach seiner Heimath eilte und von seiner schwer geängstigten Tochter mit Jubel empfangen ward.

Der Ritter unterdeß raffte am folgenden Tage an Männen zusammen, was er vermochte, befestigte seine Burg, so sehr er konnte, und erwartete muthig den Feind. Siehe, um Mitternacht entstand ein großer Tumult, ein furchtbares Stürmen, ein mächtiger Feind berannte die Thore und Mauern; aber der

Ritter empfing ihn mit tapfrer Wehr, es entstand ein schrecklicher Kampf, in welchem der Raubgraf selbst getödtet ward. Aber die Räuber schleuderten Fackeln in die Burg, Brand kam aus und zerstörte das ganze Eigenthum des Ritters. Mit dem Leben war er davon gekommen, aber arm und ohne Zuflucht irrte er seitdem umher.

Der Ritter hielt gegen die Leute nicht hinter dem Berge, von wem er die Nachricht vom drohenden Ueberfall des Raubgrafen erhalten; das kam auch des letztern Bruder zu Ohren, und dieser beschloß, den Tod seines Bruders am Rabbi zu rächen.

In einer stürmischen Nacht, da auf den dunklen Straßen der Judenstadt kein Fußtritt ertönte, und Alles in tiefen Schlummer versunken war, erwachte der Rabbi von einem furchtbaren Stöße geweckt. Sein Schlafzimmer war von Blendlaternen erhellt und von verummten Gestalten angefüllt. Des Rabbi Arme und Füße waren gebunden, daß er sich nicht zu rühren vermochte, und der Bruder jenes Raubgrafen stand mit gezücktem Dolche vor ihm, um bei dem ersten Schrei ihn in die Brust des Gefesselten zu senken. „Rüste Dich zur letzten Fahrt, Mörder meines Bruders, Dein Ende ist nahe! Schreie nicht, ist ja doch alle Hülfe entfernt.“ Der Greis aber erhob furchtlos seine Stimme und sprach: „Warum willst Du solche Schandthat an einem armen alten Manne verüben, nützet sie Dir doch gar Nichts, Furchtbarer, bei mir studest Du weder Silber noch Gold....“ „Rache will ich, daß Du meinen tapfern Bruder dem Ritter verrathen, darum sollst Du sterben, Du und Deine Brut.... Auf, bring in das Schlafzimmer des Judenmädchens und bring es hierher, vor den Augen des Vaters soll es verenden....“ „Halt ein“, schrie der schrecklich geängstigte Rabbi, „wenn Du meine Tochter und mich verschonst, so will ich Dir den Ort eines Schatzes angeben, über dessen Reichthum Dir die Augen übergehen sollen, Edelsteine und Perlen, Gold und Silber die Fülle....“ Der Räuber lauschte aufmerksam: „Wie

willst Du mir verbürgen, daß Du die Wahrheit redest?" „Wir wollen die heiligsten Schwüre austauschen; ich will auf die heilige Schrift meines Glaubens einen Eid leisten, daß ich wahrhaft spreche, und Du entlässest Deine Leute und schwörst mir Ruhe auf immer....“ Der Räuber, verlockt durch die große Verheißung, ging darauf ein. Die Räuber entfernten sich auf sein Geheiß, die Schwüre wurden ausgetauscht, die Bande des Rabbi gelöst und dann sprach dieser: „Wisse, daß die Vorfahren des Ritters, dessen Burg Dein Bruder ausgebrannt, viel Kostbarkeiten zusammengeraubt und an einem geheimen Orte aufgehäuft. Von Vater auf Sohn ging die Kenntniß desselben über, aber der letzte Ritter war fern, als sein Vater plötzlich vom Tode überrascht ward. So blieb er ohne Kenntniß des unermesslichen Schatzes....“ „Und wo ist dieser Ort?“ unterbrach ihn der gierig horchende Räuber, dessen Augen vor Lust funkelten. „Ich will ihn Dir angeben. Du dringst in die Ruinen der Burg durch das nördliche Eckthor ein, wendest Dich dann links zu dem Thurm, dessen westliche Wand stehen geblieben; Du missest diese ab, und genau in der Mitte findest Du einen ziemlich großen Sandstein, den hebst Du auf, und darunter gewahrst Du eine Platte mit zwei verrosteten Ringen; ehe Du diese heben kannst, mußt Du die nächsten Mauersteine aus der Mauer brechen, denn die Platte ist da hineingekittet; hast Du diese entfernt, so kannst Du die Platte heben und herausreißen, und da erblickst Du, was Deine Augen in solcher Menge und Pracht noch nie erblickt, um das ein Kaiser Dich beneiden kann....“ „Brauche ich Hilfe hierzu?“ „Alles, was ich gesagt, kannst Du allenfalls allein verrichten, denn Du bist ein kräftiger Mann.“ „Gut.“ Sprach's und verschwand schnell.... Der Rabbi sank in die Rissen zurück, erholte sich nach einiger Zeit, stand auf, stieg hinab, lauschte an der Kammer seiner Tochter, die friedlich schlummerte, und schloß die von den Räubern offen gelassene Hausthür.

Daß der Räuber nicht anstand, baldigst von der empfangenen Kunde Gebrauch zu machen, ist nicht zu verwundern. Er entließ seine Leute, wanderte allein nach den Ruinen der Burg und machte sich in einer Nacht, mit Spaten und Brechstangen bewaffnet, an das Werk. Er fand Alles, wie der Rabbi angebetet, nur lag die Platte tief in der stehen gebliebenen Wand; er riß mit Kraft und Hast, denn die furchtbarste Begierde trieb ihn, eine Menge Mauersteine aus der wankenden Wand; endlich lag die Platte frei, er bückte sich tief und hob mit Uluhestimm den Stein in die Höhe; da erblickte er einen unermesslichen Haufen Kostbarkeiten in einer großen schwarzen Truhe, er sprang hinein, um die Schätze aus ihrem alten Gefängniß zu befreien; da erhob sich ein ungeheures Krachen und Dröhnen, die Wand brach zusammen und stürzte mit tausend Trümmern und Steinmassen auf den wühlenden Räuber, ihn lebendig auf den erschuten Schätzen begrabend und zermalmend....

Der Rabbi hatte nun endlich Ruhe. Ein allgemeines Gerücht von seiner wunderbaren Kunst war durch das Land gedungen, Jedermann blickte auf ihn mit Scheu und Ehrfurcht, Niemand wagte mehr ihn anzutasten. Sein Töchterchen verheirathete er an einen trefflichen Jüngling, der sie sehr beglückte. Der Kaiser soll den Rabbi oft noch in dunklen Nächten besucht und in den schwierigsten Lagen Rath und Aufschluß von ihm erhalten haben. Sein Schutz erwirkte ein friedliches Wohnen der Söhne Israels im Lande.

6.

Michel, der Peitschaftstecher.

An einer Ecke auf dem Markte stand öfter ein kleiner Tisch, an dessen Vorderseite ein großer Kasten voll großer

und kleiner Siegel in die Höhe gerichtet prangte. An dem Tischchen saß Michel, der Petschaftstecher, und stach den Vorübergehenden für geringen Preis ein blankes, wenn auch plummes Petschaft. Wir Zungen standen immer still und sahen den rührigen Händen des kleinen Mannes zu — bis seine Frau kam und ihm das Mittagessen oder den Caffee brachte, dann stoben wir auseinander, denn sie verstand das Schelten aus dem Grunde, und wenn es galt, auch das Zutapsen, und Zungen sind immer wie kleine Hunde, tapfrer mit dem Munde als mit den Händen. Aus den grünen Augen Michel's entgegen lugte eine endlose Gutmüthigkeit, wenn man es erst verstand, die Strahlen durch den gewaltig starrenden Büschel der Brauen hindurch aufzufangen; dabei ging die Stirn, man sollt's kaum glauben, von den Brauen ab schief nach der rechten Seite hin in die Höhe, und der Kopf war ganz kahl bis auf einen Kranz kleiner wolliger Silberlocken, ein großer Dreimaster saß, in den Nacken geschoben, darüber; der kleine Körper Michel's stak zu aller Zeit in einem blauen Leibrock mit blanken Knöpfen, der hinten ganz spitz bis auf die Erde lief, in gelber Schossweste und gelben Hantinghosen, die in die Stiefel gingen, aber die Stiefel, ja, sie waren festen gewichst, aber immer blanke, braungelbe Stulpen darunt.

Besagten kleinen Michel's Frau war wie eine Ratte so lang, und führte den Ehrentitel: „die dumme Hanne“, seitdem sie einmal eine große Arzneiflasche, auf deren Papierschwanz „alle zwei Stunden einen Kinderlöffel voll zu nehmen“ stand, mit einem Male geleert und die Laganz sie beinahe zu Tode gebracht.

Aber welche Liebe beherrschte den kleinen Michel zu der großen Hanne! und wenn ich es auch nicht für wahr halte, was man sich erzählte, daß es im langen Laufe ihrer Ehe mehrere Male vorgekommen, daß die mächtige Gebieterin seines Hauses und Herzens ihm befohlen, den Tisch zu besteigen, um ihn bequemer zu züchtigen, und er es gethan ohne Zögern,

um ihre Zufriedenheit zu erwerben, so konnte man es doch — Weiden zutrauen. Was für ein glückliches Paar, wenn es Sabbath früh nach dem Gottesdienst zum „Lustgarten“ spazierte und die Wachtparade ansah, wo der General und die drei Obersten mit den sechs Lieutenants, den zehn Mann Soldaten und fünfundzwanzig Hautboisten ein gar glänzendes militärisches Schauspiel abgaben; welche Seligkeit leuchtete, wenigstens aus Michel's grünen Augen, wenn er im blauen Leibrock, den gelben Hosen, dem Dreimaster und den Stulpen, sie im Sabbathstaat des braunen Kattunrockes mit großen gelben Blumen und der weißen Keinenmilke mit mächtiger Krause daherstolzten. Er trug ihr Gebetbuch, sie statt Pompadours seinen Gebetmantel im langenbeutel. Freilich blieben sie nicht ungestört, und mancher Ruf: „Hanne, verliere Deinen Kleinen nicht“, oder: „nimm Dein Schooskindchen lieber auf den Arm“ — schlug an ihr Ohr; wer aber nicht darauf achtete, das waren sie beide, er in seiner Liebe, in deren Paradies kein Spott und Hohn drang, sie in ihrer Gleichgültigkeit.

Ich wurde mittlerweile immer vertrauter mit Michel, da ich ihn sehr schätzte seiner Geschicklichkeit wegen, die ich bewunderte, und da stand er sogar nicht an, mit mir von seiner „schönen“ Hanne zu sprechen, und wahrhaftig! ich Junge bekam seitdem Respect vor ihr und nannte sie vor Micheln auch einige Male so, ihm zu Liebe. Nun war der Innigkeit kein Ende und er erzählte mir seine Lebensgeschichte, die freilich curios genug war.

„Einstmals“, hob er an, „war es ganz anders und Du magst es glauben oder nicht, wahr ist es doch, einstmals war ich noch etwas größer als meine Hanne.“ Ohne auf mein verblüfftes Gesicht zu achten, fuhr er fort:

Hannens Vater war ein großer, berühmter, reicher Zuvester, in dessen Dienst ich Siegelringe stach und die Buchstaben in silbernes und goldenes Geschmeide und Geräthe gravierte, wie die Käufer es verlangten. Ich war ein großer,

blühender Junge und verdiente ein schönes Geld, da ich geschickt und arbeitsam war und Neb Ephraim seine Leute gut bezahlte. Ich aß bei meinem Herrn am Tisch, und da dauerte es nicht lange, so konnte ich die schöne Tochter des Neb Ephraim nicht mehr ansehen, ohne einen tiefen Stich im Herzen zu fühlen. Mir schmeckte bald nicht Essen und Trinken mehr, mich floh der Schlaf des Nachts, ich ward bleich und meine Backen hohl, meine Hände zitterten und oft träumte ich bei der Arbeit, daß ich, ohne es zu wissen, mehr feierte als that. Mein Herr ward endlich aufmerksam, und wie er voll unendlicher Güte war, rief er mich einst zu sich und sagte zu mir: Lieber Michel, was fehlt Euch? Ihr schwindet täglich mehr, wie ein Schemen, Ihr sitzt vor der Arbeit und bringt Nichts fertig und ich kenn Euch doch ganz anders; sagt mir, was Euch ist, vielleicht kann ich Euch helfen? . . . Da faßte ich mir ein Herz, ich begreif's jetzt kaum, und sprach: Lieber Neb Ephraim, ich will's Euch nicht verhehlen, scheltet nicht mit mir, ich kann Nichts dafür, ich weiß selbst nicht, wie es gekommen — ich liebe Eure Tochter . . . Da war's heraus, und ich dachte, nun käme das Donnerwetter und alsbald würd ich zum Hause hinausgeworfen werden. Aber stehe da, Nichts von Dem. Neb Ephraim schwieg eine Zeit lang, und dachte nach. Endlich begann er: Michel, Ihr seid ein hübscher, großer Junge — Du siehst, schaltete Michel mit einem Seufzer ein, es ist die Wahrheit gewesen — und passet ganz gut zu meiner Hanne . . . er murmelte da noch etwas in den Bart, was ich nicht verstand . . . sie wird Nichts dagegen haben, und sie soll Deine Frau werden, aber unter einer Bedingung . . . Ich wußte nicht, wie mir geschah, voll Wonne und Schauer, und sagte mir, während Neb Ephraim an die Thüre gegangen, ob sie ordentlich zu sei, und an die Fenster, ob Niemand lausche, und wenn er die ganze Welt als Bedingung fordere, würd ich sie ihm bringen — wollen wenigstens, folgte ich etwas furchtamer hinzu . . . Da zog mich Neb Ephraim in den dunkelsten Winkel und sagte:

Willst Du meine Tochter, meine einzige, und all meine Habe und mein Gut haben, so mußt Du mir zuvor — den Siegelring Königs Salomo schaffen — anders nicht!....

Was? Wie? Wo? stammelte ich, von graufigem Schrecken befallen.

Den Siegelring des Königs Salomo! sprach noch einmal stark betonend Neb Ephraim, sonst niemals meine Tochter —

Aber wie? auf welche Weise? wo?....

Das ist Deine Sache, antwortete der Vater meiner Geliebten mit fast höhnischem Tone. Geh ins Reich hinunter, frag an bei allen Gelehrten und Weisen, Geld soll Dir nicht fehlen, das will ich Dir gern geben, such die Spur auf, verfolge sie, bring ihn mir, und zur selbigen Stunde wirst Du der Gatte meiner Tochter....

Ich taumelte hinaus, denn, hatt ich in meiner Jugend, wie alle Betschaftstecher, viel vom „Ring des Königs Salomo“ gehört, doch niemals, wo er sich befinde, und am Wenigsten, wie man ihn erlangen könne. Ich ging trümmerrisch viele Tage umher, Neb Ephraim ließ mich gewähren — endlich eines Nachts stand ich auf, schnürte mein Bündel, und mit dem ersten Grauen des Tages war ich vor dem Thore. An meinen Herrn ließ ich ein Briefchen zurück, worin ich ihn um drei Jahre Frist bat, kehrte ich dann nicht wieder, so sei Alles zwischen uns aus.

Ich will Dich nicht langweilen mit der Erzählung von meinen Wanderungen durchs Reich, die Kreuz und Quer; weniger Mangel und Mühsal, als Hohn und Spott hatt ich zu ertragen, bald zaghafte Hoffnung, bald bittere Täuschung; hier und da hatte man mich bei meinen Nachforschungen nach dem „Ring des Königs Salomo“ zu Narren, hier und da nahm man mir mein sauer erworbenes Geld ab und spiegelte mir Etwas vor. Ja, über hohe, gewaltige Berge mit ewigen Schnee- und Eisfeldern ging ich nach dem Lande Italien, weil man mich endlich dahin gewiesen an einen weisen Mann in

Padua, der wüßte mir Nachricht zu geben; Gott schützte mich vor den größten Gefahren und das Bild meiner Hanne erleichterte mir die schwersten Mißsate. Aber vergebens, der weise Mann in Padua ließ mich hart an, und verwies mir mein freveles Streben, und da ich nicht abließ ihn fußfällig zu bitten, brachte er mich in ein Irrenhaus, aus dem ich nur mit großer Noth und ohne mein Bündel entwichte.

So waren fast die drei Jahre vorüber, Verzweiflung im Herzen wandte ich meine Schritte der Heimath zu. Da erlag ich in einem Dorfe den Gemüthsbewegungen und Leiden, und fiel auf der Straße nieder. Ein Jude, denn im Dorfe wohnte eine ansehnliche Gemeinde, hob mich auf, schaffte mich in sein Haus, pflegte und bewachte mich, während ein heftiges Fieber meine Sinne umflort hielt. Als ich wieder in der Genesung, frug mich eines Tages mein Wirth: Sagt mir 'mal, Michel, was hat das für eine Bewandniß mit dem „Ding des Königs Salomo“, von dem Ihr beständig im Fieber geschwagt habt; es kann doch nicht Alles aus der Luft gegriffen sein, da Ihr immer wieder und wieder darauf zurückkommt. . . .

Ich senzte schwer auf und gab ihm darnach vollen und treuen Bericht. Lange schwieg mein Wirth still; endlich hob er an: Ich kann Euch zwar den Weg zu dem Kleinode nicht zeigen, das Ihr suchet, aber es giebt doch viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen die gewöhnlichen Menschen sich Nichts träumen lassen, und so vermag ich Euch wenigstens die Mittel anzugeben, durch welche, wenn irgendwie, Ihr einige Kunde erhalten könntet. Wartet Eure Gesundheit ab, und Ihr sollt mehr erfahren. Wer war ungeduldiger als ich? Endlich erklärte sich mein Wirth geneigt. Ich mußte drei Tage fasten, jeden Tag zweimal in die Mikwe (Bad) gehen, jeden Tag zwei Mal sämmtliche Psalmen durchbeten, die Nacht wachen und meine Gedanken lediglich auf den „Ding des Königs Salomo“ gerichtet halten. Als ich Alles getreulich befolgt, gab er mir am Abend des dritten Tages einen sonderbar schmeckenden Thee

zu trinken und befahl mir, mich dem Schlafe zu überlassen, was meine gänzlich erschlafte Kräfte sehr gern thaten. Kaum war ich entschlafen, als sich wunderbare Gestalten, bald groß, bald klein, bald rund, bald eckig, um mich erhoben, um mich, über mir, unter mir tanzten, nach mir stachen und hieben, ohne mich zu treffen, kurz ein langes und wildes Spiel mit mir trieben. Aber im Hintergrunde stand Hanne und lächelte mir zu, und da ertrug ich Alles, ohne auch nur zu zucken. Endlich hörte ich einen furchtbaren Schlag das ganze Haus durchzucken, als ob es zusammenstürzte, krachte es, alle Richter verloschen, es war die dichteste Finsterniß, selbst Hanne und ihr Lächeln waren verschwunden. Noch einmal und noch einmal dröhnte es durch die Hölle und es war mir, als ob das Ende der Welt gekommen — da fiel eine bläuliche Flamme plötzlich von oben herab, und eine schwefelgelbe Flamme loderte aus dem Boden herauf, und mitten in den beiden Flammen stand ein himmelhoher Riese und hielt zwischen zwei Fingern einen großen Goldring; rings um diesen Ring hatten die beiden Flammen in einem Kreise sich zurückgezogen, und der Ring strahlte ein zauberhaft erquickendes, weißes Licht aus, das das Auge sich nicht satt sehen konnte. Da hob der Riese mit Donnerstimme an: „Dies, kleiner Michel, ist der „Ring des Königs Salomo“ — sieh ihn Dir genau an, Du kannst ihn selbst nicht bekommen, denn kein Sterblicher vermag ihn nur eine Secunde zu halten, aber nachmachen kannst Du ihn und Iteb Ephraim' wird damit zufrieden sein, denn auch das Abbild wird wunderbare Kräfte haben....“ Noch ein Schlag, und die Erscheinung war verschwunden und ich — erwachte.

Keine Ruhe bei Tag und Nacht, bis ich das große Werk vollbracht. Meine letzten Ersparnisse verwandte ich, einen großen neuen goldnen Ring zu erkaufen, und einen schönen Topas, in welchen ich das Wappen jenes Ringes, den ich gesehen, fein säuberlich eingraben wollte. Ich bereitete mich abermals durch Fasten, Mikwe und Psalmen vor. Endlich erhob

ich den Stichel. Bald prangte das „Magen David“ (zwei verschränkte Dreiecke), bald die beiden aufrechtstehenden Löwen, bald die Krone mit acht Zacken auf dem Topas; da begann ich in den Meiß um die Krone den vierbuchstabigen Namen Gottes, als bei dem ersten Stich mein Topas in tausend Stücke zerbrach. Ich fing das Werk von Neuem mit einem ausgesuchten Opal an, ich gelangte abermals so weit, aber bei dem ersten Buchstaben des heiligen Namens zerprang der Stein wie Glas in Splitter; und so erging es mir mit allen Edelsteinen, die ich versuchte und die ich mit den größten Aufopferungen erwarb.

Welche Qualen! Das Bild des Ringes im Geiste, Alles gelingend bis auf den geheimnißvollen Namen, daß ich mich gar nicht mehr an ihn getraute. Ich war in Verzweiflung....

Ich hatte mich unter all diesen Versuchen schon der Heimath genähert; jetzt wußte ich mir keinen andern Rath, als ich lehrte bettelnd zu dem frommen Juden in jenem Dorfe zurück, der mich so väterlich gepflegt, um ihm mein Leid zu klagen. Mit zerrissenen Kleidern, mit blutenden Füßen und mit zerrissenem und blutendem Herzen langte ich bei ihm an, und berichtete ihm meinen Kummer. „Weibst hier“, sprach er, „vielleicht kann ich Euch rathen.“ Am andern Morgen sagte er: „Sprecht, habt Ihr denn damals den Ring mit einem Edelsteine gesehen, vielleicht war das Wappen in ein Goldplättchen gegraben?“ „Ja!“ rief ich aus und schlug mir vor die Stirn, „daß ich daran noch nicht dachte!...“

Im Hause meines Wohlthäters selbst vollbrachte ich nun mein Werk, unter Fasten und Veten gelang es mir, das Goldplättchen zerstob nicht, es faßte die Krone und das „Magen David“, die Löwen und den heiligen Gottesnamen; ich senkte das Plättchen in den Ring, eine dreifache Schnur schlang ich durch denselben und um meinen Hals, und so mein Kleinod auf dem Herzen, das Bild Hannens im Herzen, kehrte ich nach Hause zurück; aber es kostete Eile, schon sank die Sonne des letzten Tages des dritten Jahres, als ich das Thor er-

reichte, schon funkelten die Sterne, als ich die Schwelle des Neb Ephraim überschritt. Dieser hatte getreulich gewartet, und Hanne auch, die von dem ganzen Handel Nichts gewußt, und unterdeß noch größer, stärker und schöner geworden.

Mein ehemaliger Herr sprang freudig auf, als er mich erblickte. „Bringst Du ihn?“ schrie er mir entgegen. „Ja, ich bringe ihn!“ lautete meine Antwort. „Nun, so sei gesegnet Dein Eingang!“ Als bald führte er mich in seine Stube, verriegelte die Thüre und sprach: „Zeig ihn mir!“ Als bald holte ich den Ring aus dem Busen heraus, da rief er begeistert: „Ja, das ist er, das Geschenk Gottes, der strahlende „„„Ring des Königs Salomo“““, zwar nur im Abbild, aber wer möchte ihn anders, den furchtbaren!“ Er beschaute ihn wieder und wieder. „Ja, so sah ich ihn in meiner Jugend“, begann er von Neuem, „aber er ward mir schnell entrissen und mein Mund versiegelt, daß ich ihn nicht beschreiben durfte. . . . Nun, mein Michel“, fügte er endlich hinzu, als er sich Etwas erholt hatte, „gieb ihn mir, und auch ich will mein Versprechen halten.“

Ich weiß nicht, wie es kam, aber die vielen Erfahrungen, die ich auf meiner Wanderung gemacht, hatten mich doch etwas mißtrauischer zurückkehren lassen; und wie ich es mir schon unterwegs vorgenommen, antwortete ich: „Gern, Neb Ephraim, an meinem Hochzeitstage mit Hanne bekommt Ihr ihn, so wie die Chuppa (Trauung) vorbei ist.“ Neb Ephraim machte große Augen, ich blieb aber dabei, und so mußte er einwilligen.

Ich übergehe alles Andere und sage Dir, daß es noch keinen Glücklichen jemals gegeben, als ich am Tage meiner Hochzeit mit meiner geliebten Hanne, die auch nicht das Geringsste eingewendet hatte. Alles zeigte oder stellte sich entzückt über das schöne Paar. Die Chuppa war vorbei und mein Schwiegervater zog mich und seine Tochter, denn getrennt hätte ich mich von ihr an diesem Tage nicht, in sein Zimmer, schloß zu und sagte: „Nun, Michel, den Ring!“ Ich zog ihn hervor, durchschnitt die Schnur und überreichte ihn ihm, indem

ich sprach: „Ich habe mein Gelübde gelöst.“ Mein Schwiegervater eilte zu seinem Bücherschrank, holte einen alten Folianten hervor, schlug ihn auf, sprach eine, uns unverständliche Segensformel, wandte den Ring mit der Platte neunmal nach rechts, links, oben und unten, und fuhr noch eine Weile mit seinen Beschwörungen fort. Plötzlich fuhr wie damals in jenem Dorffhause ein Schlag durch das Haus, und jener furchterliche Riese stand vor uns in der Mitte der blauen und gelben Flamme, aber sein Antlitz war von Wuth entsetzt. Mit Donnerstimme rief er: „Was beruht Ihr mich, da doch der Ring nicht richtig ist? Seht Ihr nicht, wie die rechte untere Ecke des „Magens David“ um ein Zehntel Linie nicht schließt?.... Verdamm!...“ und mit der linken Hand riß er meinem Schwiegervater den Ring aus den Händen, und mit der rechten schlug er mir auf den Kopf, daß mein Körper ineinanderfuhr und so klein ward, wie er jetzt ist. Dann war er verschwunden.

Als ich zum Bewußtsein kam, war es ein trauriges Hochzeitsfest; mein Schwiegervater nahm mich und Hanne, die wahrscheinlich auch einen Streich von dem bösen Geist bekommen hatte, und warf uns zum Hause hinaus. Am andern Morgen hatte er sich mit all seinem Vermögen entfernt, und wir haben niemals wieder Etwas von ihm gehört. Mich störte dies nicht sehr, denn, ob ich auch klein blieb, nähre ich mich doch ganz gut, und ich liebe meine Hanne vor wie nach. Es ist seitdem eine geraume Zeit verflossen....“

Die Geschichte des kleinen Michel verursachte bei mir viel Kopfschütteln, denn ich verstand Vieles nicht darin; ich hatte aber kein Recht, des kleinen guten Michel's Aussage zu bezweifeln, und darum erzählte ich sie einfach und ohne philosophische Zusätze nach.

Ein kurzes.

7.

Die Nacht hatte ihren sternbesäeten Mantel um die Erde geschlagen. Es war eine heilige Ruhe gebreitet über Flur und Stadt. Es war eine Nacht vom Freitag zum Sabbat. Da ging der helle Vollmond auf und schien durch die spinnwebbedeckte Scheibe eines kleinen Fensterchens in eine Dachkammer. Darinnen war's still und feierlich, und nur das leise, süße Obenschlürfen der Jugend, wenn sie schläft, hätte man hören können. Aber es war Niemand daselbst, außer dem Knaben, der auf dem Bette ausgestreckt lag und schlummerte. Stille, Mondesstrahl und der schlafende Knabe. Sein Haupt lag auf einer Fülle schwarzer Locken, die sich im Nacken wie ein Kissen ballten. O die klare, weiße, gewölbte Stirn, die geschwungenen schwarzen Brauen, die gesenkten langen Lider mit den schwarzen Wimpern, verdeckend die Gluth der Augen, die vollen Rosenwangen, die ausgeprägte Nase, der volle, rothe Mund, das sanfte Kinn — wie lieblich und kräftig zugleich — Alles noch Zukunft, aber die ihre Bürgerschaft schon vollständig in der Gegenwart hat! Die gebrungene Gestalt so hingegossen, die schöne volle Hand so sanft am edlen Arm ausgestreckt — da schlägt ein Herz voll Liebe darin, voll süßer, inniger Gefühle. Es ist die Nacht vor dem Sabbat, der auf seinen dreizehnten Geburtstag folgte, und da er am andern Morgen vor der versammelten Gemeinde an geweihter Stätte zum ersten Male den Segensspruch auf das Kleinod seines Stammes und der ganzen Menschheit, auf die pergamentene Rolle der Tora sprechen und damit die Pflichten eines jüdischen Mannes übernehmen soll. Schlummere nur, träume nur — es sind schwere Pflichten, große Kämpfe, die eines rechten jüdischen Mannes, und wem viel gegeben ist, der soll noch mehr zurückgeben.... Niemand ist da außer dem schlafenden Knaben. Doch ja, da

kommen sie. Die Thür öffnet sich nicht, das Fensterlein klirrt nicht, aber sie kommen und beim Vollmondstrahl, wenn die Glocke Zwölf schlägt, in der Sabbatnacht vor der „Bar-Mizwa“ kann man sie schlürfen sehen, kann man sie flüstern hören.... Sie kommen. Viel Männer, viel Frauen. Es sind die Väter, Großväter und Urgroßväter, es sind die Mütter, Großmütter und Urgroßmütter, die da kommen und eintreten, ohne daß das Fenster klirrt oder die Thür aufgeht, in dieser Nacht vor der „Bar-Mizwa“. Sie sammeln sich um das Bett des Knaben, der am andern Morgen den Segen sprechen soll, auf das Sepher.... Siehe, da theilt sich der Haufe, und herantritt der Ahn des Hauses — Jahrhunderte deckt die Erde seine Gebeine schon. Eine hohe hagere Gestalt, mit langem grauen Seidenkastaun angethan, einen dunkelgrünen Bund um den Leib gegürtet, eine hohe Pelzmütze auf dem Haupte; grau fallen die langen Locken über die rothen Wangen, grau wallt der Bart tief über den Gürtel hinab; er stützt sich auf einen großen Knotenstock. Er tritt heran, der Haufe schließt sich hinter ihm; er tritt ans Lager, breitet die Hände über des Knaben Haupt und spricht: „Sag Deinen Namensspruch her, mein Knabe!“ und den Lippen des schlummernden Knaben entfließen unverständlich einige hebräische Worte. „Wohl, mein Knabe; so sollst Du werden eine Säule der Synagoge, eine große Leuchte in Israel, die Krone der Lehre falle niemals von Deinem Haupte, werde immer größer durch Deine Schüler, aber von diesen keiner werde größer als Du, außer Deinem Sohne!“.... Er trat zurück, und heran rauschte die Ahnfrau der Familie; o eine stattliche Frau, eine goldne Mütze mit breiten Spitzen umsetzt, schloß eng um den schönen Kopf der Greisin, der stolz auf dem Nacken sich hob, strenge Züge, aber die Liebe wohnte unter der Strenge und ward sichtbar dem tiefern Blick. Sie faßte preisend die Trobbeln des Urba Kaufot, das auf dem Stuhle neben dem Bette lag, und befand sie wohl richtig, denn sie nickte mit dem Kopfe. Sie legte die Hand auf die Stirn

des Knaben und spricht: „In Dein Haus führe hinein und trage nicht hinaus *), an Deiner Tafel sei Unruhe all Dein Lebelang **), säe, aber ernte nicht!“ . . . ***) Und als auch diese zurückwich, da theilte sich der Haufe noch einmal, und aus der hintersten Reihe desselben trat schnell eine viel jüngere Gestalt heran, ein Mann in der Blüthe der Jahre, es war der Vater des Knaben, dahingeschieden, als der Knabe noch Kindlein war, und er kannte das Antlitz des Vaters gerade nur so viel, wie das des Urahn's; er wußte im Traum der Seele, wer es ist, aber er kannte ihn nicht. Und er hätte sich über des Knaben schöne Gestalt geworfen, wenn nicht schnell die Hand des Ahns sich dazwischen gelegt und er drohend geflüstert: „Fasse Dich, sonst thust Du dem Knäbchen einen Schaden! . . .“ Und siehe, der Knabe lächelte im Schlafe und lispelte ein Wort, o ein Wort, das er wachend noch nie gesprochen, o jenes heilige, zweisylbige Wort, welches das Höchste, Ehrfurchtvollste bezeichnet in dieser Welt, denn im höchsten Schwunge der Seele hast Du auch für Gott nur dieses Wort — „Vater!“ — Und der Schatten kämpfte mit sich selbst eine lange Zeit, dann beugte er sich tief auf den Knaben, fast bis zur Berührung, und sprach: „Aus allen Kämpfen, die Dir bevorstehen, gehe siegreich hervor, und die schwersten habe in Deiner Jugend zu kämpfen, und alle Deine Feinde sollen Deine Freunde werden! . . .“

Da streckte der Knabe die Glieder und die Glocke schlug Eins an, und der Vollmond ging vorüber am Fensterchen, daß sein Strahl nicht mehr hineinfiel. Niemand war mehr im Dachkammerchen, außer dem schlafenden Knaben.

*) Die Gattin.

**) Von den Kindern.

***) Erzeuge Kinder, aber verliere sie nicht. Vgl. Moëb Katou 9.

8.

Jochim, der Lehrer.

Kam ich vor einiger Zeit von einer Reise nach Hause zurück. Begegnete mir Einer auf der Straße; sagt ich, nachdem wir uns begrüßt: „Nun, was giebt's Neues hier?“

„Neues? Nun, Du weißt, daß Jochim der Lehrer gestorben?“

„Was, Jochim der Lehrer? der alte Jochim mit der „Schmachtstimme“? endlich doch gestorben?“

„Derselbige, und gestern ward er begraben.“

„Vornuch Dein Emmes! — der gute, alte Jochim — haben wir wirklich viel verloren“

Ging ich kopfschüttelnd meine Wege, und gerade vor dem Hänschen vorbei, wo Jochim gewohnt, er und seine Mädchenschule — es war nur eine Hilfsklasse, wo die kleinen Mädchen hebräisch lesen lernten, oder gewöhnlich nicht lernten. Ich guckte durch die kleinen Fensterscheiben, wie ich oft gethan, allein ich sah wirklich den alten Jochim auf der letzten Schulbank am Ofen nicht sitzen, aber zwei Männer, die ich kannte, und ging hinein. War's der Bruder Jochim's und ein Anderer aus der Verwandtschaft, und sie waren im Begriff, sich in die Erbschaft zu theilen, wenigstens mit Worten, wenn auch die Sachen bis nach den Schlauschim (den 30 Tranertagen) noch zusammenbleiben sollten.

Ach, da war, namentlich im Bruder, durch den Blick auf die Effecten des alten ehrlichen Jochim der Schmerz wieder mit aller Stärke erwacht, und Thränen rollten ihm über die Wangen, wenn man Wangen nennen konnte jene tiefen Höhlen unter den Jochbeinen des langen Venbit. War ein alter, hagerer Hagestolz, ein ehrlicher Hausfrier mit Band, der die zwei Groschen, die er langsam verdiente, noch langsamer verzehrte, so daß er immer noch einige Pfennige über hatte.

„Na, den Rock kann ich nicht brauchen,“ sagt er zum Andern, als ich hereintrat, „der ist mir zu klein“ . . . er schwieg über das andere Hinderniß, die große Wölbung im Rücken, in der der Hocker des verewigten Jochim gesteckt hatte. . . .

„Aber die Hosen?“ . . . fragte ernst der Andere.

Benbit schüttelte langsam den spitzen Kopf . . . „wenn ich sie auch in die Stiefel stecken wollte, gingen sie doch nur bis ans Knie. . . .“

Da sah er ein Anderes, und das mochte ihm zusagen; ging er gravitatisch zum Schranke, und langte einen noch ganz reputirlichen Hut herab, und immer weinend setzte er ihn sich auf und trat vor den kleinen zerbrochenen Spiegel, und beschaute sich, wie er ihm stünde, und schüttelte den Kopf, bald nach beiden Seiten, um den Schmerz über seinen heimgegangenen Bruder, bald nach unten, um das Wohlgefallen über den Hut auszudrücken. . . .

Macht ich, daß ich fortkam.

Aber der Jochim kam mir nicht aus dem Sinn. War er doch von unendlicher Güte und Geduld, und wem was auf dem Herzen lag, konnte nichts Besseres thun, als sich eine Stunde zu dem kleinen, buckeligen Jochim auf die letzte Schulbank zu setzen, nicht um es ihm mitzutheilen, sondern nur um ihm zuzuhören, wie er mit der „Schmachtstimme“ plauderte, erzählte, demonstirte von Einem ins Hundertste und dann ins Tausendste, und beruhigt von dannen zu gehen.

Erinnre mich, wie ich so einstens bei ihm saß, still und traulich, kam ein armes Weib herein: „Herr Jochim, wollen Sie wohl so gütig sein, mir einen Brief zu schreiben?“ Nahm er Papier und Feder zur Hand und sprach: „An wen denn?“ Fing sie an zu erzählen, und er hörte ruhig zu, eine halbe Stunde, und dann fing sie nochmals an, denn sie hatte die Hauptsache vergessen, und dann hatte sie den eigentlichen Gegenstand übergangen . . . er rührte sich nicht. Nun erzählte und sprach sie immer noch, aber er war schon fertig mit dem Brief,

und unterbrach sie und las ihr den Brief vor, ach, und sie war so gerührt von ihrer eigenen Sache, und weinte über den rührenden Brief: „na, wenn der nicht hilft, hilft Nichts“ Faltete er den Brief, schrieb die Adresse, siegelte ihn zu, reichte ihn ihr. Fing sie an: „Lieber Herr Zochim, was fang ich aber an, ich hab das Postgeld nicht zu bezahlen?“ Griff er in die Westentasche, seine Schatzkammer, und gab ihr ein Zweigroschenstück zum Postgeld. Dankte sie, und hob nochmals an:

„Lieber Herr Zochim, gehen Sie nicht gerade vor der Post vorbei? Ich hab keine Zeit hinzugehen. ...“

Antwortete er ruhig: „Nein, liebe Frau, die hab' ich auch nicht, aber hier habt Ihr einen Sechser, dafür tragt Euern Brief hin. ...“

Und sie nahm ihn, und guckte ihn nochmals an, als ob sie noch was auf dem Herzen hätte, aber ich konnt mich nicht halten vor Lachen, und das nahm sie übel auf, und ramnte fort, und schlug die Thüre zu, daß das Haus bebte, und raisonnirte laut, aber den Brief und die zwei Groschen und den Sechser nahm sie mit ... und Zochim lächelte, und drohte mir mit dem Finger, und sagte: „Sie werden mir meine Kundschaft vertreiben. ...“ O die sauste „Schmachstimme“ dabei!!

Fünfundzwanzig Jahre war er schwindsüchtig, der gute Zochim, und man hatte wiederholt seinen Tod erwartet, vor zwanzig, vor zehn Jahren schon, aber er war immer wieder erstanden, und wenn man mit ihm darüber sprach, so lächelte er in sich hinein, und drehte die Augen nach innen, als ob er es wohl wüßte, wie es gekommen, aber mir nicht sagen wollte. ... Denn schelmisch und schnurrig war er bei all seiner Gülte und seinem wohlwollenden Ernste — na, ich will's nicht verrathen. ... Und da er gern und gut erzählte, beichtete er mir doch einmal, wie all dies gekommen, und zwar folgendermaßen.

In meinen jüngeren Jahren, erzählte er mir — ach, es war eine wohlige Stunde, der Regen rauschte hernieder und schlug an die kleinen Fensterscheiben, der Wind heulte im

Schorne, es war pechdunkler Abend, kein Sternlein am Himmel, kein Menschlein auf der Straße, das Feuer prasselte im Ofen, ich hatte Thee und Zucker mitgebracht, und so schlürften wir eine Tasse zusammen — in meinen jüngeren Jahren, hob der gute Hochim an, ach! und mit welcher Wollust dampfte er an einer sehr leichten Cigarre, die ich ihm mitgebracht, nur daß der böse Husten ihn immer wieder störte — in meinen jüngeren Jahren war ich Mohel, und ein geschickter Mohel (Beschneider), und wenn die Gelegenheit sich bot, scheute ich kein Hinderniß, um diese Mizwa (Pflichtgebot) zu vollziehen. Ich war Lehrer in einem Dorfe, in welchem mehrere Familien unsers Glaubens wohnten, ringsum einige Dörfer ähnlicher Art, die nächste größere Stadt sehr fern. War ein schlimmer Winter, und fast täglich wirbelten die Schneeflocken, dann frov es dazwischen sehr hart, so daß die Schichten des Schnees immer höher sich anhäufsten. War eine solche Nacht, wo das geringe Licht durch den fliegenden Schnee unbrauchbar ward, als es mit einem Male an mein Fensterchen klopft:

„Macht auf!“

„Wer da?“ rief ich erschrocken.

„Ein Bote aus N...dorf.“

Ich ließ den schneebedeckten Mann herein, und erfuhr, daß er mich berufen sollte, um Gotteswillen am andern Morgen in N...dorf ein Knäbchen zu beschneiden. Der Bote aber mußte sofort zurück.

Nun, ich wußte ja Bescheid in der Gegend, kannte Weg und Steg, ob schon der Schnee die ganze Flur egal gemacht hatte. Nach Mitternacht machte ich mich auf, mein Mohelzeug wohl eingepackt unterm Arm. Aber kaum hatte ich eine halbe Stunde zurückgelegt, als ich vor dem Schneewirbel, der mich blendete, vom Wege abkam und mich in der Irre befand. Noch schritt ich rüstig zu — halt, da krachte es unter mir, wie wenn eine Eisrinde zerborst, und ich versank bis unter die Achsel in einen Sumpf. Vergebens arbeitete ich, um herauszukommen,

ich sank nur tiefer, und ich glaube, wenn mir der Schöpfer nicht den Rücken höher gewölbt als anderen Menschenkindern, ich wäre untergesunken. So aber erhielt mich mein Buckel über dem Eis und Schnee, aber ich verlor das Bewußtsein, meine Glieder reckten sich, und . . .

Da war es mir, als ob ein kleines graues Männchen, aber merkwürdiger Weise mit zwei Köpfen, vor mir stand, und mir die Hand entgegenstreckte, und sagte: „Wenn Du mir willig folgen willst, wohin ich Dich führen werde, so will ich Dich retten!“ Ich gelobte es mit Hand und Mund. Ein Druck, und ich war heraus; aber alsbald gewahrte ich die Oeffnung einer Höhle, und zu dieser geleitete mich das graue Männchen. — „Wohin soll es denn?“ rief ich bangend aus. — „Du sollst Dein heiliges Amt vollführen. Ich bin der Bote der Meskim (eine Art Geister), und unserm Könige Churmin bar Bilith ist heute vor acht Nächten ein Knäbchen geboren worden. Wird es beschnitten, so lebt es tausend Jahr, und kann zu aller Zeit unter den Menschen wandeln. Doch bedarf es hierzu eines guten, frommen Jehudi, und es darf nichts versäumt werden, was zum heiligen Bunde Israel's gehört. So komm, und folge mir dreist, Dir kann nichts Uebles geschehen, denn Dich schützt Dein heiliges Amt. . . .“

Nun, das Herz schlug mir gewaltig, aber ich hatte keine Wahl. Vor dem Eingange zur Höhle mußte ich aber durch heiligen Schwur geloben, Niemandem mitzuthellen, was ich sehen würde. Denn das sei für Erdenmenschen nicht. Auch das that ich, denn was thut man in der Stunde der Angst nicht. Daher verschweig ich, was ich da drunten im Schooße der Erde sah und hörte, nachdem ich viele Stunden tief hinuntergefahren, aber wie im Du.

Genug, ich that, was ich zu thun hatte, und es gelang mir so vortrefflich und leicht, wie nie zuvor und nie nachher, nur das Eine will ich bemerken: kein Tröpfchen Blutes kam heraus. Als ich vollendet hatte, und mein Mohelzeug zu-

sammengepackt, da sprach der König Churmin zu mir: „Jochim, höre, was wünschest Du Dir, sag an, kann ich's, soll's geschehen, so wahr meine Mutter die Lilith ist, aber ebenso gewiß soll's nicht geschehen, wenn ich's nicht kann. Daher siz, zwei Wünsche sollen Dir erfüllt werden, zum Lohn, daß Du es so trefflich gemacht —“

Ich sann nur eine kurze Zeit nach, und sprach lech: „Weißt Du was, König der Mesikim, ich will was ganz Unschuldiges, damit Du und ich nicht verantwortlich sind. Meine Hosen, siehst Du, sind sehr durchlöchert, und haben heute Nacht nicht gewonnen, aber das Flicker gefällt mir nicht, weil der Faden immer wieder aus dem Stich fährt, oder all Augenblick zu Ende ist. Weißt Du was, so schenk mir einen Faden, der niemals aus dem Stich fährt und niemals zu Ende geht, außer wenn ich ihn abschneide.“

Der Geisterkönig hielt sich den Bauch vor Lachen, und sprach: „Jochim, Du bist ein prächtiger Kerl, den Faden sollst Du haben, er ist schon in Deiner Tasche.“

„Und zu zweit,“ sprach ich weiter, „wenn ich lese, ist mir nichts fataler, als daß ich all Augenblick umblättern muß, und will ich gar eine andre Stelle vergleichen, so brauche ich alle Finger, um die erste festzuhalten. Weißt Du was, schenk mir, daß ich gar nicht umzublätern brauche, und doch weiter lesen kann.“

Siehe, auch das gewährte mir der König Churmin, und fügte hinzu: „Nun packe Dich, Jochim, und lebe wohl.“

Raum hatte ich mich verbengt, als ich einen Stoß in allen meinen Gliedern fühlte, und siehe, ich saß auf der Schwelle des Hauses, wohin ich gehen gewollt, um zu beschneiden, und es war mir nur, als ob in der Ferne das graue Männchen mit den zwei Köpfen verschwände. Ich hätte Alles für einen Traum gehalten, aber den Zwirnsfaden fand ich in meiner Hosentasche. Sonst ging Alles den Tag glücklich ab, und ich kehrte seelenvergnügt nach meinem Dorfe zurück.

„Nun,“ unterbrach ich den Erzähler, der mich schalkhaft anblickte, „habt Ihr den Faden ohne Ende noch?“

„Setzt nicht mehr“, erwiderte Sochim, „aber Ihr sollt schon von ihm hören...“

Schlürfte eine Tasse Thee, warf den Rest seiner Cigarre in die Ecke, der Wind heulte im Schornstein, der Regen klatschte an die Fenster, Läden und Thüren ächzten, Sochim fuhr fort:

„Die Geschenke des Mexikinkönigs thaten mir weibliche Dienste. Wenn ich las, konnte ich meinen Kopf bequem in die Hand legen, ich las das Buch zu Ende, indem die erste Seite aufgeschlagen blieb; wenn ich meine Hosen flickte, auch bisweilen was Anderes, brauchte ich keinen Knoten zu machen und nicht an das Ende des Fadens zu denken, es las und nähete sich wie von selbst; ja, ich konnte Beides zu gleicher Zeit. Aber sie sollten noch höheren Werth für mich erhalten...“

„Ihr kennt den bösen Husten, der mich schon seit langer, langer Zeit plagt; vor fünfzehn Jahren war es, da schwand ich vor ihm hin, wie ein Schemen, und Jedermann dachte, es ging mit mir zu Ende Wirklich, eines Morgens, wer schreitet in mein Zimmerchen herein? Kein Anderer, als der Malach hammoes (der Todesengel) in eigener Person Blick ich gerade an meinen Hosen Kenn ihn allerdings Anfangs nicht, obschon sein mächtiges Schwert mit dem großen Gifttropfen dran mich so etwas ahnen ließ Daß ich ihn aber sah, war kein Wunder, denn ich habe das Geistersehen übrig behalten von jener Nacht bei den Mexikim Frag ihn: „wer bist Du? was willst Du?“ Antwortet mir mit einer Donnerstimme: „Bin der Malach hammoes, und komme, Deine Seele mir zu holen, sie hinzubringen, von wannen sie nicht wiederkehrt“ Erschrak ich, daß mir fast die Nadel aus den Fingern fällt. Aber fasse mich schnell, und sage: „Gut, daß Du könnst, ich bin des Lebens satt, denn ich komme in die Jahre, und was hab ich zu verlieren aber weißt Du,

setz Dich einen Augenblick hin, und warte nur, bis ich diesen Faden abgenäht, es wäre doch eine Schande, wenn man nach meinem Tode das Loch in meinen Hosen fände...." „Gut“, sagt er, „so lange will ich warten....“ und krach, setzt sich auf die Bank, gerade wo Ihr sitzt....“

Hu! fuhr ich in die Höhe.... inderß ich sah auf den ernstesten Erzähler, und ließ mich wieder nieder.

„Ja, dacht ich, Du kannst warten, und so näht' ich und nähte, und der Faden ward nicht zu Ende. Er sah mir zu, und schüttelte den Kopf; war das Loch zu, und ich nähete immer weiter, wo zerrissen oder nicht zerrissen war, immer die Naht hinunter und wieder hinauf — ward er ungeduldig, und sagte: „Na, wird's nu?“ — Antwortete ich: „Es wird noch lange nicht!“ — „Na, wie lang ist denn der Faden?“ — „Der Faden ist ohne Ende, kennst Du den Faden der Mesikin nicht?“ — „Ei, so soll verwünscht sein, wer ihn gesponnen hat!“ — „Ja, das hilft mir Nichts! Wart Du, bis ich Lust verloren, zu nähen, und Lust bekommen, mit Dir zu gehen....“ — „Und so lange soll ich warten?“ — „Ja, anders wird's wohl nicht sein.“ — Brummt er gewaltig; laß ich mich nicht stören, und nähe weiter, langsam, sehr langsam, alle Viertelstunde einen Stich, daß ich nicht milde werde. Rutscht er auf der Bank hin und her, endlich springt er auf und schreit: „Das halt ich nicht aus; jede Secunde muß ich eine Seele zum Richterstuhl bringen, und nun bin ich schon eine Stunde hier; Tausende leben schon mehr, als da sollen, und wenn ich warte, bis Du fertig bist, ist die Welt unterdeß so voll, daß kein Platz mehr unter den Füßen ist....“ — „Ja, ich kann dem nicht abhelfen, ich bin mit meinem Faden in Ewigkeit nicht zu Ende....“ Entsetzt sich der Todesengel gewaltig, und spricht endlich: „Nun sag, was ich thun soll, daß ich von Dir komme, entbinde mich meines Versprechens....“ — „Das will ich thun, wenn Du mir gelobest, mich zehn Jahre in Ruhe zu lassen....“ — „Es sei, es sei!....“ und hinaus mit Donnergebrause stürzt der

Engel, er mochte viel Eile haben. . . . Aber am andern Morgen war der Faden verschwunden; er mochte wohl nun seine Kraft verloren haben. Ich jedoch ward gesund und stark, daß die Leute sich schier verwunderten, was mit mir geschehen, am Meisten mein Arzt, der mich schon los zu sein geglaubt. . . .

„Nun,“ frug ich, „ist der Malach nicht wieder gekommen, der Moloch heißen könnte? . . .“

„Ob!?“ antwortete Sochim.

„Wie Alles zu Ende geht, schwanden auch die zehn Jahre hin, die mir der Malach Frist gegeben. Er mochte jedoch mich vergessen haben, denn es vergingen noch Monate, und er erschien nicht. Es war ein starker Winterfrost, und die eisige Luft hatte die Brust mir so wund geäzt, daß ich vor Schmerzen und Beängstigung fast wünschte — wenigstens in manchen Augenblicken — der Engel käme nun, mich zu erlösen. Siz ich dicht am wärmenden Ofen und trinke Brustthee, der mir gut that, daß es mir ganz wohl ums Herz ward, habe vor mir aufgeschlagen das Buch, welches die „Quelle des Lebens“ heißt — — als ruhig und leise der Malach hammers hercinhuscht. Ich blick ihn an; er schien etwas zerstreut, ermüdet; war doch damals die Cholera durch die Länder gegangen, was dem armen Engel viel Mühe gemacht haben muß; kam vielleicht aus Indien eben her, wo kein Winter ist, so daß jene Pest das ganze Jahr wüthet. „Bist Du bereit, mir zu folgen?“ frug er mich feierlich. „Was soll ich nicht“, antwortete ich ruhig, „hab nun genug gehustet, will nun versuchen, wie es sich ohne Husten leben läßt. . . .“ „Gut . . .“ und streckte sein Schwert gegen mich aus. „Halt!“ ruf ich, „noch einen Augenblick! ich kann doch in der Schrift des Herrn nicht mitten im Satze abbrechen. Laß mich nur lesen, bis ich umgeblättert habe, nicht länger.“ „Soll ich?“ frug er sich. „Thu's nur“, folgt ich hinzu, „Du kannst Dich die kurze Weile am Ofen niederlassen, wird Dir auch gut thun . . . das Wort Gottes verdient Ehre. . . .“ „Nun so sei's . . .“, spricht er. Ich steh auf, rük ihm einen Stuhl

an den Ofen, und er läßt sich nieder. Ich wieder hin an das Buch, und lese weiter. Lange war ich auf der andern, lange auf der dritten Seite, aber ich brauchte ja nicht umzublättern, um weiter zu lesen. Lange schwieg der Malach. Es war so traulich im Zimmer; das Feuer kisterte, das Heinenchen zirpte; er mochte wohl ein wenig eingenickt sein. Da schüttelte er sich mit einem Male und rief energisch: „Bist Du fertig?“ — „Ich habe noch nicht umgeblättert....“ — „Nun, Du mußt doch den Satz zu Ende lesen....“ — „Ja, das that ich, aber umzublättern brauch ich darum nicht, weißt Du nicht, wie die Mesikim lesen?....“

Da fuhr er wild auf: „Halt! bist Du nicht derselbe Buckelige, der mich schon einmal gepreßt? Und ich, Fant, mußte das vergessen.... Diesmal sollst Du mir nicht so fortkommen; jetzt gleich....“ und in unaussprechlicher Wuth holte er mit seinem Schwerte aus, daß ich sicherlich zu tausend Splittern vergehen mußte — — aber in der Mitte der Luft blieb sein Schwert hängen, und so gewaltig war der Stoß, daß er selbst beinahe auf das Antlitz fiel. „Kein Geist“, sprach ich langsam und betonend, „darf sein gegebenes Versprechen brechen....“

Nach einigen Augenblicken hatte er sich beruhigt. Die Verhandlungen vom vorigen Male standen lebhaft vor seiner Erinnerung. „Na“, sagte er, „ein zehn Bährchen kostet es wohl wieder.“ — „Nicht mehr, nicht minder,“ erwiderte ich. „Wohlan, aber wisse, wenn wir uns wieder treffen, sollst Du mich nicht wieder hinter's Licht führen, ich werde Dich kein Wörtchen sprechen lassen, mich sehen und sterben wird Dasselbe sein.“ „Ich bin darauf gefaßt“, sprach ich, „meine Mittel sind auch zu Ende.“ Er ging, und ich — lebe noch, aber lesen ohne umzublättern kann ich seitdem nicht mehr. Es sind nun fünf Jahre um....“

Das war die letzte Erzählung, die mir Jochim der Lehrer vortrug. Ich verreiße bald darauf, und bei meiner Rückkehr war Jochim verstorben und begraben. Es thut mir doppelt

leid, daß ich bei seinem Tode nicht zugegen war, da ich denn doch erfahren hätte, warum die zweiten zehn Jahre vom Malsach hammoves nicht eingehalten worden.... Sollte Jochim es ausdrücklich erwünscht haben? Dann hätt ich ihn, so ich anwesend gewesen wäre, davon zurückgehalten.... um unfertwillen. Seine „Schmachtsstimme“ ist nun verhallt, ich werde sie nie wieder hören....

9.

Das Kräutlein.

Wie doch die Wolken am mitternächtlichen Himmel jagen, daß sie schier den Mond verdecken! Immer wieder treibt seine oberherrliche Macht sie aus einander; aber kaum schaut er sich triumphirend um, als schon abermals neue graue und weiße heranstürmen und zwischen Erde und Mond ihre kalten, feuchten Wände schieben. Dazu rauschen die Pappeln gewaltig und bengen sich tief vor dem mächtigen Blasen des Windes, und der nahe Föhrenhain läßt weithin sein Klirren und Knistern und Schauern vernehmen. Kurz, Alles ist aufgeregert in der nächtlichen Natur, trotz dem Alles gern schlafen möchte, und doch lange noch kein Sturm und kein Untergang....

Siehe, was für ein Männlein klettert dort über die Mauer, die den jüdischen Gottesacker, „Hans der Ewigkeit“ oder „Hans der Welt“ genannt, umgiebt? Jetzt ist es glücklich darüber; der Mond bricht gerade durch, und bei dessen hellen Strahlen scheint es sicher seinen Weg zu nehmen. Es geht durch Gräber und über Gräber; es stranchelt, rafft sich wieder auf, da scheint es an seinem Ziele angelangt....

Was das für ein herzhaftes Männlein, um Mitternacht, wenn der Vollmond mit Wolken und Winden kämpft, über die

Gottesackermauer zu klettern und über die Gräber zu wandeln . . . und doch ist es nur „der stille Bendit“ (Benedict) . . . Der „stille Bendit“, der gutherzige Jüngling, der kein Kind beleidigt, der Allen thut, was man nur verlangt, bis es sich zeigt, daß er es gar nicht leisten kann, was will der hier um Mitternacht? . . . Still, sag ich, siehst Du nicht, daß er auf dem Grabe seines Vaters und seiner Mutter kniet, die vor vielen Jahren schnell hinter einander starben und neben einander begraben wurden, und den stillen Bendit, das zarte Knäbchen, als Waise hinterließen . . . aber es soll mehr zur Hinterlassenschaft gehört haben, als dieser stille Bendit, nur erfuhr man's nicht, denn Bendit's Eltern hatten den Vetter Baruch zum Vormund ihm eingesetzt, und damals gab es noch kein Vormundschaftsgericht und kein Obervormundschaftsgericht, wenigstens für Judentinder, um die sich kein Mensch kümmerte, am Wenigsten, wenn sie Waisen waren. Und der Vormund hatte sich, nachdem er die Sachen und das Hänschen veräußert, und die dafür erköste Summe dem Rabbiner angezeigt, gar nicht um den Knaben bekümmert, als daß er ihn bei zufälligem Zusammentreffen um das Pessach herum frug, wie viele Mazzeßüße er schon gegessen? . . . denn diese waren dem Herrn Vormund, dem dicken Vetter Baruch, das Liebste auf Erden. Doch ja, er bezahlte die ärmliche Kost für den Knaben von dem Gelde, von welchem wir eben gesprochen, und das daher immer mehr zusammenschmolz . . .

Aber Bendit wußte mehr. Als die Mutter fühlte, daß ihr Ende auch nahe sei, rief sie den Knaben an ihr Bett und zeigte ihm unter ihrem Kopfkissen ein Kästchen mit Zwiefeln — denn mit solchen hatte Bendit's Vater gehandelt — indem sie ihm sagte, daß er „reicher Eltern Kind“ sei. Aber selbiges Kästchen war nach dem Tode verschwunden. Ob es „Vetter Baruch“ zu sich genommen, oder ein Andre, wußte der zehnjährige Knabe nicht, und da er aufwuchs, behielt er das Geheimniß für sich und Niemand wußte, was der „stille Bendit“

wußte, der in allen Nöthen an das Zuvorkästchen dachte, und dann nur um so stiller ward. . . .

Der stille Vendit war still durch die Schule gegangen, und hatte Nichts als nothdürftig hebräisch beten gelernt. Ein Gewerbe zu beginnen, hielt ihn Niemand an, und er sich selbst auch nicht. Dafür beschäftigte er sich eifrig, Anderen Gutes und Freundliches zu thun; man konnte ihn zu Allem gebrauchen, Boten laufen, Kranke warten, Nächte durchwachen, Todte bestatten, für wohlthätige Vereine die Gelder einzucassiren, zur Jahrmachtszeit in den Läden Wache halten und solche Geschäfte mehr. Da er nur wenig bedurfte, und dies Wenige ohne zu sorgen erhielt, so lebte er so bis über sein zwanzigstes Jahr hinaus. Der stille Vendit war nicht groß und nicht hübsch, aber sein reines, blaues Auge gewann Jedermanns Gunst, da es Jedem sagte, wenn Du nur willst, lieb ich Dich! und unter uns, einen hübschen Mund hatte er auch, denn es wohnte ja so viel Güte darum herum.

Und warum kletterte dieser „stille Vendit“ jetzt um Mitternacht über die Mauer, während der Vollmond mit Wind und Wolke kämpfte, über die Mauer des Gottesackers und wandelte strauchelnd über die Gräber, bis daß er am Fuße der Gruft seiner frühverlorenen Eltern nieder sank? . . . Still. . . . Vendit, trotz dem er der Stille hieß, hatte doch die Gewohnheit, Alles, was er auf dem Herzen hatte, vor sich hin zu murmeln — und wenn wir leise horchen, werden wir's gleich hören. . . . er fängt schon an. . . .

„Vater. . . . Mutter. . . . seid nicht böse, daß ich Euch störe in der Nacht in Eurem Schlafe. . . . Menschen sagen, man müßte sich fürchten, Nachts auf den „guten Ort“ zu gehen. . . . wie kann man sich fürchten, zu Vater und Mutter zu gehen, sei's Tag, sei's Nacht. . . . aber wenn man's Herz hat voll Leidens, wohin soll man gehen, wenn nicht zu Vater und Mutter. . . . und warum ich gerade jetzt komme? . . . weil ich kluge Leute habe sagen hören: wenn man die Nacht um Vollmond

auf den „guten Ort“ geht, kann man erfahren, was man thun soll — denn die Weisim (Todten) steigen da aus ihren Gräbern heraus und unterhalten sich von dem, was sie hinter dem Vorhang gesehen — und wohl würde ich mich erschrecken, wenn andere Weisim kämen aber vor Vater und Mutter erschrecke ich nie, denn ich habe Euch nicht vergessen und kenne Euch, und wenn ich hundert Jahre alt würde Aber mir drückt es das Herz ab, wie es mir jetzt geht, und ich will es Euch erzählen, Vater- und Mutterleb, wie es mir geht ach, liebe Eltern, bei der Ruhme Frahde, wo ich nun zwölf Jahre in Kost bin, seit Ihr gestorben seid („auf Euch sei Friede!“), ist noch eine Waise, die noch länger bei ihr ist, und als ich hingethan ward, war sie ein kleines Mädchen von acht Jahren, Bittchen heißt sie. Ach, und die war immer sehr gut gegen mich und ich gegen sie, und wir spielten immer mit einander, und je älter wir wurden, desto besser ward sie gegen mich und legte mir immer zum Schabbes die weiße Wäsche recht sauber hin, und sorgt für mein Essen und Trinken, wenn die Ruhme nicht zu Hause ist, und flickt meine alten Sachen immer wieder zurecht, und kurz, was soll ich Euch sagen, im Himmel hat man gewiß schon davon gesprochen, denn da werden die Ehen doch beschlossen und Ihr wißt es schon, was ich Euch sagen will aber sagen will ich es doch — — neulichst habe ich gewacht bei einem schweren und armen Kranken, und als ich um zwei Uhr Nachts nach Hause komme, ist's Bittchen aufgeblieben und hat mir Caffee gekocht, daß ich mich erquickte und da bin ich ihr vor Freude um den Hals gefallen und wir haben uns versprochen uns zu heirathen, weil wir uns gar zu sehr lieb haben Nun aber kommt das Schlimme nach bin ich gegangen am andern Morgen zum Vetter Barnuch und hab ihm gesagt, was ich thun will es kam mir sehr schwer an — aber ich guckte nach der Wand, und da kommt ichs sagen aber der Vetter Barnuch schlug eine häßliche Lache auf und sagte: „Meinetwegen, stiller Wendit,

heirath das Zittchen oder wen Du willst — aber das muß ich Dir sagen: Dein Geld ist alle, Du hast es jetzt rein aufgegessen und zum Seman mußt Du sehen, von was Du weiter leben willst, Du bist groß und stark, nun sieh zu, wie Du fertig wirst, und Dein Vormund bin ich auch nicht mehr....“ Könnnt Ihr denken, wie ich bin 'rausgekommen.... und bald darauf war Seman um, und er hat Muhme Frahde Nichts bezahlt und Muhme Frahde gab mir einen Monat umsonst, und der Monat ist auch 'rum, und da muß ich aus dem Hause; da wollte Zittchen mir immer Etwas zustecken, aber ich nahm's nicht und seit zwei Tagen hab' ich schon Nichts gegessen, denn betteln kann ich nicht und haben thu ich Nichts.... Da hab ich mich aufgemacht und bin im Vollmond die Nacht hierhergekommen; ach, wo ist mein Zwelkenkästchen, sag's mir, Ihr habt's doch gewiß schon hinter dem Vorhang erfahren....“

So sprach noch lange der „stille Wendit“ vor sich hin und in die Gräber seiner Eltern hinein, und rang die Hände und stöhnte.... Denn die Noth des Lebens hatte ihn zum ersten und mit einem Male gepackt, und gerade auf der Höhe des Glückes und ganz unvorbereitet.... und der Kampf der Elemente hatte fortgedauert und war über das betende, bittende, schwachende, ringende Männelein dahingegangen, ohne daß er es merkte vor dem Kampf in seinem Herzen.... und er schaute bald dahin, bald dorthin.... aber aus keinem Grabe kam eine Erscheinung.... er sah keine Weisim, weder schweben noch tanzen.... schon sanken ihm die Arme schlaff an den Seiten nieder....

Da trat der Mond völlig aus dem Gewölk heraus, ringsum ward der Himmel ganz klar, eine Fülle der silbernen Strahlen schossen hernieder und beleuchteten Alles, Sterne schimmerten am Himmel, dort der blutrothe Mars, nicht weit die weißglänzende Venus — im spitzen Winkel zu beiden der Vollmond in voller Runde.... und plötzlich gewahrte der knieende Jüngling aus dem Grabe seiner Mutter eine schöne rothe

Blume gewachsen, mit blauen Blättchen in der Mitte, wie er sie noch nie geschaut.... und wie eine innere Sehnsucht trieb ihn die Blume zu pflücken und an seinem Herzen zu bergen, wie eine Botschaft seines Mütterchens, das da drunten seine Noth erfahren und ihm diese Blume zur Tröstung sende. Kaum daß aber Vendit die Blume gepflückt und in seinen Brustsack gesteckt, als er etwas Sonderbares bemerkte; da nämlich der Vollmond oberwärts nach hinten ihm stand, so hatte bis jetzt sein Schatten vor ihm auf dem Grabe gelegen — jetzt aber verschwand ihm plötzlich der Schatten vor den Augen — er sprang erschreckt auf, sah sich um, aber er gewahrte keinen Schatten seiner Gestalt mehr.... er erschrak heftig und eilte von dannen, und sprang über die Mauer und lief nach der Stadt.... er klopfte an das Thor und fürchtete sich gar sehr über den Empfang, den ihm der Böllner geben würde.... der schlürfte auch fluchend herbei, öffnete das Thor, blickte sich aber überall umher, als suche er, wer hinein wolle, und that, als sähe er Keinen, und rief: „wer da, wer hat denn gepocht?“.... Vendit war schweigend hindurchgeschlüpft — da glaubte der Böllner endlich sich geirrt zu haben, schlug das Thor heftig zu und verschloß es wieder.... Schauernd ging Vendit weiter in den menschenleeren Straßen — halt! da wäre er beinahe zusammengerannt mit Jemandem, der geraden Weges auf ihn loskam, als ob er gar nicht im Wege wäre — selbst der freundliche Nachtwächter grüßte ihn nicht, wie er es sonst wohl that, wenn Vendit spät von einer Nachtwache kam, und als Dieser Jenem sein „Gut Nacht!“ wünschte, sah sich der Wächter überall um, woher der Gruß käme?.... Da verstand endlich Vendit, was mit ihm vorgegangen, er hatte das Kräutlein Unsichtbar gepflückt — und nun konnte ihn Niemand sehen, so lange er die Blume auf dem Herzen trüge....

Vendit setzte sich still hin auf einen Stein, um zu überlegen, was er thun solle.... Da fiel ihm ein, er habe sein Bittchen nun schon sechsunddreißig Stunden lang nicht gesehen,

auf sprang er, er wollte hin, sie sollte ihm rathen, Niemand sähe ihn ja kommen und gehen. Er drang leicht in das ihm allzu bekannte Haus, er stieg die Treppe hinauf zu der Bodenkammer, in welcher Zittchen schlief.... schon hatte er die Klinke in der Hand, schon glaubte er das ruhige Athmen der Schlaferin zu hören — — „halt! wie wird sie erschrecken.... aber sie sieht Dich ja gar nicht, und Du siehest sie....“ wäre da Vendit sichtbar gewesen, wir hätten sein Antlitz mit Schamröthe bedeckt gesehen.... er ging langsam fort und verließ das Haus....

Jetzt war guter Rath theuer. Er überlegte sich — und wenn Vendit im Leben Nichts überlegt hätte, die Noth bricht Eisen — daß ihm Mütterchen die Blume nicht absichtslos geschickt und daß Blumen bald zu welken pflegten — er griff hin und die rothe Blume war schon ganz welk — er begann daher vor sich selbst: „Was willst Du denn eigentlich, Vendit?“.... Dein Zittchen und Dein Juwelenkästchen.... Nach Deinem Zittchen hast Du nun gesehen und hörtest sie wenigstens schnarchen, tüchtig und gesund schnarcht sie.... also mußt Du nach Deinem Juwelenkästchen suchen.... wo aber ist das zu finden?.... irgendwo muß es sein.... will ich 'mal zum Vetter Varuch gehen....“

Gedacht, gethan. Er kletterte über die Hofmauer, schlürfte die Treppe hinauf, drehte den Schlüssel um und stand in Vetter Varuch's Schlafzimmer. Da lag er, der Zunggefelle, hingegossen, die kleine dicke Gestalt.... sein Schreibtisch stand auf.... Vendit fing an beim Mondeslicht zu suchen, aber er fand Nichts, dabei warf er einen Stuhl um, trat in das Nachtgeschirr, daß der Inhalt sich ergoß.... Varuch erwachte, schaute sich um, Vendit verhieß sich still; Varuch machte schnell Licht, leuchtete in alle Ecken und sah sich das umgestürzte Geschirr immer von Neuem an.... aber da Alles so ruhig war, ließ er das Licht brennen und streckte sich wieder auf sein Lager.... Da kam dem Vendit ein glücklicher Gedanke.... er trat unhörbar

zum Bett, blies plötzlich dem Baruch kalt ins Gesicht, immer stärker, und schrie ihm mit Grabesstimme ins Ohr: „Wo hast Du Vendit's Juwelenkästchen?“ . . .

Ha, wie fuhr Vetter Baruch auf, wie standen ihm die paar Haare um seinen Kopf in die Höhe, welche Entsetzen in seinen Augen. . . . „Chai wekajom! was ist das?“ schrie er. . . . Nach einer Pause blies Vendit von Neuem und rief: „Wo hast Du Vendit's Juwelenkästchen? Gieb's heraus, gieb's heraus!“ . . . Baruch wollte aufspringen, er konnte nicht; schreien, er konnte nicht; fortrennen, er konnte nicht; Hilfe rufen, er konnte nicht — da saß er halb sitzend, halb liegend, die Arme in die Luft gestreckt, mit offnem Munde, ein Jammerbild. . . . das rührte Vendit so sehr, daß er schon Willens war davon zu laufen. Zum Unglück für Baruch rief er eben halb laut: „Schem jischmereinu. . . .“ Da ermaunte sich Vendit, blies noch einmal und stärker, und schrie noch einmal und stärker: „Wo hast Du Vendit's Juwelenkästchen? . . . Gieb's her, oder ich bring Dich heute noch nach dem „guten Ort“ . . . und dabei kniff er dem dicken Vetter in die Lende ganz empfindlich — — Da bekam Herr Baruch Weine, er sprang auf, stürzte in die Kammer, schlug einem Kasten den Deckel ab, warf eine Menge Lumpen heraus und holte ein großes Sammetkästchen hervor, kehrte in das Zimmer zurück, streckte den Arm aus und rief: „Da, da, Schrecklicher, hast Du's, es fehlt Nichts als ein großer Diamant, den ich einmal in der Noth verkauft habe. . . .“ Eine kalte Hand streifte über den Arm Baruch's, faßte das Kästchen und — unsichtbar, verschwunden war's. Vetter Baruch sank in Ohnmacht, darin er sehr lange, lange lag. Als er des Morgens erwachte, fand er sich auf dem Boden dicht neben seinem Bette niedergestreckt. Er glaubte schwer geträumt zu haben, aber als er sich auf den Inhalt des schrecklichen Traumes besann, als er in die Kammer stürzte und das Kästchen nicht mehr im Kasten fand, da. . . . je nun, von da ab wurde Vetter Baruch sehr fromm, Morgens und

Abends lief er in die Synagoge, der Erste und der Letzte, und sagte Psalmen den halben Tag und . . . aber er wurde immer magerer und huzelte zusammen, und nach einem Jahre wurde der gute Vormund, der die Waise hatte wollen betteln gehen lassen, hinausgetragen, von wannen Niemand zurückkehrt.

Vendit aber heirathete sein Bittchen. Bittchen legte ein Geschäft an, das sie trefflich nährt mit ihrer zahlreichen Familie. Vendit aber beschäftigt sich fort und fort mit „guten Werken“, und ist der unentbehrliche Versorger von Armen, Kranken und Todten. Bei Freud und Leid wandert er hinaus auf seines Vater, seiner Mutter Grab und meldet ihnen die Kunde. Aber eine rothe Blume mit blauen Blättchen drin fand er nicht wieder — verlangte es auch gar nicht. . . . Du fragst: wo ist denn die erste geblieben? Je nun, das weiß Vendit selbst nicht, denn des Morgens fand er sie nicht mehr im Brusttas, sie mochte wohl beim Davonlaufen entfallen sein, denn als er des Morgens zu Bittchen lief, da sah es ihn in seiner ganzen Schönheit, und das wollte er auch.

10.

Das Loch in der Erde.

I.

War ein ordentlicher armer Mann Zeit seines Lebens gegangen, um das Loch im Himmel zu finden, durch das ihm der liebe Gott herunterwerfen würde, was er brauchte an guter Wohnung, Kleidung und Nahrung, besonders für Sabbat und Fest. Hatte er so lange das Loch im Himmel gesucht, bis er plötzlich in ein Loch auf Erden hineinfiel, das seine emporgerichteten Augen nicht gesehen. Und wie Einer immer tiefer fällt, wenn er einmal ins Fallen gekommen, fiel er und fiel er, und kam gar nicht zu Boden. Endlich hing er gar still in der Luft, und sah vor sich eine große dunkle Oeffnung an der Seite, dahinein ging er. Schob er sich einige hundert Schritte fort, als von Weitem ein Lichtstrahl in seine Augen fiel, dem er nachging. Immer heller und heller ward's, je mehr er dem Lichte folgte; und endlich stand er vor der offenen Pforte eines großen Gebäudes, aus der ein wahres Lichtmeer quoll, wie es unser Mann noch nie gesehen, was freilich nicht viel sagen will. Nachdem sich seine Augen daran gewöhnt, trat er ein. Kam ihm ein kleines Männchen entgegen im grauen Leibrock und grauen Beinkleidern, die in glanzgewichsten Stiefeln staken, und auf dem Kopfe hatte das Männchen einen schwarzen dreieckigen, sehr, sehr breiten Hut. Ach, war das Männchen klein, gar zu klein — aber es hatte ein goldenes Scepter in der Rechten; und machte eine sehr ernste Miene. Freilich war sein Gesicht rund und glatt, sein Mund so kindlich gut geformt, seine Augen blickten so sanft — aber er zwang sich, finstere Falten

zu ziehen, die den beschränkten Beschauer wohl erschrecken konnten. „Um Gott!“ rief unser Held, „was ist das für ein schrecklich grimmiger Mann dieses Männehen!“

„Was suchst Du hier?“ schrie ihn das Männehen an, wenn man sein Piepsen schreien nennen kann, da er es so hoch hinaufwirbelte, wie er vermochte.

„Verzeiht, Herr König von den kleinen Menschen“, winkelte Jener, „ich suche gar nichts, ich bin hierher gekommen, ich weiß nicht wie“

„Das ist nicht wahr, denn Niemand kommt hierher, er suche denn Etwas“

„Um, ich suche, was alle Menschen suchen, aber hier hab ich's nicht gesucht. Ich habe gedacht, es wird mir was vom Himmel fallen, unterdeß bin ich gefallen Was ich suche? Hab ich nicht lange genug gehungert und gedürstet, gesorgt und gehandelt, gebetet und gefastet und hab mein Lebtag nichts bekommen, kein Brod und keine Frau und kein Geld“

„Gut, so komm“

Und der kleine Mann führte den großen Mann durch viele prächtige Gemäcker, dann über einen Hof, und viele Stiegen hinunter, immer tiefer in den Schooß der Erde hinab, so daß unser Mann, der große nämlich, schier milde wurde. Endlich stand der kleine Scepterträger still, klopfte mit seinem Scepter dreimal an eine hohe eberne Pforte, die sich mit einem Getöse öffnete — sie führte in ein ungeheures Gewölbe, das genügend erhellt war. Der Mann — doch wir wollen ihn nun beim Namen nennen — Joseph, mit dem Beinamen der Wolkengucker — sah sich um; was sah er in dem Gewölbe? Eine Menge, eine zahllose Menge Säcke, sehr verschieden an Umfang und Größe, und an jedem Sack war ein großes Papier, und darauf stand, wem der Sack gehörte.

„Jeder Mensch“, begann erst der kleine Schedinkönig mit dem dreieckigen Hüte, „jeder Mensch hat einen Sack zu tragen. Davon kann ihn Niemand befreien. Wohlan, da Du

Deines Sackes überdrüssig bist, such Dir einen andern aus von all den Säcken — es soll Dir frei stehen, welchen Du wählen willst.... Wenn Du gewählt hast, so rufe, ich werde wieder bei Dir sein.“

Er verließ das Gewölbe. Unser Joseph war nicht auf den Kopf gefallen, und spazierte zuerst zwischen all den Säcken umher, sie sich anzuschauen und ihre Aufschriften zu lesen. Hei! da waren Säcke für Kaiser und Könige, für Reiche und Bornehme, für Minister und Richter, für Priester und Gelehrte, für Kaufleute und Handwerker — über das Eine wunderte er sich nur, daß Mancher Säcke so groß waren, von denen er voraussetzte, sie hätten eigentlich gar nichts zu tragen.

Da aber vom Ansehen keine Wahl getroffen werden konnte, mußte er sich schon entschließen, die Säcke durchzuprobiren, welcher ihm wohl am leichtesten zwischen den Schultern sitzen würde. Er faßte zuerst nach dem Sack eines Kaisers und Königs — halt, die konnte er nicht eine Linie von der Stelle rücken. „Weh,“ dacht er, „wie gut, daß mir der Herrgott nicht einen solchen auf den Rücken gepackt, da wär ich wahrlich zerdrückt drunter!“.... „Nun“, sprach er zu sich selbst, „der Sack eines Ministers oder Feldherrn wird wohl auch zu schwer sein“.... er probirte einen solchen, aber er bekam ihn kaum gerade — „ich will bescheiden sein und den Sack eines reichen Mannes nehmen, das muß ein sehr angenehmer Sack sein“.... er griff danach, hob ihn einige Zoll von der Erde, und ließ ihn ermattet sinken — „nein! wer hätte das gedacht, auch den bekomme ich nicht in die Höhe!....“ So probirte und probirte unser Joseph, den Saal auf und ab, alle Stände, alle Classen, die bevorzugten, die mittleren, die niederen, durch, er hob und wog — er wurde milde zum Umfallen; bald konnte er den Sack nicht heben, bald bekam er ihn nicht auf den Rücken hinauf, bald, wenn er ihn oben hatte, rollte er auf der andern Seite wieder hinunter; ja, hatte er einen zwischen den Schultern, der ihm zu passen schien, und er ging einige Schritte, wurde

ihm die Last unerträglich, und um so mehr, da dies, wenn er sie sich ansah, lauter widrige und erbärmliche Gewerbe waren, die ihm der Mühe nicht werth schienen. Endlich kam er an einen dunkeln, entlegenen Winkel, wo noch ein Sack stand, der ihm klein und mager schien, er faßte ihn, erhob ihn — „ha,“ jubelte er, „das ist, was ich brauchen kann!“ — es war ihm leicht und wohl, die Last so bequem, so gut vertheilt, schnell eilte er zur nächsten Lichtflamme, und besah sich die Aufschrift — darauf stand: „Sack für einen Lump, für Joseph den Wolkengucker“ — wie erschrak der gute Mann, und dann ärgerte er sich: „das hätte ich wohlfeiler haben können“, und wollte den Sack auf die Erde werfen — aber er saß ihm fest zwischen den Schultern.

„Thörichter Mensch!“ ließ sich die feine Stimme des Männchens neben ihm vernehmen — „verstehst Du nicht, was zu erfahren Du gewürdigt worden? Für Jeden ist der Sack am leichtesten zu tragen, den er schon trägt....“

Joseph ließ traurig den Kopf hängen. „Ist es nicht ärgerlich“, murmelte er vor sich hin, „Zeit seines Lebens nach besserem Geschick zu suchen, um sich zuletzt sagen zu lassen: das Beste, was Du finden kannst, hast Du schon?....“

„Nun ja“, schmunzelte der Dreimaster, „es ist nicht leicht, ein Mensch zu sein.... indeß, Joseph, Du sollst so kahl nicht hier wegkommen, Du sollst nicht umsonst hier gewesen sein. Komm weiter mit mir, Du sollst Alles haben, was Du Dir wünschest.“

II.

Wohin der kleine Mann den Joseph führte, das hat dieser niemals kund gegeben. Er erzählte nur:

War ich auf einmal ein junger Mann wieder, wie ich zwanzig Jahre früher gewesen, ganz natürlich so, nur mit dem Unterschiede, ich war sehr, sehr reich. Fährwahr, ich hatte

Alles, was ich wünschen konnte. Die erste Zeit that mir das sehr gut. Ach, hatt ich so viel entbehrt, wie ließ ich es mir nun gefallen! Jeden Tag ließ ich mir das Schönste, Beste auf den Tisch bringen, und aß und aß, als wenn ich im Leben noch Nichts gegessen hätte, und trank, ich wunderte mich, wie ich trinken konnte; und dann legte ich mich ins Bett und schlief den Mauth aus; und dann kleidete ich mich fein an und ließ mir den Wagen kommen und fuhr spazieren; und dann fing ich wieder von vorn an. Das dauerte aber nicht lang, war ich all dies gewohnt, und es amüsirte mich nicht mehr, ja, bald war's mir fast zuwider. Ich hatte aber einen Diener, der sehr klug schien und dem ich ganz vertraute. Der sagte mir, ich müßte in Gesellschaft gehen. Das that ich, und der Ehrgeiz trieb mich, in reiche und vornehme Gesellschaft zu kommen. Aber da sah ich, daß ich kaum beachtet wurde, weil ich lange nicht so reich und vornehm war wie sie. Ich ging nach Hause und zählte meine Reichthümer, und siehe, ich hatte sehr viel, aber lange nicht genug. Ich befrag meinen Diener nochmals, wie ich wohl reicher, viel reicher würde, mehr als alle Die, welche mich über die Achseln ansähen. Da sprach er: „Wenn Du willst, kannst Du es wohl werden, aber man muß viel wagen.“ Ich folgte daher seinen Eingebungen, und fing an, große Unternehmungen zu machen; ich übernahm große Lieferungen für Kriegsheere, und machte mich sehr gut bezahlt; ich borgte Grafen und Fürsten gegen hohe Zinsen; ich sandte Schiffe übers Meer, Waaren aus fernen Welttheilen zu holen. Zwar mußte ich da arbeiten und arbeiten, viele Leute commandiren, und meinen Kopf mit Sorgen füllen; bald schwebt ich in der Angst, bald in jener Furcht, bald hatt ich großen Gewinn, bald außerordentlichen Verlust — aber mein Reichthum schwoll und mein Ansehen wuchs, und die mich sonst nicht beachtet hatten, krochen mir jetzt zu Füßen — — aber ich war doch oft sehr traurig und verdüstert... konnt ich doch nicht mehr frei athmen, und wenn ich gedachte, wie ich fröhlich

nach einem mühselig errungenen kleinen Verdienst so fröhlich durch die Fluren gezogen, und . . . doch da fiel mir mir wieder die Größe meines Reichthums und was mir Alles zu Gebote stand, ein, und ich hätte um alle Fröhlichkeit der Welt nicht zurückgetauscht. — Ich frug noch einmal meinen Diener, und der sagte zu mir: „heirathe!“ . . .

Schier wunderte ich mich, daß ich daran nicht gedacht, ich dankte ihm und wollt es thun. Ich sah mich unter den Töchtern des Landes um . . . kaum war es bekannt geworden, daß ich heirathen wollte — Himmel! welche Schaar von Freierwerbern belagerte mein Haus . . . Ich jagte sie fort und erklärte, daß ich diesmal keine Commissionswaare wolle . . . unter den vornehmen Familien, die ich öfter besuchte, war eine, die mir stets großen Respekt einflößte; es war eine alte Banquierfamilie, die seit Jahrhunderten schon sehr reiche Geschlechter zählte. Obgleich man jetzt öfter von dem wankenden Credit des Hauses flüsterte, so wurde es doch von Allen hochgeehrt. Hier war eine einzige Tochter, schön, voll Geschicklichkeiten, hochgebildet . . . sie stach mir in die Augen, aber — ich wagte mich nicht daran, denn ich hatte außer meinem Gelde eben Nichts. Ob ich verliebt war? Ich weiß es nicht recht, aber die schöne, feine Braut heimzuführen — wie erstaunte ich, als ich die letzte Zeit merkte, daß man mir entgegenkam . . . Kurz, nach vier Wochen war ich Bräutigam, nach acht Wochen Mann — wer war glücklicher? . . . Himmel, welche Veränderung — aus dem Lump ein reicher Mann, aus dem Hagestolzen ein glücklicher Ehemann, aus dem „Wolkengucker“ ein großer, mächtiger Speculant, dessen Reichthümer immerfort anwuchsen . . .

Meine Frau hatte mein Hauswesen ziemlich verändert. Größeres Haus, prächtiger eingerichtet, häufige, ich möchte fast sagen, immer Gesellschaft, die fein bewirthet wurde, es kostete ein schmähhches Geld; aber ich hatte es, und wollte ich Einsprache machen, ich weiß nicht, meine Frau hatte einen Blick an sich, vor dem ich zurückbebt, der mich verstummen

machte.... Ueberhaupt fühlte ich mich nur sehr kurze Zeit glücklich bei ihr — sie that sehr freud und zurückhaltend, oder besser gesagt, sehr hochmüthig gegen mich, und dies noch mehr, wenn Gesellschaft da war, und wann war diese nicht da? Es schien, als ob sie aller Welt sagen wollte, ich sei nichts mehr, als ihr erster Diener. Und dann und wann glaubte ich zu sehen, daß sie mit Anderen sehr fremdlich, zu fremdlich sein könne — o es war wohl nur Eifersucht von mir.... Ich fing an, mich in meinem Hause unwohl zu fühlen, ich warf mich, um mich zu zerstreuen, um so mehr auf Geschäfte, auf neue, auf große Geschäfte....

Ach, es sollte nicht lange mehr dauern. Mein Schwiegervater zog mich vermittelst meiner Frau, deren hohem Blick ich Nichts abschlagen konnte, an sich und in sehr gewagte Unternehmungen, von denen vergebens mein kluger Diener mir abrieth — ach, ich wollte die Liebe meiner Frau mit aller Gewalt erobern.... eines schönen Morgens schlugen die Flammen über mein Haupt zusammen — ich hatte es so weit gebracht, daß ich einem emporgekommenen Fremdherrscher ein großes Ansehen machte — er wurde gestürzt, und ich mit. — — Das war den einen Morgen, am andern — war meine Frau verschwunden, indem sie alle Kostbarkeiten und Werthpapiere, die noch da waren, mitgenommen — ach, ich erfuhr sogar, wer sie auf der Flucht begleitete.... Meine Gläubiger ließen mich ins Gefängniß werfen, wo ich bei schmaler Kost, übelster Behandlung Hohn und Schimpf ausgesetzt war. Was hatt ich Alles zu ertragen vom Gefängnißwärter, von den Gefangenen, die den ehemals reichen Juden zu behohnucken sich höchlich ergötzen. Wie verwünschte ich meine Frau und ihren Vater, ja, als die langen Tage des Sommers sich in lange Nächte des Winters wandelten, und ich immer nur noch die weißen Kerkerwände und Frost und Hunger und Mergerniß vor mir sah, wie verwünschte ich da meinen Reichthum — Alles, Alles, was mir das graue Männchen mit den lackirten Stiefelchen, dem großen

Dreimaster und dem goldnen Scepter geschenkt hatte.... Ha, als dann die Frühlingssonne mein schmales Fensterchen zu besuchen kam, als jenes Fest der Befreiung „aus dem eisernen Ofen Aegyptens“, Besach, sich nahete, und für mich keine Erlösung zu kommen schien — da warf ich mich auf den harten Boden meines Kerkers und rief voll Schmerzes: „Mann, Mann im tiefen Erdenloch, gieb mir meine Armuth wieder, meine Armuth und meinen Junggesellenstand wieder, ich will Nichts weiter — —“ „Die sollst Du haben!“ rief eine feine Stimme — und plötzlich fiel ich nicht mehr nieder, sondern stieg in die Höhe, hoch, hoch hinauf, und kam wieder aus Tageslicht, und bekam einen großen Ruck — und siehe, ich lag neben einem großen Dorfbrunnen, Gott weiß, wie ich dahin gekommen....

Seitdem such ich kein Loch mehr im Himmel, und fürchte mich vor jedem Loch in der Erde — in eines komm ich doch einmal — und heiße darum auch nicht mehr der „Wolkengucker“, aber desto öfter der „Lump“ — schadet Nichts, weiß ich doch, daß für mich Das das Beste ist....

